

X47Y
-M726
U

Ums
Menschentum
Ein
Schillerroman
von
Walter von Molo



Verlegt bei
Schuster & Loeffler/Berlin

Library
of the
University of Wisconsin



6.70

7

14th w
5

Ums Menschentum

**Von Walter von Molo erschienen
bei Schuster & Poeschl in Berlin die Romane:**

Wie sie das Leben zwangen	4. Aufl.
Die Lebenswende	4. Aufl.
Die unerbittliche Liebe	2. Aufl.
Die törichte Welt	2. Aufl.
Der gezähmte Fros	2. Aufl.
Wir Weibgesellen	2. Aufl.
Ums Menschentum, Erster Teil des Schiller-Romans	5. Aufl.

In Vorbereitung:

Im Titanenkampf, Zweiter Teil des Schiller-Romans
Den Sternen zu, Dritter Teil des Schiller-Romans
Der Infant der Menschheit, Drama in drei Akten

Bei Georg Müller in München die Dramen:

Das gelebte Leben in vier Akten
Die Mutter in vier Akten

Ums Menschentum

Ein Schiller-Roman von
Walter von Molo

Erster Teil
1.—5. Auflage



Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1912

**Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes,
vorbehalten**

Copyright 1912 by Schuster & Loeffler, Berlin

179664

NOV 28 1913

X 47Y

M726

U

Und sehet ihr nicht das Leben ein,
Wie wird euch das Leben gewonnen sein.

Schiller.

Die junge Frau saß blaß im breiten Rücken-
fessel und ihre hellen Augen sahen tief ver-
innerlicht zum blauen Novemberhimmel empor,
der durch das Grau der Buchenscheiben verbüstert
in die kleine Stube schien. Das bleiche sommer-
sprossige Antlitz trug den milden Ausdruck williger
Ergebung. Die weißen, schlanken Finger
griffen in versonnenem Spiel die Lederrolle des
alten Polsterstuhles ab, auf dessen hoher Lehne
rotgolden das aufgelöste Kopshaar lag.

Sorgenvoll sah die alte Frau Rodweiß ihre
Tochter an. Gewiß dachte die wieder an den un-
ruhigen Gatten! War das ein Jammer! Sie
räusperte sich mahnend. Als das nichts half,
schüttelte sie ein paar Mal den Kopf und räusperte
sich noch einmal. Es half wieder nichts! Sie
hustete lauter. Endlich hielt sie's nimmer aus
und hieb der eigenen Schürze eins herunter.

„Dorle!“ sagte sie sehr energisch. — —
„Dorle!!“

Erschrocken sah die stimmungsgelöste Tochter
auf. „Was ist, Frau Mutter?“

„Was denkst schon wieder?“ Drohend stützten sich die Arme der Rodweiß in die Hüften.

Die junge Frau fuhr langsam, fast zärtlich, mit der Hand über die Stirne, als wollte sie schwere Gedanken von sich streifen, die dort lasteten und ihr doch lieb wären. „Ich glaub’“, sagte sie tastend und bettelte um ein gutes „Ja“, „der Kaspar wird jetzt bald am Main sein?“

„Immer das Gesorge und Gebange! Wenn einer Offizier ist, kann er nicht ewig daheim hocken. Laß’ den Herrgott für ihn sorgen, der trifft’s besser als du!“

„Wenn Gott nicht wär’, Frau Mutter: es wär’ ja wirklich zum Verzweifeln! Was wird aus uns, was mach’ ich denn, wenn einer den Kaspar niedertwirft oder wenn ihn eine Kugel trifft?“ Aufgerichtet saß sie nun im Sessel, und ihre scheuen Augen zeigten schwere, bittre Angst. „Was mach’ ich mit dem Rhinele und mir?“

„Ich geb’ dir keine Antwort nicht! Denk’ an das Kindle, das du trägst! Der Ludwigsburger Chirurgus hat g’sagt, die Kinder würden leicht schwach und unruhigen Geistes, so sich die Mutter während der Zeit härmet und dunkle Gedanken macht. Das weißt d’ und laßt das Sinnen trotzdem nicht sein! Gelt?“

„Die Kinder werden so, Frau Mutter, wie es Gott will.“ Für einen Augenblick schloß die junge Frau schmerzlich die Augen, der sanfte

Mund bekam einen harten Zug, als hörchte sie angestrengt fernstem Laut, der Wichtiges kündete.

„Soll ich laufen, Dorle?“ fragte die Mutter und fuhr eifrig und dienstfertig nach den Schürzenbändern, um sie aufzulösen — denn mit einer Schürze angetan ging sie einmal nicht über die Gasse — „ist's so weit?“

„Es hat sich bloß gereget.“ Mit wehem, abwesendem Lächeln sah sie ihre Mutter an.

„Wenn der Rodweiß nur endlich käm!“ In der alten Frau waren Born und Ärger, der bösen Zeitläufe wegen und auch sonst! Sie trat von einem Fuß auf den andern und sah nach dem Ofen, ob die Milch nicht überliese. Das unverbesserliche Dorle begann schon wieder aufgeregter zu reden:

„Wenn der Kaspar nur nicht viel im Freien kampieren muß! Das letzte Mal sind, aus dem böhmischen Quartier, von sechstausend bloß zweitausend zurückgekommen! Im rechten Fuß hat er schon die Gicht, seit dem Breslauer Moor. Es heißet, sie seien jetzt alle gegen den Preußen auf. Sie werden sehen, Frau Mutter, der Fritz wird sich blutig rächen, besonders an den Württembergischen, weil der Herzog alles gelernt hat von ihm und ihn nun verläset. Und die Koalition stellet die Hilfsvölker immer an das gefährdetste Eck. Es muß übel ausgehen, wenn

rechtgläubige Protestanten wider Protestanten streiten. Unser Herzog ist katholisch und versteht das nicht."

"Jetzt hältst endlich den Schnabel und bist still!" Weit vorgebeugt, lauernd, stand die Mutter Rodweiß, als wäre sie fest entschlossen, jedem Wort, das noch aus der Tochter Mund kommen sollte, den Kopf abzubeißen.

Frau Schiller faltete im Schoß die Hände und preßte die kalten Finger zusammen. Ein trauriges Lächeln der Hilflosigkeit war in ihrem rührenden Antlitz ausgebreitet. Mit Gewalt riß sie sich von ihrem Denken los. Sie seufzte, aber ganz leise und unauffällig, damit es die Mutter nicht merkte.

"Was willst? Sag' mir's!" befahl die und stand mit lathungrigen Fäusten.

"Ich möcht meinen Gellert haben, der hebt das Denken," sagte Frau Dorothea, um der Mutter Arbeit zu geben. "Mir ist auch kalt."

"Da hast's Büchle, aber lies nicht lang; das Licht ist rar. Jamohl; saukalt ist's herinnen!" Die alte Frau Rodweiß rieb sich freudig die Hände, weil endlich etwas zu tun war; sie begann ein emsiges und scharfes Feuern mit den Buchenscheiten. Der Widerschein der Flammen flackerte in der engen Stube. Er sprang vom floßigen Tisch auf die rundumlaufende Bank und von dort in die wartende Hängewiege. Die

gebrochene Handwaffe, die seit Leuthen nicht mehr zu gebrauchen war — man hatte sie schlecht repariert — bligte an der Wand im letzten zagen Sonnenstrahl, der aus den Schneewolken durchs schmale Fenster des Stübchens stach.

„Am Tage Simon und Juda ist er fort,“ dachte die junge Frau, hinter ihrem Gellert verschanzt, „vor dem Frühjahr kann ich ihn nicht sehen; dann ist das Kindlein schon über ein halbes Jahr alt.“

Im Kachelofen frachte das Holz. Beizend stieg der Rauch zur niedern, getäfelten Stubendecke, auf der eine einsame Fliege sang und Reflexe der Gasse schwebten. Die Uhr tickte fleißig drauf los. Es wurde dunkel, die früh sinkende Dämmerung entführte den letzten Mut und legte ihn in Ketten. Starren, träumenden Auges sah die Frau Leutnant Schiller im Fensterauschnitt, daß es mit großen, flaumigen Flocken, langsam und wohl vorbereitet, zu schneien begänne, das hörte so schnell nimmer auf. Der Schnee hing sich beim marschieren schwer an die Beine; eine Winterkampagne war überhaupt schrecklich! Gott, wenn sie ihn nur schon wieder in Sicherheit wüßte! Die Preußen gaben so wenig Pardon!

Langsam und gebeugt mühte sich ein Menschenschatten auf den bleigefärbten Fenstergläsern. Ein helles Kinderstimmlein war plappernd

neben ihm. Der Schatten nickte gütig mit dem bezopften Kopfe und verschwand. Man hörte, wie jemand die Füße scheuernd an die Stufen der Hausschwelle stieß. Das war Vater Rodweiß.

Wie müde der arme Vater den Rücken krümmte! Vor Frau Dorotheas Augen stand noch immer das Fensterbild. „Frau Mutter,“ sagte sie, und wich neuen trüben Gedanken aus, „’s Phinele kommt und der Herr Vater.“

„Gott im Himmel! Der Rodweiß wird im Kopf immer schwächer, jetzt bringt er’s Mädlе daher, statt die Behmmutter.“ — Sie fuhr zur Türe hinaus.

Bitternd erhob sich die junge Frau, ihr kam ein schrecklicher Einfall. So gebeugt, wie heute, war Vater noch nie gewesen. Es wird doch nicht? Mit pochendem Herzen hörchte sie. Die Mutter redete laut:

„Hab’ ich dir nicht g’sagt, Rodweiß, du sollst beim Niklastor bleiben? Was mach’ ich denn jetzt mit dem Phinele? — Wart, Phinele, ich schenk’ dir ein’ Apfel,“ sie fuhr zur Türe herein und wieder hinaus. Das gab der Frau Leutnant Schiller einen tödlichen Schreck; der „Gellert“ war zu Boden gefallen. Ehe sie sich zu bücken anschickte, hörte sie ihren Vater im Hausgang sprechen:

„ . . und der Eberle ist auch schon bliebe,

ein Kammerhufar, der mit des Herzogs Feld-equipage g'reift ist, hat's erzählt. Eine blutige Bataille soll geschehen sein . ."

Die junge Frau preßte die Hände auf den Leib, ihr war plötzlich so bang, ihre Rippen fielen auseinander und taten den Ruf:

„Mutter!!“

Frau Rodweiß sah hurtig und wohlverfahren ins Zimmer; sie gab in den Gang hinaus die Weisung: „Rodweiß, die Wehmutter! Das Phinele gibst zum Nachbar Schmied.“ Ihr weiter Rod setzte energisch durchs Glendstüb-lein. Mit starken Armen half sie der Tochter, die ihres zweiten Kindes Wehen stöhnend warfen.

Ehrfürchtvoll plätscherte vor dem Fenster der Brunnen.

Ein Mensch mußte werden. — — — — —

Am nächsten Tag wurde das Büblein getauft.

„'s ischt besser zu früh als zu spät,“ sagte die Fischerin Stolpp, die der Frau Leutnant Schwägerin war, „wenn's schtirbt, kommt's wenigstens direktament ins Himmelreich,“ und damit nahm sie schnell besonnen das Bündelchen Fleisch und Wein in ihre Arme und stapfte siegreich dem Zug voraus durch den frisch gefallenen Schnee, der Marbachs festliche Kleidung war. Die Bänder der Haube flogen wie Schlangen im scharfen Neckarwind, der über das schlafende

Ackerland und die Weinberge fahrend, des fernern Vaters Grüße brachte, der wider den großen Deutschen mit französischer Löhnung stritt.

Der alte Rodweiß stand mit seiner Tochter Hausherr in der Gassentür und nickte bedrückt den Verwandten und Honoratioren nach, die zopfwippend und füßescharrend über das unebene Pflaster stolzierten, um dem Täufling die Ehre ihrer Hilfe und Gegenwart zu erweisen.

„Wär' doch schön, könnt's Büble ins eigne Häusle ziehen,“ seufzte der Großvater und sah wehmütig nach dem stattlichen Hause des „Löwen“, das noch ihm gehört hatte, als das Whinele zur Welt kam, „man hätt' mehr Ruh' für seine Zukunft.“

„Ist mei Häusle ihm 'leicht z' gering? Er braucht's bloß z' sage.“

„Nein, nein, Herr Sädler Schöllkopf! Gott behüt! 's ist ein schönes Häusle, ein s e h r schönes, propres Häusle; ich mein' nur, sozusagen, wenn man selber Besitz gehabt hat . . .“

„Dafür gibt kei Jud nix! Hätt'r sei Sach' z'sammeg'halte!“

„Das ist wahr, ja, freilich! Ich bitt um Vergebung, Herr Schöllkopf; es ist ein schönes, feines Häusle, das Seine, fürwahr! — Jetzt muß ich aber, mit Verlaub, zu meiner Frau Tochter eilen; sie liegt verlassen im Bett.“

Der verarmte herzogliche Holzinsektor verabschiedete sich mit einem Riesenbedienten und ging bedrückt zur Wöchnerin, auf deren Decke die plaudernde Sonne zu Gast war. Er lächelte die junge Mutter an, und sie streichelte ihm die runzelige Sorgenhand; nun durfte sie von ihrem Manne sprechen.

„Hören Sie, Herr Vater, die Glocke? Wenn nur der Kaspar dabei wär!“

„Jetzt taufen sie dein Büble; wir wollen beten.“

Knapp vor der Kirchenthür gab es einen Aufenthalt, der Frau Margarethe Stolpp sehr verdroß. Sie wollte hochbusig und würdevoll schäufend in den Kirchenschatten einziehen, als aus diesem ein junger Mann auf sie zutrat und ihr bedeutete, stehen zu bleiben, in einer Weise, daß sie folgte.

„Guten Tag, ihr Damen und Herren!“ sagte er etwas von oben und nahm neugierig das Menschenpaket in Augenschein. „Das ist also meines Vatters Blut, so ich schützen soll, wenn ihm 'was menschliches im Bataillieren zustoßet?“ Hocherhobenen Hauptes beschrieb er mit der Rechten ums Bündelchen einen Beschwörungskreis, der die hochachtungsvollst ergebenen Verwandten und Freunde ins Dienern und Füßeträgen warf. „Was mich der Herr Leutnant ersuchte, das löse ich ein: Gestern kam ich von heftigen Affären

— und heut' will ich des Kleinen Stüdlein natio-
Pate sein. Will mein Patenkind unterstützen,
so es brav und dem gloirereichen Herzog Carolus
ein treuer Untertan wird."

Johannes Schiller, der Bittensfelder Bäcker-
meister, räusperte sich auffällig und hervorragend
gründlich. Er sah in der Richtung des Hohen-
Asperg und murrte vernehmlich: „Dort sitzen
des glorreichen Herzogs abgedankte Maitressen
und die bravsten Männer im Land, so sich nicht
beugen."

Der „Vetter" im Gelehrtenhabit sah strenge,
mit hochmütiger Nase, um sich. — „Ich bin
studiosus philosophiae, und angesehenere Per-
sonen haben es empfunden, daß man mich lieber
zum Freunde als zum Feinde haben muß. —
Ich weiß nichts anderes vom durchlauchtigsten
Herrn Herzog, als daß er uns ein sehr durchlauch-
tigster Herr sei."

Der Schmied, der als Nachbar der Schilleri-
schen im Zuge schritt, trakte sich in inneren
Schwierigkeiten auf dem Hinterhaupt und sah
nach dem Bittensfelder Onkel, der verlegen lachte
und sich schweigend noch zur rechten Zeit besann,
daß er als Schultheiß, sozusagen, hier offiziell
anwesend wäre. Beim Schmied war das etwas
anderes. „Ihr lebt vom Loben, Herr Schil-
ler aus Steinheim," sagte er unbeirrt und
wandte sich an die andern, die des Herzogs

Spione fürchteten, „meine untertänigste Verabschiedung; ich vertrag es nicht, wenn die reden, die unsere armen Truppen ans Ausland verabschiedern,“ er ging untwirsch die Gasse zurück, die sie gekommen waren und sah sich nimmer um.

Die andern schwiegen; man reichte sich gegenseitig die Schnupfdosen und hustete, damit die peinliche Stimmung verginge.

„An des Kindes Wiege stehen untertäniger Gehorsam und wüstes Denken,“ sagte salbungsvoll der Steinheimer Vetter, „wir wollen hoffen, daß er das Erstere wählt,“ und mit einer verächtlichen Handbewegung warf er den unwürdigen Ärger und die zugesügte Beleidigung von sich. Nicht einmal per ‚Sie‘ hatte ihn der grobe Schmied angesprochen! Des Kindleins Mund tat sich auf und suchte die Mutterbrust. Der „Vetter“ schlug eine Lache, um aus der peinlichen Situation zu kommen; die Lache war im Haller Kolleg üblich. „Beim Bacchus, der kleine Kerl hat Durst: er ziehet mit den Lippen und schludet. Er hat wohlgetan, in der Stadt des Mars und Bacchus zur Welt gekommen zu sein. Hier gibts guten Wein, Büble!“ Der Gedanke drehte den Sprecher wieder den Erwachsenen zu. „Wir trinken dann doch einen Taufwein auf Elternkosten, Wohledle und Tugendbegabte?“ fragte er etwas beunruhigt, daß er vielleicht den weiten Weg umsonst getan hätte.

Sie drängten näher, alle wollten das Weltwunder eines hungrigen Säuglings sehen und der heiklen Antwort ausweichen; doch Frau Rodweiß hatte beruhigend genickt, damit gab sich der „Vetter“ einstweilen zufrieden.

„Frau Fischerin Stolpp,“ sagte die Großmutter Rodweiß, die die ganze Zeit gelauert hatte, „euer Schürzenbündel ist offen“, heimtückisch und gierig nahm sie das teure Enkelkind aus den arglosen, nicht an Widerstand denkenden Armen der Fischerin. War es doch i hr Tochtersohn, den zu tragen i hr zustand! Sie wiegte und schaukelte den Packer, der der Erbsünde noch nicht ledig war und näherte sich unauffällig mit ihrem Raub dem Kirchentor; denn die Stolppin hatte sich nun vergewissert, daß die Schürze in Ordnung wäre und kam aufgeregt näher. Unentwegt marschierte die Rodweiß ins Portal. „Da heraußen ist's kalt,“ sagte sie, der Form wegen, vor sich hin, „'s Büble könnt' krank werden.“ Sie zog siegreich in die Kirche ein.

„Ja, du lieb's Herrgöttle!“ die betrogene Fischerin machte auf dem leeren Platz einen wütenden Knix, „i bin zu gering, das Roksnäse z' trage. Natürlich! Es ischt net g'nug bei der Rodweißin, daß i die Schwester vom Leutnant bin. Wir sind arm, aber wir sind auch niemand nix schuldig! Ja, der Herr Vetter aus Steinheim, der hat studiert und die Weisheit

mit'm goldne Löffel g'fresse, der hat Ronnegione, den kann man brauche! Hätt' der Kaspar nur anders g'wählet; Geld habe sie ihm vorg'macht und jetzt habe sie nur Schulde. Warum ziehet er denn in den Krieg? Weil se sonst net 's trockne Brot hätten. Jawohl!" benachrichtigte sie hastig den neugierigen Winterwind. „Deswege!"

Ihres Mannes Arm griff aus der Kirchentür. „Komm! Sie bete scho. Was disputierst denn? Nimm's Rhinele mit!" Die Fischerin sah mit einem Mal, daß das kleine Rhinele die ganze Zeit hindurch ihren Rock nicht losgelassen hatte, was gewiß oft schwer gewesen war, denn er hatte sich wütend gebauscht und gebraust, wie das Eis, wenn der heißblütige Föhn über den Neckar kam. „Komm, Mäde!" sagte sie gutmütig und seufzte, „gehn wir halt!"

„ . . . Johannes, Christoph, Friedrich seist du genannt und Gott führ' dich auf rechten Wegen. Auf dir steht deines Vaters Nam'!"

Des Studiosus Kielfeder kratzte in der Sakristei mit kunstvollen Schnörkeln den Namen des abwesenden Hauptpaten: Christoph Friedrich Gabelentz, Obrist beim Romannischen Regiment. Und gleich nach dem Bürgermeister unterschrieb er selbst: Johann Friedrich Schiller. „Man wird ihn Friedrich nennen, weil er zwei Paten hat, die sich so schreiben," sagte er und spritzte wichtig den Tintensaft aus der geschnittenen Gänsespule,

„nun aber meine ich, fürtreffliche Geschwisterte und andere, wir gehen zum Schmaus? Eine Tauf muß sein wie eine Hochzeit: es wird in beiden Fällen ein neues Lebenwesen gefeiert und bei der Tauf ist noch schönerer Anlaß, weil man da das Lebenwesen schon in natura vor sich hat. Ist der Schmaus im „Löwen“?“ Durch dieses Wort verfiel er auf die naheliegende Gedankenkombination, nach dem alten Rodweiß zu fragen.

„Großmutter,“ sagte er freundlich, „genießen wir nicht Protektion im „Löwen“, von wegen anno dazumal, seligen Angedenkens? Warum übrigens sieht Ihr Mann seinen Enkel nicht an?“

Frau Rodweiß empfand der Stolppin hämißchen Blick und deckte, rot vor Wut, vorerst fürsorglich das Büblein zu. „Er gehet nicht zu Lustbarkeiten, seit sein Elend anhub,“ sagte sie und hob kampfbereit den Blick, „aber ihr, Herr Studiosus, werdet schon auf eure Kosten kommen: es gibt Pasteten mit Schwarzwildbret und die Maß Wein vor zweiunddreißig Kreuzer! — —“ Sie wandte sich an den Herrn Bürgermeister und fragte laut, denn bei dem war sie wenigstens einer geziemenden Antwort sicher: „Spricht es nicht viel vor meinen Schwiegersohn, daß sein Obrister ihm verstattet hat, ihn als Pate zu führen? Es muß gut mit ihm stehen? Meinen Sie nicht auch?“

„Gewißlich! Der Herr Leutnant ist ein umschauender Kopf. Tut allen leid, daß er nicht weiter unter uns als Wundarzt die Vadersgerechtigkeit geübet hat, Ihre Tochter mag froh sein, daß ihr ein so braver Mann ward.“

„Der Dorle Beibringen war nicht gering,“ warf die Rodweißin, schnell und gewichtig Position suchend, ein, „er hat auch gewußt, warum er sie nahm!“

Der Bittensfelder „Beß“ mußte schon wieder husten und die Stolppin lachte unverschämt laut. „Da höret sich doch vieles auf!“ sagte sie frech und pflanzte sich breit zum Streit der liebenden Verwandten auf. Das Kindlein begann mit einem Male zu weinen, als ärgerte es sich über seiner Begleiter Reden und kleines Denken; es war kaum zu beruhigen.

Der böse Winter war um.

Wie einer der neu laidierten Apostel in der Ludwigsburger Schloßkapelle, so stand der alte Rodweiß in der sonnigen Thür, und der Frühling sah ihm lachend über die Achsel.

„Dorle, rat' e'mal, was ich weiß?“ Und ehe sie ihn fragen konnte, lief ihm die Neuigkeit schon vom Munde: „Morgen ist der Kaspar im Baihinger-Lager; sie kommen zurück in die Cantonnierung . . .“

„Oh, du lieber Gott!“ Die Tränen begannen der jungen Frau über die mageren Wangen zu fließen. „Endlich kann er sein Buble sehn. So gut und froh hat er drüber geschrieben!“ Sie nahm, etwas unnötigerweise, den Weißbrotlaib vom Tisch und hielt ihn eine Zeitlang ratlos und fest in den Händen, als wollte sie ihn kosen. Dann legte sie ihn wieder zurück und tat ebenso mit einem „Schnuller“ des kleinen Fritz. Sie war von der jähen Freude ganz benommen und strich lange die blasse Stirn, bis ihr endlich der erlösende Gedanke kam: da muß ich heut' noch fegen. „Herr

Vater," sagte sie und raffte schon arbeitstüchtig den Rock hoch, „wolltet Ihr nicht das Rhinele derweil nehmen?“

Der alte Rodweiß lachte, daß die Runzeln seines Antlitzes anzusehen waren wie wirbliches Wasser in sonnigem Wind. „Den Frik gibst' mir auch mit," sagte er, „den trag' ich in der Sonne spazieren und erzähl ihm Geschichten.“

Der Winterstaub flog durchs Fenster hinaus; ganz ohne jede Manier fing ihn Frau Dorothea mit einem Fegen ein und schmiß ihn herzlos in die warme Maluft, die ihn mordete. Auf den geschuerten Dielen knisterte feingestreuter Sand. Ein Lied aus dem „Württembergischen Gesangsbuch" spreitete die Flügel und gaukelte um die frohe Frau. Der Mann kam heim!

Die Nacht war schlafleer für die junge Frau: das Büblein schrie wie gewöhnlich und mußte gewiegt und getragen werden, doch die Freude im Herzen der Frau schrie noch lauter. Und die vielen Fragen! Konnten sie alle in dem einen Zimmer wohnen bleiben? War der Kaspar gesund? Durfte er jetzt überhaupt ausruhen? Es wäre zu schrecklich, wenn er wieder fort müßte! Am Ende avancierte er gar? Die Postillons ritten immer zu langsam! Und sie verloren eine Menge Briefe. Sicherlich! Der Kaspar hatte gewiß viel öfters geschrieben! Jeden Tag hatte er ihr geschrieben; das wußte sie!

Gott! Was hätte sie jetzt angefangen, wenn's Büble an allzu eiligem Darmlauf gestorben wär? Z w e i m a l war der Vater dagewesen und hatte nicht reüssieren können. Oh, wie sie gebetet hatte, und selbst das Phinele hatte dabei helfen müssen. Natürlich sagte die Großmutter jetzt, s i e hätte dem Fritze geholfen, weil sie ihm bekömmliches Salz in die Milch getan. W e r geholfen hatte in seiner Güte, das wußte sie, der wohnte über den Sternen, der war nicht in Marbach, der war ü b e r a l l zu Haus. Jawohl!

Fruchtbringend sank der warme Regen zur Erde nieder. Er balgte sich in den Dachrinnköpfen und zählte langsam auf dem Fenster Sims die Tropfen vor, wie ein Geizhals das Geld.

Die Eltern! Die fielen ihr jetzt ein. Denen konnte sie nun weniger helfen, wenn der Kaspar nach Hause kam. Das plumpste mächtig in ihren Hoffnungsraum und zerschlug den glatten Spiegel ihrer Seele. Was tat sie da? Wo war der Ausweg? Sie saß in der breiten Bettlade aufrecht und hörte, daß sich ein Wind aufmachte und an die Scheiben fuhr. Das gab schönes Wetter für morgen, da konnte man schon fröhlich sein.

Das Büblein schrie. — — — — —

Stundenlang war Frau Dorothea gewandert, den Säugling auf dem Arm, das andre Kind an der Hand. Die Freude hob ihr federnd die Füße,

nun stand das junge Weib und sah die heißersehnte Erscheinung:

Mit geschwungenem Stod und zugeknöpftem Rock kam auf der Straße, sicher und breit, eine mittelgroße Offiziersgestalt. Der warme Wind blies einen schrägen Blütenregen, aus den weiß- und rosafarbenen Ballen der Obstbäume, vor den Wandernden nieder. Das gab ein hübsches Bild in die Augen der Frau, wie mit Pastell gefärbt.

Noch sah er sie nicht.

Taktmäßig schritten die stämmigen Gamaschenbeine, sie marschierten fest darauf los. Die Schöße des blauen Uniformrodes flatterten mit dem steifen Zopf um die Wette.

Frau Dorothea fühlte sich mit einem Male in wohliger Sicherheit. Sie tat die Hand auf's Herz und sah freudig zu, wie ihr Mann näher schritt. Immer näher! Die braven Weine! War die Gicht weg?

Nun sah er sie und hob den dunkeln Hut und schwenkte ihn durch die frühlingshelle Sonnenluft zum Willkomm. Dann blieb er halten und setzte den Chapeau fürsorglich wieder auf das Puderhaar. Als er damit fertig war, breitete er die Arme.

„Darf ich?“ fragten Rhineles Augen.

Doch schon rannte raschelnd die Mutter und

hob jubelnd dem Vater sein Büblein entgegen.
„Kaspar, da ist dein Friß!“

Er stand unbewußt stramm, wie man salutierte und atmete schwer. Lang sah er dem Kinde in die Augen. Die Verbheit seines Gesichtes verschwand, die gewölbte Stirn und der kluge Blick herrschten im Vaterantlitz. Das Rhinele studierte das alles aus dem Versteck des mütterlichen Rockes hervor, den sie fest umklammert hielt.

„Gib mir das Büble,“ sagte Kaspar Schiller weich und riß die frischgewaschenen Crispins von den breiten Händen. Sorgsam hob er mit den sehnigen Armen das Widelkind an seine Brust. Er kam von den kleinen Augensternen nicht mehr los: das war der, der den Namen Schiller in die Zeit tragen sollte, wenn er nimmer war?

So ein kleiner Mensch war wie ein Stück der rätselhaften Zukunft, die man nicht leben, nicht einmal ahnen konnte. Und jetzt hielt man sie lebhaftig im Arm und wußte — wieder nichts von ihr.

Die linke Hand griff fester zu und die Rechte suchte der Ehegattin Hand. Die fand sich gar bald, weil sie schon sehnlich wartete. Zwei Menschenherzen sprachen durch einen Händedruck. Nun glitten Vaters Finger auch über Rhineles Scheitel und umfingen dann von neuem den Sohn.

„Dorothea,“ sagte er langsam und feierlich,

„mir ist ganz eigen zumute. Mir ist, als erhielte ich mein eigen Leben noch einmal zu Besiz, damit ich's diesmal bewußt formen könnte. Nun soll' was rares draus werden! Ich will das Buble geleiten und ziehen und Gott wird fürs weitere sorgen. Möge Er ihm an Geistesstärke zulegen, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte! Vielleicht erringt der Sohn, was dem Papa verwehrt gewesen; dann hätt' ich es schließlich auch bekommen.“ — In ehrfürchtigem Glauben suchten seine Augen den blauen Maienhimmel, in dem die Schwalben konzertierten. Über die farbige Blütenpracht und das Blättergrün, das ungeduldig aus der dampfenden Erde drängte, glitten seine Blicke nieder zur Mutter. Befriedigt sagte er zu ihr:

„Bist ein gehorsames Weib und mir in Sittsamkeit untertan; ist ein schönes Buble, das du mir getragen hast.“

Feuerrot schoß das frohe Blut, unter der blauen Haube mit den Goldspitzen hervor, in ihr Antlitz. Kaspar Schiller umschlang seine Frau und küßte sie auf den Mund. Das Phinele getraute sich nicht zuzusehen. Der Offizier hielt ihrer Mutter Kopf an den seinen, daß sich ihr Rothaar mit dem Puder seiner Haare bestäubte. — „Ist doch wohlilig, sein eigen Frauenzimmer im Arin zu haben,“ sagte er laut und bestimmt, wie er's vom Kommandieren gewöhnt war. „Ich hab die

kriegerischen Occasionen allmählich satt; sie sind nichts mehr vor einen Mann, der in gesegneten Jahren ist mit Weib und Kind. Wir haben wieder Schläge gekriegt, Dorothea. Die Preußen haben merkwürdig nationalen Elan." Er seufzte sorgenvoll; erschauernd sah das Rhinele, wie die Feldschärpe auf der Brust schwankte. „Ich hab' nicht permission vor lange; kannst du, Dorothea, mit mir ins Lager gehen? Du bist ja honett gekleidet!"

Er sah musternd an ihr nieder; sie verstand die Worte nur allzu gut.

„Es ist das Daffeten Rittelle," sagte sie schnell, „so du mir vor elf Jahren als Brautgeschenk verheiratest." Sie strich den Rock und senkte den Blick. „Ich hab recht gespart." Wie ein Schulkind stand sie vor ihm.

„Sparsamkeit ist des minderen Menschen Pflicht, Dorothea. — Das Rhinele hat ein neues Rockzeug an! War das alte auch am Ende?"

„Es war reichlich am Ende. — — Einen Gulden und neun Kreuzer hab ich mir den Winter erspart, so ich dir abliefere will," und sie nestelte hastig am Busentuch.

Er nickte freundlich und wollte endlich die Frage nach den alten Rodtweiß' tun — er sprach nicht gern von Leuten, die niedergingen, außerdem war die Mitgift so klein gewesen! — da klang Fußschlag auf der Landstraße. Er sah

gegen Baihingen und befahl eilig: „Nimm das Kind, der Herr Herzog kommt mit seiner suite!“

Eilig schloß er die Handschuhe auf die Finger und griff energisch nach dem Degenknäuf. „Sitzt mir der chapeau in der Mitte?“ fragte er streng, sein bartloses Antlitz war nun ganz Dienst und Pflicht.

Die Frau Leutnant neigte den Kopf und stand in demütiger Haltung, als die Pferde angaloppierten.

Der herzogliche Schimmel wehte einen Schaumflocken nach dem kleinen Rhinele, daß die vor Schreck zusammenklappte. Der Mutter Hand beruhigte sie; hinter der verkroch sie sich und versteckte das Gesichtchen. Das Haupt mit der kunstvollen Büdelfrisur deutete: „Ist das Seine Brut, Lieutenant Schiller? Er war fleißig! Willst du stehen, Canaille!“ Karl Eugen gab dem unruhigen Gaul die Sporen, das männliche Antlitz färbte sich rot vor Zorn. — „Herzdame, ihr müßt excüsieren,“ sagte er zur Maitresse Gardela, weil sein Gaul mit der Hinterseite ihren Zelter strich, „die württembergischen Roffe sind ungalant. — Was ich sagen wollte, Lieutenant . . . Ja: der Steinheimer Studiosus, Sein Vetter, hat bei mir petitionieret um einen Charakter und eine Charge. Er ist ein heßsichtiger Kopf; ich will drüber pensionieren. Wenn er meine Einkünfte erhöhen kann mit seinem „System“, so ist er mein Mann!

Ohne Neu-Auflagen ein Heer so stark wie das zu Berlin! Und auch das, daß er meinet, man müßte die Soldaten zum Heuraten zwingen, weil jedes Kind in zwanzig Jahren für ein paar Louisd'ors gehet, ist nicht schlecht. — Rieger!" er wandte sich zu seinem Günstling, der ihm die Gardela und die andern verschaffte, „sprech Er mit Wittlebern und bericht Er mir. Ich brauch Geld, und der Mann könnte es schaffen." — Das gezügelte Pferd tanzte und drehte sich mit ihm; er sprach ruhig weiter: „Frau Lieutenant, was verbirgt Sie denn da, als wär's ein golden Karnidel?"

„Ihrer Durchlaucht untertänigst zu bemerken," sagte Leutnant Schiller und hielt den gezogenen Hut stramm in der Luft, „es ist mein erstes Bübche, so mir geboren worden, als ich im Felde lag."

„Aber gezeuget von Ihm?" Karl Eugens häßlicher Blick stach durch das überlegen herablassende Lachen.

„Wollen Eure Durchlaucht gnädigst nicht vergessen, daß meine Ehefrau und der Kinder Ohren lauschen!"

„Die Württemberger sind ein moralisch Volk," sagte Karl Eugen gutgelaunt über die Achsel zu Gardela, „drum gab ihnen der Himmel mich zum Herzog!" Er trieb spöttisch, mit rohem Bügelriß, den Grauschimmel näher und befahl:

„Zeig' Sie mir den Balg, Frau Lieutenant; mich hat meine Gattin nie so erfreuet. Wie ist sein Name?“

„Fritze.“

„Wisset ihr keinen bessern Namen? So heißet unser Reichsfeind!“

Frau Dorothea hob nicht die Augen, und der Leutnant gab keine Antwort; er hielt seinem Kinde die kloßige Hand vor, damit es die Sonne nicht blendete. So sah es auch den Herzog nicht.

Einen flüchtigen Blick tat der auf die Gruppe, in der schweigender Widerspruch war; dann klatschte er mit der Hand an den hohen Stiefelschaft, auf dem eine Fliege saß. Sein Kopf war bereits wo anders. „Vermehret euch, vermehret euch, spricht der Herr. Ich brauch' Soldaten. Es desertieren und sterben zuviel! In sechs Wochen, Lieutenant, heißt's wieder: 'raus aus dem Quartier! Es gehet pour l'Autriche nach Thüringen. Nücket die Zeit! Adieu!“

Das dreieckige Hütchen zog im Staub, mit der Kabalkade, davon, wie höhnenbes Lachen klang der verhallende Hufschlag.

„Leutnant Schiller,“ sagte Oberst von Rieger, der seinen tänzelnden Braunen noch auf der Straße zügelte. „Wenn's Ihm genehm ist, meld' ich mich nachträglich als Pate für Sein Wüblein an. Ich sehe, der Herzog will Ihm wohl. Überleg Er es sich! Au revoir.“ Mit langen Säßen

ging der Braune dem Staubwirbel der andern nach, in dem er verschwand.

Eine Zeitlang standen sie wortlos, dann sagte Kaspar Schiller und sah mit zusammengepreßten Lippen den niederschleichenden Staub, der sich auf die Straße legte: „Der Rieger ist gnädig, weil er vermeint, daß der Herr Wetter steigen könnt'. In der Sonn' wachsen die Blumen; er ist gleich alt mit mir und schon Obrister. — Ach was," warf er den Gedanken von sich, „Gott weiß, was er tut."

Er richtete umständlich seine Papiermanschetten und sah beharrlich an Frau Dorothea vorbei, die still weinte. Er wollte jetzt nur den Frühling sehen. Endlich räusperte er sich und sagte streng: „Mach' kein Lamento, Dorothea; es muß sein!" Daß Anäblein weinte.

Da nestelte sie an ihrer Mantille herum und reichte dem hungrigen Kinde die ängstevolle Brust. So sog es der Menschheit ganzes Leid in sich, das nur die Mutter kennt.

Der Hubertusburger Friede war geschlossen. Das gehaßte Preußen stand mächtiger denn je. Die Verbündeten fühlten die mißlichen Folgen ihres traurigen Krieges; sie hatten das Genie besiegen wollen.

So gab es nun herrenlose Soldaten in allen Ländern.

Nur zu Württemberg kam das Marschieren und Formieren zu keinem Ende. Nach wie vor unterhielt sich der blutfrische Herzog mit dem Soldatenspiel. Ging es nun auch nimmer im blutigen Feld; auf dem Exerzierplatz klappte es desto besser. Er war Freund und Feind in einem und gewann so stets. Das machte ihm Freude und tat ihm nicht weh. Wohl aber dem armen Lande, dem er neue Steuern aufslud. Doch die Gelegenheit war zu günstig, denn nirgends lärmte jetzt die Werbetrommel vergebens. Man bekam die größten Soldaten um billigstes Geld, und wenn man nicht zahlte: umsonst!

So war eigentlich fürs württembergische Volk ständiger Krieg. Auch Kaspar Schiller,

der's inzwischen zum Titulatur-Hauptmann gebracht hatte, lebte von seiner Familie getrennt, in Zelblagern und wechselnden Garnisonen. Vier Jahre war sein Bub alt und kannte den eigenen Vater nur von den wenigen flüchtigen Besuchen, mit denen der sich nach Marbach stahl.

Auch heute war des Hauptmanns Gaul an den Haken der rundbogigen Haustüre festgeknüpft. Das sprach nicht für ein langes Bleiben. Rhinele wußte, daß sonst des Vaters Rappe im „Löwen“ stünde. Es war der Tag der heiligen Weihnacht! Auch da durfte der Vater nicht bei den Seinen bleiben?

Trübe Stimmung war über den Ehegatten, die Kinder saßen scheu im Winkel und hielten sich enge umfaßt.

Schweren Trittes schritt Kaspar Schiller in der schmalen Stube auf und ab. Das geschmückte Tannenbäumchen zitterte mit den Zweiglein, wenn es der Lusthauch des unmutig Wandelnden traf, der laut seine Gedanken in Ordnung brachte:

„Ich hab' gemessenen Befehl, noch mit heutigem Tage nach Gmünd auf Werbung zu gehen. Da ist nichts zu wollen und es hat auch seinen Profit. Du und die Kinder ziehet jetzt endlich zu mir. Von Lorch bis Gmünd ist nicht weit; es ist mir gnädigst verstattet, in Lorch zu logieren, weil's dort billiger ist.“

Die derben Schuhe lärmten wieder ein paar Mal hin und her, dann legte er entschlossen Hut und Degen auf die Bank und sah ernst zu den Kindern, denen ums Christfest bangte. „Das liebe Christkindlein kommt eventuell auch früher,“ sagte er feierlich, „wenn gläubige Christen bitten und brave Kinder im Hause sind. Soll ich,“ schloß er, sich wendend, einen früher angefangenen Gedankenweg ab, der zu Frau Dorotheas Meinung führte, „soll ich opponieren, damit es mir gehet wie Herrn Rieger? Auf offener Parade hat ihm der Herzog die Orden abgerissen und ihn degradiret. Soll ich auch im Hohentwiel Quartier nehmen?“

„Herr von Rieger hat mit Preußen conspiriret,“ mahnte zag Frau Dorothea, und wußte, daß ihre Worte nichts nützten.

„S a g t man!“ Er blieb heftig stehen. „Und was hat der Oberamtmann Huber getan, der den Landtag beriet? Er sitzt auch!“

Sie schwieg und streichelte sorgsam ihres Buben Kopf. Der hob sich mit einem Male und fragte mit Kinderfreimut:

„Derf denn der Herzich das mache?“

„Aber Fritze,“ sprach die Mutter wohlgefällig und erschrocken, „er ist doch Herr über Leben und Tod, er darf alles! Wie kannst denn so dumm fragen?“

„Weil dann kei Unterschied ischt zwischen 'em Herrgöttle und . . .“

„Dorothea, geh' mit den Kinders auf die Gasse!“ sagte Vater Schiller rasch, ehe das sinnierende Söhnlein zu Ende kam. „Ich will mit dem Christkindlein reden und es um Verzeihung bitten, daß ich einen so unheiligen Buben hab!“ Er sah strenge das Kind an und nickte seiner Frau bedeutend zu: wir müssen uns eilen!

„Des hätt'scht net sage solle,“ flüsterte Rhinele dem Bruder zu.

Sie gingen.

„Aber marschieret nicht zu den Großeltern,“ rief ihnen Kaspar Schiller nach und setzte, etwas pharisäerisch, hinzu: „es wird sonst zu spät.“

Kaspar Schiller sah zum Bäumchen auf, das den Abend hätte in Ruhe segnen sollen und dachte seines Sohnes. Was sich der kleine Fant für Gedanken machte? Vater Schiller seufzte: Man merkte eben den Mangel der väterlichen Erziehung. Doch das wurde jetzt besser. Er seufzte wieder: Werbeoffizier!

Sein Geschmaß war es gerade nicht, mit Tüden und Quergängereien arme Menschen einzufangen. Doch das Wohl des Ganzen heißte Gehorsam und Unterordnung; anders lebte der Mensch nicht im Leben . .

Er schlug energisch Feuer und zündete die vier Lichtlein aus Unschlitt an, die das Tänn-

lein schmückten. „Das ist die neueste mode,“ sagte er wohlgefällig und sah, wie die Äpfel und Nüsse im harzigen Grün schwankten, „man muß mit der fütür gehen.“ Vor dem Fenster wispernten die Kinderstimmen und stampfte der Gaul. „Dorothea!“ rief Kaspar Schiller und gab dem Wachsenglein auf dem Tannentwipfel einen Stoß mit der Degenspiße, damit es schwankend schwebte — das schuf mehr Illusion. „Das Christkindlein war schon da; habet ihr es nicht davon fliegen sehen?“

Schon wurde das aufgeregte Zappeln der Kinderbeine im Vorraum hörbar. „Kinder,“ sagte die gütige Stimme der Mutter, „am Ende hat's ein paar Sternle vom Himmel aufs Bäuml g'hängt? Guckt nur fleißig!“

„Ach, ischt das schön!“ sagte Rhinele. Sie standen mit ehrfurchtsvoll erhobenen Blicken in der Tür. Tiefgerührt sah die Mutter ihren Friß: der hatte mit Inbrunst die kleinen Hände gefaltet und das rötlichgelbe Haar umwallte seine feine, weiße Stirn. Die frommen blauen Augen sahen andächtig zum Lichte empor. Wie selber ein Englein stand er vor dem Weihnachtsbaum.

„Friß,“ sagte der Vater ernst und gesammelt, „bring' Er mir die alt' Bibel!“

Frau Dorothea tat hastig die Schürze ab und fühlte, ob ihre Haube zur Andacht in Ordnung

fäße. Sie knieten in einer Reihe vor dem vorzeitigen Weihnachtsbaum und die Weihe der einsamen Stunde floß auf sie nieder. Der Vater betete mit lauter Stimme vor:

„. . . Als Maria, seine Mutter, dem Josef vertrauet war, erfand sich's, daß sie schwanger war vom heiligen Geist. Doch der Engel des Herrn sprach: „Sie wird einen Sohn gebären, des Namen sollst du Jesus heißen; denn er wird sein Volk selig machen, von ihren Sünden. . .“

Frau Dorotheas friedliches Glaubenswort und der Kinder helle Stimmlein klappten nach: „. . von ihren Sünden.“

„Haltet immerdar Gottes Gebote!“ sagte der Vater und wischte, sich erhebend, die Knie. Er küßte verehrungsvoll die verblichene Seite, die er abgelesen hatte, und schlug die Bibel zu, daß es klappte. „Du Er das heilige Buch an seinen Ort, Friß!“ befahl er und hing anzüglich und nachdrücklich die Mahnung an: „Ehret die, so euch vorgesetzt sind! Ihm, Friß, wär's besser gewesen, Er wär' mehr in die Kirch' gegangen — Er kann nicht gut beten im Ton! — denn an den Redar, Riesel schmeißen! — Nun muß ich reiten, Dorothea,“ er wandte sich und nahm Hut und Degen.

Sie gingen mit ihm vor die Tür.

Als er auf dem struppigen Gaule saß und sich fest in den strohumspinnenen Bügeln zu-

recht schob, musterte er noch einmal bedenklich das hochgiebelige Häuschen mit den Riegelwänden, das sie nun verlassen mußten. „So was umschließet den Menschen und heget ihn und er meint, es sei sein Alles. Dann ziehet er fort und das Haus macht's dem andern, der nachfolget, ebenso. — Ja, Frikle," sagte er mit Nachdruck, als er die großen Augen seines Buben sah, „nun kommet Er unter meine Zucht! — Lebet wohl!"

Mit der Hand grüßend, ritt er davon. Die Hufschläge verhallten.

Die Dreie liefen verstört ins armselige Rodweiß-Logis.

Fritz Schiller und das Rhinele lagen im leise wandernden Schatten der Riesenlinde, hinter sich das alte Gemäuer des zerstörten Klosters Vorch, und horchten des Vaters Stimme, die belehrend zu ihnen sprach. Kaspar Schiller war behaglich im Grase gelagert und schmauchte sein Pfeiflein.

Im gesegneten Remstal läuteten feierlich die Sonntagsglocken und die Mäden summten den Chor dazu in die Sommerluft.

„Ja, Kinders,“ sprach Vater Schiller, „der Herr Oberamtmann, mein Freund, hat's erzählt und ich weiß es auch von anderen Quellen: Hier vorbei haben sie, bei Nacht und Fackelschein, vom Hohenstaufen herüber, die Leiche der schönen Iren' getragen. Die Käuzlein mögen gemammert haben ob dem graufigen Bild. Das ist lange Jahrhunderte her, vermerket euch die Geschichte im Gedächtnis!“

Langsam drehte sich Fritz Schiller im Grase um und maß scheu die dunkle, eisenvergitterte Lücke des alten Rundturms, der friedlich ins

Blaue ragte. Dort mochten um die Mitternachtsstunde die Seelen der Toten stöhnen, aus den tiefen Steingrüften herauf, zum ewig verlorenen Erdenlicht. War dies das Ziel, zu dem Gott die Seinen auf blutvollen Wegen führte? Schauer und Anbetung schüttelten ihn. Über der blitzerschlagenen, unverdrossen blühenden Linde, deren Stamm sich nicht umfassen ließ, firrte ein Geierschrei.

„An den Hohenstaufen siehet man,“ sprach Vater Schiller weiter, „wie die Lebensumstände contra das Kopstollen sind, dem man nachstreben muß ohne Unterlaß, wie es sich in uns reget. Er, Fritz, hat das Glück, jetzt schon Latein studieren zu dürfen, weil Seine Herren Eltern einsichtig sind. Ich, ad exemplum, hab’ meine grammaire nur heimlich im Holze zu lesen vermocht, weil es die Mutter nicht gerne sah. Hinc illae lacrymae! Eigne Er sich die Schätze des Geistes an, die Ihm der ehrwürdige Pfarrer Moser lehret. Man weiß nie, was kommt, und ein gut Wissen ist ein starker Wandersfleder im irdischen Sein. Es ereignet sich manches anders, als man’s vermeint. Die liebe maman ist guter Hoffnung. So die Kinder mehr werden, wird der Mutter Sorge für eines geringer. Er gehet ihr ohnehin zu viel an den Schürzenbendel. Schaff Er sich ein geistiges Reich: Er kann’s am hohen schwäbischen Geschlechte sehen, so die Welt be-

herrschte, daß nur der Geist übrig bleibt. Wandelte einer des Namens Hohenstaufen noch unter uns, wie hochgemut könnt' der die Wandbilder seiner Ahnen sehen! Ihr Geist ist geblieben!"

„Wir aber, Herr Vater . . .“

„Sag Er Papa zu mir; wir sind nicht auf der Brennsuppen einhergeschwommen.“

„Aber wir sind ein arm Geschlecht: Bäckermeister und Landwirt. Wie sollen wir uns distinguieren?“

„Man darf nicht nur die letzten Sprossen eines Stammes sehen, wenn man dessen Kern erforschen will. Vergeß' Er nicht, was der gelehrte Wetter erfahren hat: Wir waren adeligen Blutes, eh' wir als Lutherische aus Throl vertrieben wurden. Die angestammten Pestschaften weisen auf einen Adelsbrief.“

Vater Schiller schien das eigene Wort zu bezweifeln, denn er suchte schnell wieder die gesunde Basis. „So oder so! Ein guter Kopf galt in allen Zeiten,“ sagte er bestimmt und glaubenssicher. „Ich hab' mich schon distinguirt und werd' es noch tun, wenn ich auch mehr hätt' sein mögen, und der Wetter, den er sich zum Beispiel nehmen kann, hat beste fütür vor sich. Auch Er, Friß, muß den Namen Schiller weiter führen; dazu ist Er da! War nicht Wittleder ein Gerbergeseß und heut' ist er Direktor des Kirchenrats!“

„Wittleder ist ein Dieb, so sich die Taschen füllet.“

„Was? — Er Malefizbub! Woher hat Er das? Nehm' Er sich in Acht!“

„Ferdinand Moser sagt's; der weiß es von seinem Vater.“

„Ein exemplum beweist nichts. — Was ist doch Moser für ein schlechter Pädagog! — Was sind das überhaupt vor Reden?“ Er sah ihn böse, um seiner angetasteten Autorität willen, an. „Hätt' Er sein Latein so gut studieret wie Mosers Söhngen angehört, 's wär besser. Heda! Mach' Er mir mal die Konjugation von studeo!“ Vater Schiller befeiligte sich sehr seines kümmerlichen Lateins, seit das Söhnchen im Klaffischen Unterricht war. „Los!“

Frik Schiller war demütig in sich zusammengefrohen. Voll Angst begann er: „studeo, studui, stud — stud — — Ich hab's immer gewußt, Herr Vater,“ wehrte sein klägliches Wort die Prügel ab und seine ängstlichen Augen bettelten, „nur da draußen im Grünen, da fällt es mir nicht ein; die Sonne verwirrt mich.“

„Musjöh, reich' Er mir zur Erheiterung mein Stöckle, so neben Ihm im Grase liegt! Ich will's Ihm versalzen, ein unnütz' Mensch zu sein! Hinc illae lacrymae!“

Das Rhinele weinte still in ihren dicken

Zopf, den sie vor die Augen zog. So sahen nur die dunkeln Tannentwälder ein Büblein mit gespannter Hose, das nicht schrie. Taktmäßig und ernst arbeitete Vater Schiller, bis ihm müde, bei blaurotem Antlitze, die Hand niedersank.

„Wenn Er wüßte, wie schwer mir solche Erektionen sind!“ sagte er schnaufend. „Aber es muß sein, der Education wegen. Glaub’ Er mir! Das Tier wird durch den Fraß groß, der Mensch durch die Zucht.“

„Herr Vater, Herr Vater,“ gestand Fritz Schiller, hastig sein Hinterteil reibend, er schob die schmerzende Schulter, auf die auch ein Hieb gegangen war, unter dem Ködchen hin und her, „ich hab’ gestern die Schule gestürzt; die Luft war zu schön und das Grün noch so gut; ich bin mit dem kleinen Conz nach Gmünd ’gangen, wo wunderprächtige Prozession war von denen Katholischen, mit Weihrauch auf dem Kalvarienberg.“

„Reich’ Er mir noch ein Mal das Stöckel!“ sagte kopfschüttelnd und schmerzlich der Vater, „alles gefallet Ihm besser als die Wissenschaft; sogar der katholische Lärm!“

Phinele mußte von neuem weinen und die dunkeln Tannentwälder sahen wieder zu.

„Rück’ Er mir jetzt die Hand und sag’ Er: dank’ schön vor die gerechte Straf’! — Denk’ Er doch ein weniget nach! Was wird werden aus Ihm, wenn Er Sein Latein nicht kann? Er ist ein schwer

zu erziehender Mensch und hat solch tierisch' Gelüst! Wie kann Ihm so ein katholischer Hofuspokus und ein grüner Baum interessieren? Nicht von außen, von innen muß die Seel' in Ihm wachsen. Von morgen ab hat Er, nach der Schul', Hausarrest! Ich werd Ihm redlich helfen, die falschen Gustos zu ertöten. Es ist ein Jammer mit Ihm!"

Im schuttzerfallenen Kloster rieselte Staub, die Linde wehte mit ein paar Blättern in dem Sonnenglast. In tiefer Stille lag das waldbige Tal, auch das Dörfchen schlief.

"Herr Vater," sagte Fritz Schiller, von zuunterst aufgerührt und von des Vaters sorgenvollen Blicken im Ehrgefühl gepeinigt, „müßt nicht meinen, daß ich mit meinen sechs Jahren noch nicht wüßt', was ich will. Ich hab' viel drüber nachgedacht und auch mit Ferdinand Moser beraten. Es hat nur eines Sinn: die Menschen verbessern, sie gut machen und ihnen den Weg zeigen zu glücklichem Sein; da drauf sind wir gekommen. Man muß ihnen predigen bis sie hören. Welche Freud', Herr Vater, wenn man einen Sündigen bekehret hat! Nicht wahr? das ist doch schön? Wenn er seine Augen gen Himmel richtet und das Erlösungslicht siehet, das er vordem nicht geahnet hat!" Fritz Schillers Augen füllten sich mit Tränen; der pietistische Drill schuf im jungen Gemüt schwere Er-

regung, die ihm die Stimme verschlug und ihn weinen ließ.

Wohlgefällig nickte Kaspar Schillers Kopf. „Es ist der lieben maman und mein Trost, daß Er Morgen- und Mahlzeitgebet gern und gläubig höret, das kann ich Ihm sagen! Das sind auch die Wege um herauszukommen! Die liebe maman berichtet mir, daß Er mit einer schwarzen Schürze umgeben, in meiner Abwesenheit auf den Stuhl trete und predige. Bon! — Was hat Er denn?“

Ins sommersprossige Knabenantlitz stieg jähe, flammende Röthe. Er schlug in tiefer Scham die Hände vors Gesicht und schluchzte tiefbewegt, weil sein Heiligstes zutage lag. Der neugierige Blick des Vaters brannte ihn wie glühende Kohlen, er sprang heftig auf, mit einer Art Trost, und lief ins Dickicht davon, das auf den Trümmern wuchs, die revoltierende Bauernfäuste dereinst geschaffen hatten.

„Was hat der närrische Bursch?“ Kaspar Schiller saß mit offenem Munde im Gras und sein Blick examinierte die Tochter.

„Er genieret sich, wenn man davon redet,“ gestand kleinlaut Rhinele und zog verlegen einen Grassalm durch die Lippen, derweil sie in den Boden hinein sagte: „er will nämlich Prediger werden.“

Nun war Kaspar Schiller wieder fest im Sattel:

„Heiliger Handlungen brauchet sich niemand zu schämen; sie haben die Berechtigung im Menschenherzen!“ Er stand nachdenklich auf. „Ein merkwürdig' Gewächs ist der Bub! Wild und überfanft; was wird daraus werden? Hol' ihn, Phinele!“

Nach dem Mittagessen pflegte Vater Schiller der Frau und dem Söhnlein die Neuigkeiten des „über Land und See dahereilenden Mercurius“ vorzulesen; Phinele genoß dertweil den Vorteil ihres mindertwertigen Geschlechtes und sprang im Hofe herum; sie benötigte keine so weltumfassende Bildung wie die heranwachsende Mannsgeneration. Die Vorlesung schuf einestheils müheloses Wissen und gab andererseits wieder Aspar Schiller Gelegenheit, sich auszusprechen, wenn ihm der Sinn darnach stand. Zwei Fliegen fielen so auf einen Streich:

„. . . Joseph II. ist von Maria Theres', der kaiserl. Majestät, mit der Corregentschaft über bero gesammte Erbkönigreiche und Länder betrauet worden. — — [„Hm, hm, man saget, er wolle die Tortur abschaffen und sei menschlich. Das ist der Jahrhundertszug.“] — Herrn Haug hat der Herr Herzog in literarischer Sendung nach Ludwigsburg berufen. — — — —

[„Man siehet, die Residenz Stuttgart verfället immer mehr, so der Herzog nicht dort wohnet. Das könnte ein Alarm den Ständen sein.“] — Der rechte Flügel des Stuttgarter Schloßbaues, so der hochfürstliche und durchlauchtigste Herr Herzog aufführte, ist durch sonderbar göttliche Fügung abgebronnen.“ Sorgenvoll runzelte Vater Schiller die Stirn. „Das kostet wieder viel Geld, wenn Er's renovieret; Er bauet auch zu Gravenaß ein Opernhaus . . .“

„Und ein Lustschloßle, so Solitude soll heißen.“

„Ja, Dorothea, es ist nicht immer leicht, ein Mensch zu sein, der bloß zusehen muß.“

„Raspar, ich hab' heut' der Mutter nach Marbach Botchaft geschickt, sie möcht' unsern Kirchenwengert so bald als möglich verkaufen,“ sagte kleinlaut Frau Dorothea und trat verlegen das Spinnrad. Das Nebenstück bei der Kirche war der letzte Rest des ersparten Gutes, den sie noch besaßen; die kleine Mitgift war schon vertan.

„Davor bin ich seinerzeit auf Affären ausgeritten und hab' im Kugelregen gesochten!“ seufzte Vater Schiller. Bekümmert und uninteressiert sah er über das Zeitungsblatt hinweg; die schweren Sorgen ließen sich nun nicht mehr niederlesen: den ungarischen Sattel hatte er schon gestern verkauft. Die Schulden mußten wachsen, weil die herzogliche Löhnung hartnäckig ausblieb.

Schwer, sehr schwer war es, Geld anders zu verdienen, denn seinen Offizierscharakter zu beleidigen, und das konnte er nicht!

Herrn Haug hatte der Herzog in „literarischer Sendung“ nach Ludwigsburg berufen? Vielleicht warf er sich auch auf die Literatur? Das Deutsche kam jetzt in die Mode. Auch der Vetter schuf an einer Ode, so er dem Herzog widmen wollte, für ein Geldgeschenk. Man mußte sich bloß strecken, wie die Dede wuchs. Der Vetter! Wenn der nur das Goldmachen endlich herauskriegte; der saß jetzt zu Holland fest dahinter; es wäre höchste Zeit dazu! — Kaspar Schiller hatte allerhand Spekulationen mit dem „Vetter“ vor. Sein „System“ dauerte allerdings lange, bis es sich durchsetzte, aber er vertraute ihm felsenfest.

„Die Taggelber sind aus‘blieben,“ sagte Frau Dorothea und fürchtete sich, aufzusehen, „hast du auch keinen Sold ‘kriegt?“

„Ich muß heut’ wieder mit meinen Herren Gläubigern reden; wie sollt’ ich sonst die zwei Unteroffiziers befriedigen? Es wird Zeit, daß ich mich auf eine andere Karriere bedenk’. Überall wird das Offiziersgehalt bezimieret; ich sitz’ auf einem schwankenden Brett. Die Landständ’ haben, mit ihren Ersparungspetitionen beim Herzog, nur uns Soldaten geschädigt.“

Kummervoll nahm er das Zeitungsblatt und las gezwungen weiter: „In das Ludwigsburger

Opernhaus haben die Herren Offiziers mit den hochwohlgeborenen Familien freien Eintritt. Man agieret dort die größten Spektakel der Welt." Immer schwüler wurde dem Hauptmann, den seine Sorgen nicht verließen: man saß da, hatte Amt und Würden und fühlte sich trotzdem minderwertig vor Weib und Kind, weil die um die Geldnot wußten. Er zog sein Popsband stramm und wick Fritzens sorgenvollen Blicken aus. Warum hatte auch seine Frau über solche Dinge vor dem Kind zu reden angefangen? Unmutig brachte er, durch scharfe Musterung seines Sohnes, dessen Mitleid zur Ruhe. „Wo sind Seine Fußschnallen hingekamen?“ fragte er streng. „Er hat Seine Schuhe infam mit Bändern gebunden!“

„Ich hab' noch ein paar Schnallen für den Sonntag, Herr Vater, gewiß wahr!“ Frits Schiller suchte seine angeklagten Füße zu verstecken. „Ich hab' die andern an einen armen Mann verschenket, der sie wollte. Aber ich werd' es nimmer tun.“ Mit Neid hörte Frits Schiller, wie seine Schwester hinter dem Hause lärmte und „Räuber und Gassenpatrouillist“ spielte. Doch die wurde auch nicht Magister wie er! Nun saß er glücklich auf dem einen Schuh, der andre allerdings krümmte sich vergebens um das Stuhlbein herum. Ängstlich sah Frau Dorothea ihren Mann an, dem die Bornesader schwoll.

„Er folget einmal nicht! Die Zeit evanouieret und man kann nicht weiter kommen, weil so ein schlechtes Kind ist wie ein Klotz am Bein; Er ist schuld an vielem!“

„Der arme Mann wollte sie gar so gerne, Herr Vater,“ entschuldigte sich der kleine Frik in Todesangst, „aber ich will's gewiß nie wieder tun.“

„Knie Er sich in den Winkel und studier' Er mir aus Mose das eilfte Kapitul auswendig: über den Fluch des Ungehorsams. Vortwärts! Er machet seinen Eltern viel Kummer und wird stets unzufrieden sein, denn nur im Gehorsam lieget das Glück! Gehorsamkeit und Wissen sind das einzig Ruhetissen! — Was ist denn los?“ Er wandte sich unmutig zur Thür, hinter der plötzlich Schelten und Poltern emporkwuchsen. „Was sind das vor Manieren?“ Er rollte die Augen und lauschte.

Als der Lärm nicht endete und sogar an der Türschnalle gerissen wurde, stellte er die Fäuste auf die hellfarbigen Hosen und schrie erbozt: „Man trete sofort herein oder man verziehe sich!“

Frik Schiller sank ergeben in seiner Strafe auf die Knie.

Die Türschnalle ging hastig nieder.

Gestikulierend lärmten mit einem Male in der Stube ein paar Gestalten herum, die alle gleichzeitig redeten.

„Herr Hauptmann, ich meld' gehorsamst," schrie übermächtig des Unteroffiziers rauhe Stimme unter dem zausigen Schnurrbart hervor, „der Bengel da, so gestern zu Gmünd hat Handgeld genommen, ist renitent. Er will nicht geworben sein." Blöde und benommen stand der Bauernbursche vor Hauptmann Schiller und stierte zu Boden.

„Soll ich Ihn fuchteln, Er Tollpatsch?" Raspar Schiller maß ihn von oben bis unten. „Weiß Er nichts von Manneszucht?"

„Sell ischt wahr, aber er ischt mei einziges Kind," der alte Bauer im weißen Zwillischittel weinte mit gefalteten Händen, „dauhnt Sie 'n freigebe, Herr Hauptmann, sonst schtirbet ma's Weib."

„Freund Schiller," sagte Pfarrer Moser, der im Hintergrund geblieben war, „du tätest fürwahr ein gutes Werk: die Frau ist im Sterben und der Sohn hat Streit gehabt daheim, drum ist er zu dir nach Gmünd, was ihn jetzt schwer reuet. Mir zulieb laß' Nachsicht walten — wenn es gehet." Und er faltete die Hände und sah zu Boden, weil seine Rolle zuende war.

„Noi, i will net versaufe im indischen Meer," schrie der angeworbene Rekrut mit großer Heftigkeit. „Ihr verschacheret mi ans Holland, han i g'hört; i schieß' me tot." Und er heulte unsinnig drauf los.

Frau Dorothea ging leise zur Thür. Sie ertrug es nicht, daß die Fremden ihr Bublein in der Straßede knien sähen. „Steh' auf, Fritze,“ flüsterte sie ihm zu, „und komm' mit mir.“ Er aber schüttelte den eigentwilligen Kopf und fuhr mit einem eßigen Satz, wie ein aufgeschreckter Frosch, hinter die Kommode. Gierig sah er von dort dem Vorgang zu, als tränke er das Bild in sich; unverrückbar standen die Augen.

Hauptmann Schiller hatte sich erhoben, um seinen Mund war eine bedenkliche Falte.

„Wenn Er Handgeld genommen hat, ist Er württembergischer Soldat. Ihn freizugeben ist contra meine Befehligung. Wenn Er muzet, laß' ich Ihn kreuzweis schließen. Schäm' Er sich: ein Mann darf nicht heute „nein“ sagen, wenn er gestern „ja“ gesagt hat! Es wird Ihn nicht ruinieren, wenn Er ein Stück Welt siehet. . .“

„3' Ulm habe die Werber ein'n, der net g'wohlt hat, ersticket und verscharrt! Jawohl!! — Herr Hauptmann, gesütern war i b'soffe — soll i des mit 'm Lebe büße?“

„Gefell!“ sprach Hauptmann Schiller kurzweg und mit Nachdruck. „Bin ich Vorsteher der Werbestub oder bin ich ein Tyrann? Seine Mutter lieget im Sterben? Das ist genug Straf vor Ihn. Ich will Gnade vor Recht ergehen lassen, wenn Er ein moralischer Mensch ist. Das muß mir der Herr Pfarrer sagen?“ Er wandte sich wichtig an den.

„Das ist er,“ bezeugte diplomatisch Moser, der ein strenges Regiment führte, „noch ist nichts übles von ihm zu sagen.“

„Also,“ resümierte Hauptmann Schiller und schmalzte mit den Fingern. „Sintemalen Er noch nicht zur Fahne geschworen hat und besoffen gewesen ist, nach eigenem Ausspruch, und ich weiß aus Erfahrung, daß keinem Heere mit Trouppees gedient sei, die aus Deserteuren und Meuterern bestehen und auch Scheißkerle nichts sind vor das eiserne Würfelspiel der großen und kleinen Röhren, sowie daß Sein Herr Vater bittet und vor allem Freund Moser, der meines Söhnchens Lehrer ist, beweglich das Flehen des Vaterherzens soutenieret, so will ich mich, trotz eigener Mißlichkeiten, damit content geben, so Er das Handgeld mir zur Verrechnung stellt. Apage!“

„Vater! Vater!!“

Ehe noch der Bauer den Hefschinken, den er als Bestechungsgeßent unter dem Arme trug, fremdeztitternd abliefern konnte und ehe der Unteroffizier mit dem letzten heimlichen Puffe, wider den entschlüpften Rekruten, zuende kam, war Friß Schiller hinter dem Kasten vor und seinem Vater stürmisch um den Hals gefallen. „Vater, Vater! Herr Jesus war über Ihnen; er hat Sie göttlich zu Liebe und Milde erleuchtet; Sie haben die Strenge besiegt.“ Und er küßte gierig, mit Tränen im Auge, die Vaterhand.

„Bist du närrisch, Fritz?“ sagte der Vater ganz verwundert und in sonderbarer Betroffenheit. „Wer verstehet den Buben?“

Der Steinheimer „Bettler“ ließ sich den Heurigen schmecken und sah zur Stubentür, hinter der Frau Dorothea mit den Kindern schlief. Die Flamme der hausgemachten Kerze flackerte im Zugwind, der durch die Ritzen schlich. Zwischen Daumen und Zeigefinger wippte gedankenvoll die lange Tonpfeife auf und nieder.

„Sie haben recht, Pfarrer Moser,“ sagte er, „es heben andere Zeiten an für Württemberg. Den Landständen ist der preussische und englische Hof zu Hilfe gekommen. Andere Zeiten! Euch freuen sie, mir verleiden sie die Heimat; es ist hier nichts mehr zu holen für mich.“

Raspar Schiller seufzte und dachte an sein drittes Kind.

„Der Graf von Montmartin, der verbrecherische Schuft, und Wittleber, der Ämterhackerer, sind entlassen,“ sagte Pfarrer Moser bedächtig und langsam, um die Ruhe gegen den andern zu bewahren, „man kann also nicht sagen, daß die Interventionen Ables gewirkt hätten.“ Er sah geflüstert am Steinheimer vorbei.

„Der Herzog hat nicht mehr Lust zu einem neuen Subsidienvertrag,“ sagte elegisch der ab-

gewiesene Unterhändler; „er hat jetzt, weil sie ihm die Einkünfte beschneiden, keine Freud' mehr am Militär.“

„Acht Regimenter sind aufgelöst, dreihundert Offiziers an die Luft gesetzt,“ sagte Hauptmann Schiller, „man dezimieret die Gehalte und zahlet sie nicht, weil die Kassen leer sind. Unser Stand prosperieret nicht mehr! Wie soll ich mich überm Wasser halten?“

„Ich gehe nach Holland,“ sagte der Vetter unbeirrt. „Ihr könnt mir, vertrauter Freund Schiller, doch heute noch ein Gratis-Quartier bei euch in der Heimat geben?“

Raspar Schiller nickte, und Pfarrer Moser lächelte fein und beiseite. „Dein Bub, Schiller,“ sagte er dann, um dem bedrückten Freunde Freude zu machen, „hat heute mit dem Griechisch begonnen, er machte seine Sache sehr firm; er wird unserm Stande einmal zur Ehre reichen.“

„Er spielt zu viel!“

„Du bist allzu streng.“ Wieder sahen sie in die Flamme der Kerze.

„Vorgestern war hinter dem Gartengebäude zu Ludwigsburg ein brillantes Feuerwerk,“ erzählte nun aufgeräumt der „Vetter“ und sprach emsig dem Heurigen zu, „mit Bankett und Schlittenfahrt; ich hab' die Orangen und Bi-

tronen gesehen, wie sie selbe zusammenkehrten, ganze Wagen voll."

"Orangen im Winter?"

"Man läßt alles aus Italien kommen; auch Wein und Obst hing im Glasgebäude, in dem die versteckten Öfen, unter künstlichem Sternenhimmel, Wärme gaben. Dreißig kleine Seen sind im Zaubergarten, der ist so lang, daß man fünf Minuten brauchet, um ihn abzuschreiten und hat tausende von Lichtern, eines heller und schöner als das andre. Vor dem Ballet war das Feuerwerk. Das hat allein eine Tonne Gold gekostet. . ."

"Siehst Du, Schiller, da für hat er das Geld und: euch läßt er darben!"

Naspar Schiller stellte die Faust vor sich auf den Tisch und nickte erbittert dem Pfarrer zu. „Ja, so ist er!“ Mühevoll Erdachtes nahm Form an: „Ich kann so nicht länger ein ehrlicher Mann bleiben,“ sagte er fest. „Ich werd' meine Extremitäten sans phrase vor den Herzog aufsetzen und ihn untertänigst um Rückverlegung in die Garnison Ludwigsburg bitten. Ich hab' dreitausendfünfhundert Gulden Schulden, weil ich durch drei Jahre keine Löhnung für mich und die Unteroffiziers bekam.“

„Du das, Schiller,“ sagte Moser, „wenn es uns auch allen leid sein wird, euch zu verlieren; der grade Weg ist noch stets der beste.“

Der Steinheimer kniff das Auge ein und krümmte den Mund; er schenkte sich den Rest des Weines ein.

„Mein Bub hat dort auch bessere Schulen,“ nickte Vater Schiller und wurde fest im Entschluß. „Ich tu's!“

41 F
Frik Schiller saß in der zweiten Klasse der Ludwigsburger Lateinschule und mühte sich redlich dem hohen Ziele des Pandegamens zu. Er schritt nicht ohne Glück auf dem Wege der Wissenschaften. Mit guten Gaben versehen, was ihn nicht hinderte, manchen kräftigen Kaufhandel siegreich zu Ende zu führen. Nur der strenge Vater durfte davon nichts wissen.

Der Weg von und zu der Schule wurde ihm zum Paradies. Auch heute:

Frik Schiller streckte den Kopf vor, die Augen lachten unternehmungslustig, und der Mund gebär vergnügliche Frechheit: „Ätsch, Elwert, du bischt vorm Präzeptor g'stande, wie ein Gockel, der net Eier legen kann. Du hascht druckt und druckt und 's lateinische Wörtle ischt net 'rauskomme. Du kannscht nix im Vergil und der Horaz ischt dir ein schwarzes Löckle . .“

„Schiller, ich hau' dir eine 'runter, wenn d' mi räke willst.“

„Sau' mich, wenn d' kannscht!“ Frik Schiller überlange Beine rannten hurtig durch die Ludwigsburger Zeile vor dem Schulkameraden davon. Noch aus der Ferne machte er eine lange Nase und lachte.

Die Zwei gingen würdig weiter.

„Der Schiller sieht aus wie ein junges Rälble, guß e' mal!“ sagte Elwert, um sich zu rächen, zu Freund Hoven, der klein, dick und behäbig ihm zur Seite schritt. „Der Bopf ischt wie sei Schwänzle.“

„Verschimpfier' ihn nicht! Er ist ohnehin selten genug lustig, weil ihn sein Papa so streng haltet. Immer muß er sitzen und studieren. Ihn kommt's, in der Klasse der Beste zu sein, nicht leicht an.“

„Du, vor sei'm Herrn Vater hab i Respekt; der hat mir a mol scho g'sagt, i soll den Frik net soviel abhole und selber auch arbeite. Seit der Zeit geh i nimmer hin.“

„Mein Papa meint, man müsse den Schiller-Vater verehren, er sei ein aufrechter Mann. — Du,“ sagte Frik von Hoven plötzlich interessiert und nahm den Freund beim Arm. „Schau, wo der Schiller stehet? Bei denen Buben gib't's was zu sehen! Komm! Laufen wir hin!“

Sie rannten, mit klappernden Schulsäcken, quer durch die breite Kastanienallee, deren be-

geschnittene Äste schon glänzende Knospenfäuste zur Höhe streckten.

Bescheiden und ehrerbietig kam auch der Frühling nach Ludwigsburg. Die servile Stadt noch von festlicher Farbe. Gestern war Karl Eugen aus Venedig heimgekehrt, animiert und zerstreut. Glücklich hatte er wieder ein Regiment verkauft, das in fernen Weltteilen fechten mußte, für fremde Fahnen; das gab Lust bis auf Weiteres. Zwei neue Straßen waren auf allerhöchsten Befehl gebaut und mit Häusern besetzt worden. Die Mieter fehlten noch. Das Menschenpad war eben doch am schwersten zu beschaffen! Aber die Stuttgarter mußten kirre und windelweich werden, die sollten fühlen, was es hieß, dem Herzog zu widerstreben! Ludwigsburg mußte wachsen! Ob das im Interesse Württembergs war? Württemberg? Das war Er!

Fritz Schiller stand, auf den Bebenspitzen hochgeredt, vor der Holzbude und äugte neugierig mit dem langen Halse. Drinnen klimperte eine Harfe. Ringsum lachten die Herren. Wie zwei abgeheßte Jagdhunde leuchten Schillers Genossen an seiner Seite. „Was ist denn?“

Es gab sonderbare Zerstreungen in Karl Eugens Residenz:

„Sie singen ein Lied vom „Sonnenwirtle“, der seinen Rivalen massakrieret hat. Weißt, So-

ben, der sich dann selbst der weltlichen Macht gestellt hat! Auch vom „bairischen Fiesel“! Um Himmelswillen höret zu — 's ischt zu wunder schön.“

Die Harfe schwieg.

„Monsieur,“ sagte die junge Hofdame kokett, die galant allerlei Kurzweil feilbot, „soll ich Ihm ein Couplet chantieren, daß Ihm das Herz im schönen Leibe lacht? Soll ich Ihm das bonheur für die Zukunft voraussagen? Wie Seine Herzallerliebste heißen wird?“

Die Herren Sekretarii, Accessiten und Assessors in den seidenen Röcken lachten, daß ihre Galanteriebeugen frech klirrten. Noch war Faschingszeit; der Karneval schwang sich zu Ludwigsburg in den Sommer hinein. Einer im bordierten Rock von floschfarbenem Atlas, mit einer fein geblühten Flügelweste und zwei dicken Papilloten, die von angesehenem Range sprachen, drängte sich bedenklich nahe ans Fräulein, daß ihr hochgewölbter, hellblauer Rock einen Bug bekam. Der sinnliche Mund spitzte sich ihrem Ohre zu.

„Noch ist dort eure Mühe verloren, schöne Dame,“ spottete der Herr und sprach leise und angelegentlich weiter, dertweil sie, entschieden wider Willen, aber doch höchlichst amüsiert, lachte.

„Komm!“ Hoven puffte heimlich seinen Freund, „Sie meint ja dich! Der Elwert ist schon davongelaufen.“

Blutübergossen stand Fritz Schiller; nun fühlte er den Hohn in den Worten der aufgeputzten Dame. Übermütig blickten unter der seidenen Halbmaske ihre dunkeln Augen zu ihm herüber; sie kannten ihn wie Basiliskenblick.

„Soll ich ihn embrassieren und ihm ein Küßgen geben auf den Rosenmund?“

„Gebt es mir; ich will es verzinsen,“ sagte wieder der Herr mit den feurigen Augen und brachte der Dame Angebot zu raschem Absatz. Sie freischte vergnüglich entsezt. — „Kommet her, ihr Bengels,“ rief der Herr gut gelaunt über den Preis der Umstehenden, die sich freuten. „Da habet ihr Waffels zu fressen; das ist euer Terrain.“ In komischer Eile bückte er sich zum Korb mit den Süßigkeiten und griff nach des Fräuleins hochbepudelter Chignon-Frisur, als wollte er sich darauf stützen.

„Herr Stadtorganist!“ schrie die Dame, dießmal wirklich entsezt, und drängte sich, was eigentlich unnötig war, an ihn. „Sie sind ein schrecklicher Galant!“ Aufgeregt kontrollierten ihre Finger mit den blitzenden Edelsteinen das kunstvolle Toupet, doch die Blicke forderten aufs neue heraus.

Die Waffeln flogen über die Haarbeutel und die Chapeaux der Herren.

„Na also,“ sagte Hoven begütigt und begann bedächtig die wasserziehende Bäckerei aufzusammeln. Sein Genosse zögerte. „So hilf doch, Schiller!“

Der stand hochaufgeredt und blinzelte mit den Augen. Es wäre schön und wirkungsvoll gewesen, wenn er jetzt mit der Geste des antiken Helden gesprochen hätte, den er gestern im Opernhaufe gesehen hatte: Ich lasse mir nichts schenken! Er hob den Kopf und schob die Unterlippe vor. „Seit wann füttern Sie, Herr Schubart, die Regenwürm’?“ schrie er.

Im Zelte hörte man die schrille Bubenstimme nicht: Der Organist erzählte gerade von des Herzogs Freigebigkeit in Liebesdingen. Schmutziges Lachen erklang.

„Hoven! Wie kannst du das fressen, was man dir in den Kot schmeißt?“ Frik Schiller maß den Freund; seine Lippen wurden schmal und hochmütig.

„Sie sind gut und knusperig,“ kam die schmaßende Antwort. „Probier!“

Arglos hielt ihm Hoven ein Stück des Gebäckes hin. Mit wilder Wut hieb Frik Schiller von oben auf seines Kameraden Hand hernieder. „Auweh!“ schrie der und die Waffel rollte in den Schmutz. Als sich Hoven die schmerzende Hand

rieh, auf der der heftige Schlag rot brannte, sah er, daß Friß Schiller hochaufgerichtet schon weit in der Straße schritt. Wie Scham und Schuldbewußtsein überkam's ihn; er lief dem Freunde nach.

Aus dem Schloßhof drang Trommeltwirbel. Die Portefaisenträger rannten auf der schnurgeraden Straße, was sie nur laufen konnten. Man durfte nicht zu spät zum herzoglichen Iever kommen.

Eine Turmuhr schlug gemessene Schläge in die stille Luft.

Friß Schiller bekam rote Flecke auf den Wangen. Er begann mit einem Male weit auszusprechen. „Du, Friß,“ sagte er hastig und unfrei, während sein Blick stach, „sag' nichts daheim, daß ich mich mit 'm Reichenbach geprügelt hab'.“ Immer schneller wurden seine magern Beine; am Ende trabten die beiden Freunde ein Stück.

In der Flur des Cotta'schen Hauses, in dem die Familien Schiller und Hoven wohnten, trafen sie Rhinele.

„Du!“ sagte Friß Schiller und fing sie unruhig beim Zopfband, „ist der Vater schon zu Haus?“

„Ja.“

„Wenn dir die Ludovika Reichenbach erzählt, daß ich ihren Bruder gehänselt hätt', so sag's

nicht vor dem Papa; der Mutter kannst du's allein sagen." Eilig schludend, schlich er auf den Bebenspißen zur Thür. Aufrecht und stramm schritt Hoben in seiner Eltern Heim.

Gottlob! die Mutter saß allein.

Frau Dorothea besserte „Kittleins" für das Jüngste aus, das unermüdlich in der Nebenkammer schrie. Sie sah auf und legte hastig das Glidzeug zur Seite. Frik Schiller umschlang sie, sie küßte ihn auf die Stirn. „Du," sagte sie leise und sah ihm mild in die Augen. „Vater hat schon z w e i m a l nach dir gefragt! Er ist jetzt in der Druckerei. Nimm dir ein Büchle und setz' dich her, daß er vermeinet, du repetierest für den Nachmittag." Frik Schillers Kopf sank auf die Brust; die Mutter streichelte ihn und wollte ihn aufrichten. „Heut' Mittag gibt's Leberspätzle mit Sauerkraut. Freuest dich? — Nächste Woch' geh' ich nach Marbach zu den Großeltern . . ."

„Nimm mich und 's Phinele mit!"

„Hast' sie gern, meine Eltern?" fragte sie weich.

„Ja, Mutter, das sind arme, verlaufene Menschen, denen man helfen muß."

Sie machte sich hastig los und griff nach der Nadel. „Setz' dich," bedeutete sie und winkte mit den Augen; sie stach schnell in die Leinwand, „der Vater kommt!" Sie zeigte, mit dem Kopfe mahnend, zur Thür.

Water Schiller trug einen langen Bogen bedruckten Löschpapiereß in der Hand.

Ein stolzes, zufriedenes Lächeln thronte auf seinem energischen Antlitze. Er tat einen verlorenen Blick durchs Zimmer. „Komm' Er her, Fritz," sagte er mild, fast feierlich, „und auch du, Dorothea!"

Fritz studierte, ehe er aufstand, noch schnell eine Zeile zuende. Mechanisch taten die Lippen, als repetierten sie.

Rhinele, die von ungefähr aus der Rückentür kam, versteckte eilig unter der Schürze die Papierpuppen, die sie eben fürs Puppenspiel ausgeschnitten hatte und trat, ohne Einladung, näher.

„Heut' ist ein großer Tag vor mich!" Water Schiller hob den Papierbogen und nickte. „Das ist nämlich ein Korrektions-Bogen vor mein Werk. Den muß ich also korrigieren für Herrn Cotta. Ich halt' in meinem Werk — müßet ihr wissen! — der bürgerlichen Fahrlässigkeit die Promptitude und Perseverance entgegen, mit welcher im Militärstand die Exekution des ordres betrieben wird. Was ich in der monde, zu Brüssel, London und anderswo gesehen und auch was ich durch die Fatiguen des Herrn Rodweiß gelernt hab', tu' ich zu Nutzen der Nation allhier publizieren. Über die fluchwürdigen jüdischen Buchereien, so sich vom gehenkten Jud Süß

Oppenheimer herleiten, über die Räuber- und Zigeuner-Unsicherheit im Land, sowie die Auf-
erziehung der jeunesse zu energischem Handeln,
an welcher es bei uns noch sehr fehlet, hab' ich mich
bemüht, allgemeine Regeln und Grundsätze auf-
zustellen, die nur einzig Wert haben. Gehet die
Gemeinsamkeit vorwärts, gehet man es selber
auch!"

"Der Vater hat also wirklich ein Büchle
g'schriebe?" fragte Friß Schiller mit ehrfurchts-
vollen Augen die Mutter, "ein wirklich' und
wahrhaftiges Büchle?"

"Ja, Friß, du hast einen gescheiten Papa!"

Wichtig und bröhnend schritt Kaspar Schiller
durch die Stube und ließ sich breit und schwer auf
den Sessel fallen, daß es krachte. Mit selbstge-
fälligem Begreifen empfand er, daß die Kinder
ihm von der einen Seite, Frau Dorothea von der
andern Seite, ehrfurchtsvoll über die Schulter
blickten. Mit der Gänsefeder rührte er den dicken
Tintenfaß. Im Nebenzimmer lallte des Schiller-
schen Familienbaumes jüngster Trieb.

"Ökonomische Beiträge zur Beförderung des
bürgerlichen Wohlstandes," las Kaspar Schiller
laut und auf die Wirkung laufend vor. Hoch-
achtungsvolles Schweigen der Ehrerbietung folgte.
„Aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier.“
Er lachte. „Da wird sich das Publikum den
Kopf zerbrechen, wer das mag sein! Das hab'

ich fein gemacht! Neugierde unterstützet die Nachfrage, so erfahret der Herzog davon und siehet, was vor einen Mann er im Besitze hat. — Wisset ihr!" wendete er sich gnädig belehrend um, „wenn nun eine Letter schief geraten oder falsch gegriffen ist, so vermerk' ich das am Rande und die samuli müssen's reparieren. Eh bien," er sah plötzlich seinen Frik an, „der Herr Faktor saget mir, daß zwei Malefizungen, so er namentlich kennet, ihm die Druckerbürsten mit Sand gefüllet hätten. Davon kommen die braunen Wischer auf der Revision." Drohend schlug er das Papier. „So Er den Hoven, Seinen Sozius trifft, kann Er Ihm sagen, er hätt' schon eine davor bekommen!" Treffsicher saß die Maulschelle über Nase und Aug. „Hinc illae lacrymae!" donnerte der lateinische Dieblingsatz an falscher Stelle.

Die Mutter fing heimlich ihres Kindes Hand und drückte sie. Doch Frik Schiller wich heute heftig der teuern Liebkosung aus, und seine Augen konnten nicht los vom bedruckten Papier, das seines Vaters Name in die Welt trug. Wie Hier stand es im heißerregten Knabenantlitze und die Wangen glühten. Eine Stunde grub sich fürs Leben ein.

Scharf kontrollierte Kaspar Schillers Riefeder die Zeile entlang und die Lippen murmelten sehr vernehmbar den Text . . . „Es ist doch

wohl kein Mensch ohne Ehrbegierde, die einen palpablen Nutzen verspricht. Es gibt nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Nationen in der Welt, welche um der Ehre willen alles tun und leiden können." — „Schön gesagt!" lobte er sich selbst und wiegte zufrieden den Kopf, „es ist auch brav gesehet, das kommt von der guten Handschrift." Er wandte sich auf dem Sessel und zog den Blick in die Länge, ohne ihn von der Beile loszureißen.

„Wenn du, Friß, jemals zu dem Geiste steigen solltest, daß jemand beinetwegen Druckerchwärze in Bewegung sehet, so wird's greulich sein: deine Handschrift ist allzu schlecht und flüchtig. *Hinc illae lacrymae!*"

Nach einigen neuen Zeilengängen hob der Autor schnuppernd die Nase und fragte besremdet: „Riechst du nichts, Dorothea?"

„Freilich," sagte die verstört und hilflos, ob ihrer Vergeßlichkeit, „die Späkle brennen an," und rannte, mit plötzlich freigewordenen Gliedern, verzweifelt in die Küche.

„Du wirst ein tüchtiges Frauenzimmer werden, Christophine," nickte Vater Schiller seiner älteren Tochter strafend zu, „wenn du nicht einmal der lieben maman beim Kochen hilfst. Was seid ihr von heute nichts wert!" Mit „*Hinc illae lacrymae*", laß er lauernd weiter.

Das Rhinele hielt krampfhaft die Papier-

figuren unter der Schürze fest und sah verstimmt zu Boden.

„Wirfst du endlich in die Küche gehen!“ herrschte er sie an und hob den Kiel wie einen Speer.

Sie lief eilig zur Thür und wäre fast an Frau Dorothea angerannt, was der irdenen Schüssel, die die trug, sicherlich nicht zum Vorteil gereicht hätte.

Man setzte sich zu Tisch.

Vater Schiller begann das Tischgebet zu sprechen. Ernster und machtvoller als sonst klang heute seine Stimme. Verstoßen sah Fritz Schiller seinen Vater: die behäbige Selbstgefälligkeit schwand, tiefe, schürfende Selbstzerquälung stand an ihrer Stelle im andächtig erhobenen Antlitze. Er bat und flehte um Erleuchtung, um Hebung aus der Menschennot, um Verbesserung des inneren Zustandes mit dem äußeren. Kein Zweifel, er klagte sich der Eitelkeit und des Stolzes an, die er gerade früher geübt hatte. Tieferschüttert griff auch Fritz Schiller ins eigene Herz. Dort fand er Verstocktheit und manche Lüge aus Noth . . .

„Was hat Er vor morgen im Latein zu lernen aufgefriegt?“ fragte ihn der Vater im neu-geschaffenen Gleichgewicht.

„Morgen ist kein Latein, Herr Vater; morgen ist Deutsch.“

„Es kommt immer mehr in die Mode! Einen ganzen Tag in der Woche wird das Deutsch jetzt schon betrieben, als wär's eine Gelehrtensprache! Sprech' Er nicht so im Dialekt; Deutschland ist nicht Schwaben! Die Zeichen mehren sich, Dorothea: Herr Schubart, der fürtreffliche Organist, will auch demnächst Vorlesung halten über einen Herrn Klopstock aus Hamburg, der ein bemerkbares geistlich Lied in deutsch geschrieben hat.“

Fritz Schiller horchte hoch auf. Er vergab Herrn Schubart die Waffel-Affäre. „Erlaubet das der Herzog?“ fragte Frau Dorothea, „der liebet doch nur die Welschen! Er hat erst lezt-hin verfügt, daß, neben Tomelli, der Salzburger Kapellmeister nicht darf ausgeführt werden — wie heißet er denn gleich? . . .“

„Mozart; übrigens ist die permission noch nicht herabgelangt vor die Vorlesung! — Fritz; freß' Er nicht so viel; Er hat jetzt genug!“ Kaspar Schiller nahm seinem Sohne den Teller vor der Nase weg. „Meine medizinische memoria saget mir, daß sich der junge Mensch den Magen nicht überfüllen dürfe, soll sein Geist dafür hell bleiben. Ein Diener Gottes aber, so du wirst, hat sich vor allem zu gewöhnen, daß er das Irdische negligiere.“

Fritz Schiller hob nicht den Kopf, doch etwas unbeeinflussbares in ihm dachte unbeirrt: Der

Defan Zilling ist dick wie ein Schwein und ist geistlich der Höchste zu Ludwigsburg!

Bescheiden und etwas verlegen, ob des ihrem Manne gegenüber ungehörigen Widerspruches, suchte Frau Dorothea die verlorene Position ihres Buben zu halten: „Bedenke, Kaspar, der Fritz ist stark im Wachsen; er strecket sich aus jedem Hößle, so ich ihm mach', und die sind aufs Wachsen gerichtet! In solcher Zeit brauchet der Körper mehr als der Geist, vermein' ich.“

„Wie ich es gesagt habe, so bleibt es!“ sprach Kaspar Schiller mit Nachdruck und zornrotem Gesicht. „Ich hab' mich der Richtigkeit meiner Meinung versichert, indem ich ganz unmerklich, en passant, drüber im Gespräch die Herren Medikusse Elwert und Reichenbach konsultieret hab'; sie denken ebenso!“ Er sah böse auf die Uhr und stand auf. „Ich geh' noch ein wenig in den Garten, zu meinen Bäumleins schauen. Will sehen, wie die neu oßulierten Fruchtgewächse gedeihen. — Rhinele, du hilfst, zu deinem eigenen Besten vor einst, der maman beim Abwaschen der Teller und putzest das Zinn und Er, Fritz, darfst mit mir kommen, damit Er siehet, wie man jede Vierteltunde nützen muß. — Dorothea, bürste mir die Gardemontur, um vier Uhr haben wir Manövers im herzoglichen Lustgarten zu machen; es sind Gäste da!“

Festen Trittess verschwand er. Die „Defono-

mischen Beiträge“ und den Frits nahm er mit in den Garten.

„Schneid' nur weiter deine Doeden aus,“ sagte die Mutter zu Rhinele, die Anstalten traf, der Mutter wirklich zu helfen. „Du und der Frits wollet ja doch wieder Theater spielen, nach der Schul'; mit dem Geschirr komm' ich schon allein zu End'. Aber setz' dich 'nein zur Louise, damit sie nicht gar so viel schreiet; es ist ja grad, als wolle sie weg von uns.“



In den sonnigen Gnadentälern klangen jauchzend die Ofterglocken, auf der grünen Bergeshöhe sang leise und freudig der Wind.

Fruchtbar und grün lag Alt-Württemberg.

Die Weiler rauchten mit bläulichen Föhnlein, wie sauberes, spiegelblankes Rinderspielzeug schimmerten und glitzerten in der Sonne die Dörfer und Märkte. Mitten durch lief der silberne Neckar und empfing mit funkelndem Blicken den Wärmeregen des segnenden Gestirns. Fernher winkte die Marbacher Ringmauer. Der Wein stand, hügelab, hügel auf in duftender Blüte. Und über all der neugeborenen Frühlingsherrlichkeit hing, wie ein blaues Tuch, der ewige Himmel und predigte Glück.

Großes Wandern war's, mit erhobenem Herzen. Die Frau Hauptmann Schiller erzählte mit beweglichem Ton:

„. . . und die zweie, so nach Emaus wandelten, waren schwach und weibischen Herzens, sie glaubten nicht, daß der Herr erstanden sei. Der Dritte aber, der sich unterwegs zu ihnen gesellt, war männlicher und klüger als sie und legte ihnen alle Schriften aus, die von Jesum gesagt waren . . .“

„Mutter,“ sagte Rhinele mit großen Augen, „des ischt wie bei uns: hat net der Fritz auch gerade vorhin uns zweien erklärt, wie die Geschichten der Griechenländer beschaffen sei?“

Starren, himmelzugewandten Auges ging Frau Dorothea und fand im Blau des Firmamentes den Blick ihres Sohnes, der tief versunken und entrückt durchs wehende Berggras stelte und bebend die Osterglocken in sich fühlte . . . „und er sagte zu ihnen: ‚mußte nicht Christus solches leiden, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen?‘ und da sie nahe zum Flecken Emaus kamen, nötigten sie ihn und sprachen: ‚Bleib bei uns; denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.‘ Und er blieb bei ihnen.“

Frau Dorothea nahm Krampfhast und seltsam von der Stimmung erregt ihre Kinder bei den Händen. Sie wallten zu dritt im sonnigen Morgenwind . . . „Und als er mit ihnen zu

Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da erkannten sie ihn . . .“

„Mutter!“ schrie Friß Schiller auf und fiel ihr tief gerührt und hingegen um den Hals. „Ach sag'? Es war unser Herr? Herr Jesus Christus? Gest, er war's?“ Und seine Blicke flehten die Antwort herbei.

Mit nassen Augen nickte sie ihm zu und umschlang die mageren, sehnenden Leiber der Kinder. „Ja, es war unser Herr, Herr Jesus Christus, der unerkannt unter den Menschen wandelte.“

Mit gefalteten Händen zwang die Menschen-sehnsucht die dreie auf die Knie. Sie knieten, in der Mitte die Mutter, die ein ungeborenes Schwesterlein in sich trug, rechts und links die Kinder. Sie beteten aus tiefster Seele.

Rastlos gingen im Tale die Osterglocken, der Neckar fuhr seinen glitzernden Bogen durchs grüne Land; das war sein Gebet.

„Mutter,“ sagte Friß Schiller mit bangendem Schluchzen, das ihn mit einem Male ganz erfüllte, „ich werd' den Menschen predigen als Priester, damit sie froh werden. Mutter — o, Mutter, ich muß auch so 'was werden; ich will oben stehen und sie leiten! Meinst', Mutter, daß ich so 'was werden kann? O, sag', bitte: sag'!“

Das Rhinele zupfte Frau Dorothea am farbigen Überwurf. „Der Friß hat schon ein lateinisches Verste gemacht, wunderschön, aber

ich versteh' es nicht. Er wird Prälat werden, Mutter. Wirscht schon sehen!"

"In ein paar Jahren, Friß," sagte die Mutter mild und streichelte seinen erschauernden Scheitel, „reichst du mir den Leib des Herrn und sättigst meinen Hunger aufs Seelenheil. Und wenn ich zu sterben komm', segnest du in Liebe und mit geweihter Hand mein Grab."

"Mutter!" schrie er entsetzt auf und starrte sie aus ahnenden Augen an. Zum ersten Male sah er die Menschensterblichkeit an seinem Liebsten aufgezeigt. Er wehrte sich: „Mutter!!"

"Die Welt, Frißle, drehet sich um Tod und Liebe, das eine helfet zum andern; dem großen Schicksal muß sich alles fügen."

Sieben Stunden Schulbank im Tag machen müd und die Katechisation war nicht leicht gewesen.

Das lebensreiche Latein, in dem eines kopfstarken Volkes Geist und Wissen niedergelegt und auf die kürzeste Form gebracht sind, hing sich schwer ins jugendliche Hirn und drückte.

Im verschlossenen Zimmer mußte Friß Schiller daheim sitzen, wenn die Schule aus war, und privat unter des Vaters Obhut lernen. Des Vaters Strenge zerbrach viel Zartheit und Herzensruhe, aber sie lehrte Lebensformung und eisernes Wollen, das sich mit der reflektierenden Hartnäckigkeit des Schwabenschäbels

zu ehernem Metall verband, das siegreich tönen sollte durch die Jahrhunderte.

Noch schlummerte der Reim. Fritz Schiller renkte, auf Professor Zahns Befehl, lateinische Prosasätze in Distichen ein, doch die liefen schnell, wie ausgeschüttetes Wasser, übers Papier und deutsche Verse hoben zaghaft den Kopf und folgten, nicht langsamer, nach.

Wie eine Weckung war's, wie ein Signal des Anfangs, als er Klopstocks Worte hörte. Das verschüchterte Büblein hatte soeben schlafen wollen! Da empfand es seine Sendung. Das schlafumklammerte Hirn versagte den Dienst. Da regte sich das Gefühl und nahm das Kommando an sich.

In seltsamer Unruhe konnte Fritz Schiller nicht schlafen. Das Herz pochte an die Rippen und der Kopf arbeitete rastlos an unsinnigen halben Gedanken, als müßten die alle heute noch fertig werden. Unwillig brach er die lebensunwerten Ranken seiner müden Sinne ab. Seines Vaters Stimme sprach nebenan: es war ein Laßsal, da zuzuhorchen, es war wie ein Nchl vor sich selbst.

Kaspar Schiller sprach vom Schubart-Vortrag.

Laut und erregt drangen die Worte durch die Kammertür. „Wie klein ist doch das Leben, Dorothea, wenn man einmal die Haube von

den Augen nahm — der Klopstock ist ein Poet!
Das sage ich Dir! Ein großer Poet!”

Fritz Schiller saß aufrecht. War vielleicht das der Weg? Poet! Schlug drum das Herz so vernehmlich? Führte des Dichters Wort zum Licht? Gab das festen Halt und Stand? Gewann man so die Stütze, an die man sich klammern konnte, ohne zu wanken? Schuf das Dichterwort Schild und Schwert, wider die ewig andere Meinung der andern, die soviel Zweifel und Unrast in die Seele warf? Warum sprang das Herz so kräftig in der Brust? Fühlte es die Hilfe nebenan? Es befahl ihm, zu handeln.

„Was machst, Fritz?“ fragte leise eine Stimme aus dem Finstern, „willscht' was?“

„Sei' still, Rhinele,“ flüsterte er und griff in den Verschlag hinüber, in dem seine Schwester, seit Jahren von ihm getrennt, schlafen mußte, „ich erzähl' dir dann alles,“ und die nackten Füße schlichen zur Thür, das Herz hüpfte und sprang, daß ihm schwindelte.

Der Vater ging im Raume auf und nieder, Fritz hörte die Dielen knaden. Die Mutter lag wohl schon im Bett und die Kleinen schliefen. Fritz Schiller erschrak, der Atem stockte, nun stand der Vater dicht vor der Kammertür. Doch Fritz Schiller floh nicht! Diesmal nicht! Sein Ohr war wie angebunden. Der Vater las vor.

„ . . . Höre zu, Dorothea, wie das klingt und in die Herzen heißet:

„Ihr habt der Menschheit heilige Bunde
Tief herunter entweißt. Sie hätten Engel mit Jauchzen,
Und mit weinendem Dank von der Könige König
empfangen.
Oh, Ihr standet erhaben; um Eure Throne versammelt,
Stand das Menschengeschlecht. Weit war der Schauplatz,
der Lohn groß,
Menschlich und edel zu sein. Die Himmel sahn euch.
Es wandten
Alle Himmel ihr Angesicht weg, wenn sie sahn, was ihr
thatet;
Wenn sie sahen den mordenden Krieg, des Menschen-
geschlechtes
Brandmal alle Jahrhunderte durch, der untersten Hölle
Lautesst, schrecklichstes Hohngelächter, den ewigen
Schlummer
Eurer Augen, daß neben euch drückte der Iriechende
Diebling,
Keine Tugend belohnt, und keine Thräne getrodnet! . . .“

und als er das Herrliche gelesen hatte, Dorothea, hat er die Augen zu uns aufgetan und mit heiligem Eifer und zündendem Wort von der deutschen Dichtung geredet, so sich endlich aufredet. Daß die Menschheit das Joch der Herrschaft abschütteln müßte, hat er gesagt — denk', Dorothea, was er wagt! — wie die Bäum', Sträucher und jegliche Kreatur der Natur vergewaltiget seien nach dem Willen eines einzigen Herrn, die Menschen nicht ausgenommen! so sei die deutsche Dichtung bis heute gewesen. Eine neue Zeit steigt auf, die alle stark ersehnten, die eignen Herzen's seien, eine Zeit, die siegen werde

und der Lichtigkeit die Palme reichen würde.
Nun nahe halb das Gericht! Und dann laß er;
Dorothea, höre zu! — wo ist es denn gleich? —
Da! Höre zu! —

„Als Gott sein Angesicht wandte,
Schauert' es unter der Könige Fuß in den weiten Ge-
fildden,
Kam ein Sturm von dem Thron, und in den Nächten des
Sturmes
Alle Todesengel herab. Die Könige flohen.
Kein Erdbeben erbarmte sich ihrer, sie vor dem Anschauen
Und dem kommenden Schweben der Todesengel zu
beden.“

und dann hat er, selbst ein Poet, zur Sub-
skription vor Klopstock aufgefordert. So reiße
das Genie die andern mit fort! — Wirft sehen,
Dorothea, das bricht Herrn Schubart das Ge-
nieß. Etliche waren da, so schiefe Köpfe machten,
auch Billing, der Dekan. Der muß ihm nicht
grün sein. Der hat einen Zahn auf alles, was
denket. Meinst du, er hat mir vor die Zusen-
dung der „Oekonomischen Beiträge“ gedanket?“

Des Vaters fester Schritt ging zur Kammer-
tür. Wirklich? Ja? Er kam! Kein Zweifel! Fritz
Schiller flog, instinktgeleitet, ins Bett. „Kein
Erdbeben erbarmte sich ihrer, sie vor dem An-
schaun und dem kommenden Schweben der Todes-
engel zu beden.“ Wie schön das war! Ein Licht-
schein kroch durch die geöffnete Thür. Fritz Schiller
preßte die Augen zu, fast glaubte er selbst, daß
er schliefe.

„Frik? — Hallo! Frik, ermuntere Er sich; ich will Ihn 'was fragen,“ erklang des Vaters Stimme.

„Ja? — Was ist, Herr Vater?“ er tat ganz benommen vom Schlaf und zog schnell die Füße unter die Decke; er hatte nämlich vergessen, die drüberzuziehen. „Was ist? — Ich bin schon erwacht,“ und er rieb sich zum Scheine die Augen.

„Komm' Er zur Thür, ich will nicht so laut reden, sonst wachen die weiblichen enfants auf. Seh' Er mich nicht an, ich bin halb entblößet und mein Pops ist nicht geflochten. Stell' Er sich mit dem Rücken zur Thür gewandt! — So! So ist es recht!“

Mit wirbelnden Schläfen und in tiefster Seele bewegt, starrte Frik Schiller zu Boden. Wie ein atemhemmender Sturm war's gewesen. Das hatte gebraust wie das markige Bibelwort, wie Luthers Mund im Federkiel. Nein, noch viel schöner . .

„Sag' Er mir, wie stehet eigentlich der hoch zu venerirende Herr Dekan Billing mit dem Organisten Schubart? Das muß Er wissen, wo Er sie tagtäglich zusammen sieht! Sag' Er?“

„Der Herr Dekan bläuet uns oft, weil wir lieber Herrn Schubart's Orgelspiel lauschen, denn der Christenlehr'.“

„Das ist auch unziemlich,“ nükte Kaspar

Schiller mit einem Verweis die Gelegenheit.
„Weiter!“

„Aber Herr Schubart getrauet sich 'was! Er ist ein kühner Kopf, der Hochachtung heischt. Er hat auf Herrn Billing ein schlagend' Verslein gemacht, weil er ihn mit „Er“ tituliret. Das Verslein gehet:

Wenn Billing, Er, kein Flegel wär',
Dann spräch er nicht per Er . .“

„Aber Fritze!“ sagte leise mahnend die Mutterstimme aus dem elterlichen Ehebett. Woher nahm der Bub auf einmal den Mut?

„Was sind das vor respektlose Reden?“ ging des Vaters Rede los. „Troll' Er sich ins Bett, Er Frechdachs! So 'was höret man nicht, geschweige denn, memorieret man's nach. Das kommet davon, wenn man Buben ernst nimmt und sie Dinge fraget, die nur Erwachsene besprechen sollen. Ich hätt's wissen können. Geschieht mir recht! Troll' Er sich, sonst schaff' ich Ihm Beine, Er Galgenstrick! — Heda! Was hat Er für blaue Fleck' auf Seinem Hinterteil blühen? Komm' Er her!“

Gesenkten Hauptes und rastlos mit den Händen den Hemdzipfel drehend, gab Fritz Schiller die geziemende Antwort: „Gott hat mich durch den hochzuverehrenden Herrn Präzeptor vor das

nächste Mal, im voraus, strafen lassen; der hoch-
ehrwürdige Herr Präzeptor hat gemeinet, ich
hätt' mit der Papiertugel geschmissen; es war
ein anderer."

"Was ist Er vor ein merkwürdig Ruchlein!
Geh' Er schlafen!" Des Vaters Stimme war mild
geworden. Halb besiegt schloß Kaspar Schiller
murrend die Kammertür. "Fast hätt' ich mein
négligé vergessen," meinte er bedächtig. "Es hat
also seine Richtigkeit mit dem, was ich vorhin
sagte, Dorothea; so einen Mann, wie den Schu-
bart, gebrauchen sie nicht zu Ludwigsburg; so
einen Mann gebraucht man nicht!" Und er be-
gann die Polster seines Lagers in eine bestimmte
Ordnung zu legen, die niemand außer ihm
kannte, die aber für seinen geruhigen Schlaf sehr
vonnöten schien. Frau Dorothea dachte nach, wie
sonderbar ihr Frikle jetzt wieder gewesen war.
Sie wurde nicht recht klar aus ihm . . .

Das „Frikle“ sinnierte nebenan:

Im Fenster standen die Sterne und leuch-
teten unerforschlich. Jede Nacht waren sie
dort. Jedes Sandkorn fand seinen Platz in
der Ewigkeit. Jeder Planet kreiste in fester
Bahn, wo war des Menschen Ort und Anker-
platz? Frik Schiller stützte sich im Bette auf-
recht. „Keine Tugend belohnt und keine Träne
getrocknet.“ Eines der Kleinen nebenan weinte,

dann sprach wieder Waters Stimme, er hörte sie, fern und verschwommen.

„Man darf's vor den Kindern nicht sagen, um sich nicht selbst zu faiblieren: unser Herzog ist ein Tyrann! Seine Schulden gegen mich hat er noch nicht bezahlt; hier und da tröpfelt's allergnädigst aus der herzoglichen Kassa. In fünf Minuten aber verschenkt er fünfzigtausend Taler und noch viel mehr an seine Maitressen, derweil die ihm angetraute Frau Herzogin außer Landes sitzt. Gehöret sich das? Durchs Erntefeld gehen die herzoglichen Wege und die Bauern müssen zinsen und fronen und schleppen vor seine Solitüde. Die Stände petitionieren zu Wien. Zu Wien! Bisher haben sie erreicht, daß der Rieger vom Hohentwiel entlassen wurde. Ein Verleumdeter, der unschuldig fünf Jahre im Kerker saß, wird befreiet! Ist das des Schweiges der Edlen wert? Recht hat der Vetter, daß er außer Landes ging! — Ach was!“ ein Faustschlag zerschellte das glattgestrichene Federbett, „heut' bin ich wankelmütig wie ein altes Weib. Literatur ist nicht vor unsern einen, sie machet unruhig und unzufrieden. Ein Offizier hat's Maul zu halten und weiter zu parieren. Ich kommandier' mit selbst wie meinen Musketiers: den Hahn in Ruh! Den Labestock an seinen Ort! Präsentiert das

Gewehr! — Gute Nacht!“ und ein wütender Atemstoß, aus geknechteter Brust, mordete jäh die friedliche Herzenflamme.

Mit großen, suchenden Augen starrte Fritz Schiller in den aufsteigenden Mond.

Seine Welt stand vor ihm; mit bangenden Augen erkannte er sie.

Gehe wir uns ein bißle nieder," sagte Elwert verdrossen und stand schweigend still, „der Hoven muß gleich komme."

Frik Schiller schüttelte den Kopf. „Aber ich seh' ihn früher, wenn ich weiter geh'!"

„Willst vielleicht auf d' Solitüd' nauf laufe? Hier siehst 'n grad' so gut, wenn er kommt. Ich geh' nicht weiter! Wenn d' mir net folge willst, Schiller, renn' nur allein." Elwert suchte sich, seitwärts der Chaussee, ein kühles Flecklein, wohin die heiße Sonne nicht reichen konnte. Hart und staubig lag die schnurgerade Straße in der flimmernden Mittagsglut. Die Schöpfung lott.

„Hast' denn den Hoven nicht lieb? Elwert, was bist' für ein Mensch? Komm! Der Hoven ist unser F r e u n d !"

„Schon; aber ich brauch' mir deswegen kein Sonnenschild z' hole."

Kopfschüttelnd und bitter lächelnd sah Schiller die reglose Allee entlang. Niemand kam! Er preßte die trocknen Lippen aufeinander, in seinen

Augen war es wie Verzweiflung. Neben dem nächststehenden Baum ließ er sich unwillig niedergleiten. Mit hochgezogenen Knien lehnte er den Rücken an den kantigen Stamm. Der heiße Blick starrte die Straße entlang. Niemand kam. Hätte er doch die Kraft, das Schicksal zu zwingen! Er biß die Zähne aufeinander und dachte krampfhaft erregt seinen Wunsch, als hätte er die Macht, ihn zu erfüllen: Hoven soll jetzt mit seinem Vater auf der Straße kommen! Sogleich!! Weit tat er die Augen auf: Niemand kam!

Elwert nahm in beschaulicher Gedankenleere seinen Kreuzerwedden vor und aß ihn mit Appetit. Dann suchte er eine bequemere Stellung und sah unsicher zu seinem Freund hinüber. Der war heute wieder wunderbar. Was hatte er nur? Mit der Zunge schmakend, säuberte Elwert noch die Zähne, dann begann er seine hilflose Trostesrede, die mehr einem dunkeln Pflichtgefühl, als dem Herzen entsprang:

„Du mußt nicht traurig sein, Schiller, und jetzt die ganze Welt schwarz sehe, weil dein Großvater g'storbe ischt. Der hat's überstande und ischt im Himmel drin. Und der Hoven kommt schon wieder; was sollt' ihm denn geschehe sein? Sei nicht so ein Kopf-durch-die-Wand! Hörst'?“

Fritz Schiller sah, daß die Müden unablässig

in der blauen Sommerluft tanzten. Er saß regungslos.

„Hörst!!?“

Fritz Schiller wandte langsam die Augen; die starre Verschllossenheit seines mageren Gesichtes wandelte sich in die heiße, tiefstgeborene Frage. Er sagte leise: „Elvert, es stehet nicht dafür, gelt: nein? Wenn wir alle sterben müssen wie das Vieh, wofür bemühen wir uns? Wofür hab' ich das neue Schwesterle Charlotte bekommen? Wofür mach' ich jedes Jahr mein Vorexamen und hab' Angst, daß ich Wochen lang vorher nimmer schlafen kann? Warum steh' ich früh auf und lern', wenn ich doch noch Schlaf hab' zum Umfallen? Wofür quälet man uns so? Im Tode sind wir alle gleich. Alles ist Rauch und Verwesung. Das Glühendste, Schönste trägt den Tod im Leibe. Die Sonn', der Planetenherrscher, auch sie stirbt jeden Tag. Ach, Elvert, aber sie glühet vorher und gleißet, sie stirbt wie ein Held. Ach, stürben wir so der Erlösung zu und ließen das Jammertal, in dem Bedanten prügeln und keine Erlösung blüht. Warum bläset nicht die Posaune und schaukelt noch nicht die Wage des jüngsten Gerichts? Ich bin gerüstet und hab' nur die Hoffnung zu Gott, daß er mich bald vom rauschenden Felde der Sünde erhöbe. Es ist alles schal und leer, es wird keine Tugend belohnt und keine Träne

getroffen. Elwert, Elwert, verlaß' mich nicht, bleib du mein Freund! Ich hab' so unsäglich Schweres zu tragen auf meinem Leidensweg." Und er schluchzte an seines Freundes Brust und umflammerte den betroffenen, angespannten Hals des andern, als drohte die Hölle hinter ihm aus tausend Schlünden hervor.

"Ja, freilich, ja, freilich, Schiller, bleib' ich dein Freund," sagte Elwert leer; er dachte daran, daß der Schiller immer beim Marbelspiel gewann, weil er so große Hände hatte und so stets die zwei feindlichen Kugeln mit seiner Spanne bedeckte, „der Hoven hält auch zu dir," er suchte die schnürenden Arme des andern zu lösen, „jetzt gar, wo sein jüngerer Bruder in der Pflanzschule ist."

Fritz Schiller sprang jäh auf, durch den Gedanken wieder ins Leben versetzt. „Wenn er nur schon käme!" Er hieb, in ungeduldigem Unwillen, mit dem unförmigen Schnallenschuh auf die Erde. „Ich vergehe vor Bangigkeit und ich hab' ihm soviel zu sagen! Ach, Elwert, du ahnst es nicht, was sich in mir regt." Fritz Schiller stand mit einemmale lauschend still. „Hörst du nichts, Elwert? 's ist Wagenrollen?"

„Es donnert im Unterland und 's wird auch bei uns gewittern, weil's zu heiß ist."

„Das hat üble Bedeutung! Elwert! Ich hab' doch recht gehabt!" Er fing hastig seines Schul-

kameraden Arm und grub dem die Nägel ins Fleisch. „Dort kommt der Herr Hauptmann — allein!“ Ein heftiges Bittern faßte ihn, daß sich die Finger kraftlos lösten. „Er kommt o h n e den Frik, ohne Frik!“

„Was zwidßt mich denn so? Kann ich 'was davor?“ Unwillig rieb Elwert den schmerzenden Arm und sah mißmutig die Allee entlang: Nun ja, der Hauptmann von Hoven kam allein, richtig! da fragte man ihn jetzt eben, wo er den Frik gelassen hatte und alles war in Ordnung. Warum hatte ihn denn der Schiller so gezwidßt? Wie ein Narr!

„Herr Hauptmann!“ schrie Frik Schiller, trotzdem ihn der andere noch nicht hören konnte, „wo ist der Frik?“

Unberührt wandelte Christian Daniel von Hoven seinen Weg; es war wie Blitzen auf ihm, wenn ihn die Sonne traf, und wie Düsternis, wenn ihn der Schatten der gleichmäßig verteilten Allee-bäume deckte. Wie schnelles Wetterleuchten in dunkler Nacht. Unaufhaltsam kam er näher, nun unterschied man bereits die schwarzroten Schoßumschläge und die blinkenden Bleiknöpfe der Uniform. Frik Schillers Gesicht wurde dunkelrot. „Wo ist mein Frik?“ fragte er zag und hatte Tränen im bangen Auge.

Herr Hauptmann von Hoven gab keine Antwort, er marschierte, geradeaus mit den Augen,

vorbei, als hätte er einen scharf visirten Richtungspunkt vor sich. Bloß der Staub wirbelte unter seinen Tritten.

„Herr Hauptmann! Herr Hauptmann! So reden Sie doch!“

„Du wirst dir 'was zuziehe,“ murzte Elvert etwas unsicher geworden und sah ängstlich den Freund an, der wild dem Offizier nachblickte.

Fritz Schillers Beine regten sich, mit langen Sähen rannte er hinter dem Vater seines Freundes drein. Er bekam den Rucksack zu fassen und ließ ihn nicht. „Wo ist mein Fritz? Geben Sie Antwort!“ sagte er nunmehr trotzig und entschlossen. „Ich will's wissen!“

„Der Herr Herzog hat meine beiden Söhne allergnädigst auf der Solitude behalten. Laß' Er meinen Ruck los!“ Todtraurig war des starken Mannes Stimme und seine Augen sahen vorbei. „Der Fritz läßt Ihn schön grüßen; es ist ein bonheur für ihn.“ Taktmäßig schritten die pappegefütterten Gamaschen weiter.

„Der Fritz hat's aber nicht gewollt! Und Sie auch nicht, Herr Hauptmann! Warum lügen Sie jetzt und sagen, es sei ein bonheur? Lügen ist klein und häßlich!“

„Moderier' Er sich gefälligst!“ Herr von Hoven blieb unwillig stehen und maß den Erregten von unten bis oben. Er sah tränenübergossene Wubenaugen weit aufgetan — auch sein

Ältester mochte jetzt weinen. Das fiel ihm schwer aufs Herz und bedrückte ihn. Er senkte den Kopf und ging rasch weiter. Was war das für ein Funkeln in des Schillerischen Buben Blick gewesen? Zum fürchten!

Immer hastiger wurden seine davoneilenden Tritte, immer mehr flog der Staub.



Die Kaffeestunde bei Frau Dorothea dauerte heute ganz ungebührlich lang. Die „Mütschele“ waren so knusperig geworden, daß man sich schwer trennen konnte und dann hatte die Frau Hauptmann von Hoven noch so vieles zu bereden, daß sie damit gar nicht zu Ende kam. Es war ein rechter Jammer, das Leben im allgemeinen und das ihre besonders.

„Ja, Frau Schiller, zugegeben: Sie haben Ihren Herrn Vater durch tödlichen Abgang verloren, aber der Verlust betrifft nicht eine junge Kreatur, wie es meine zwei Bübche waren. Ihnen sind Ihre Kinder geblieben, bei mir ischt's leer, wie in einer ausgemordeten Hühnerschteig'. — Immer hab ich's dem Hoven g'sagt, er solle den Auguscht nicht auf die Solitüd' gebe, aber er hat sich gefürchtet, weil des Herzogs Aufforderung an alle Offiziers ging, so überhaupt Söhne haben.

Wartet nur, ihr kommet auch noch an die Reih'!
Passet nur auf! Ich will nichts g'sagt habe, aber
ich weiß, was ich weiß."

"Mir hat mein Eheherr bis heute nichts davon erzählt," sagte Frau Dorothea. "Er ist unwirsch in letzter Zeit, weil ihn die Gicht wieder plaget; da hätt' er schon 'was aus'plaudert, wenn er was wüßt. Nichts hat er g'sagt, gar nichts!"

"Ihr werdet's schon merke am eignen Leib, wenn ihr widersprechet. Es laufe genug in Lumpen herum und betteln, so einstmal's eine Compagnie führten. Er ist ein gemeiner Kerl, mit permission zu sagen, der Herzog," — sie sah scheu herum und entschuldigte sich unsicher vor dem eigenen Tribunal: "Es höret uns ja niemand. War das nicht gemein mit dem Schubart? War das nobel? Hat er seine Organische zur Moral zu erziehe? Kümmeret es ihn, daß der Schubart Weib und Kinder hat und sonst 'rum amourieret? Er kehrt vor seiner eignen Thür. Wie hat er's denn uns getan?" — Die neu gesteckte Haube zitterte über den erregten Backen, die unablässig hin und wider gingen wie ein geschäftiger Blasebalg. — "Kaum hatt' er auf seiner verdächtigen Solitud' erfahren, daß wir noch ein älteres Söhnle hätten, das mit wäre, hat er's sofort vom Intendanten hole lassen. Mein Mann hat den Fritz im Wirtshaus versteckt gehalten; ihn hat schon 'was geahnet, der Herzog

aber hat ihn gleich mit seiner Ungnad ang'fahre:
„warum verheimlicht Er mir Seinen zweiten
Sohn? Der Friß bleibt auch da, daß Er's weiß!“
Und weg war's Büble! Ist das eine Gerechtigkeit?
Sein altes Rödle hat er an und die halb-
reinen Strümpf'. Hab' ich g'wußt, daß er vor
den Herzog kommt?“

„Warum hat der Herr Hauptmann den Friß
mitgenommen?“

„Ja, warum? Da frage Sie gut. Weil der
August soviel g'weint hat; wir hätten ihn nicht
aus dem Stüble 'naus'bracht, gewiß wahr, wir
hätte ihn nicht 'naus'bracht', wär' nicht der Friß
mit'gange; nicht möglich wär's g'wese! —
Ja, ja! Schenket Sie mir noch ein Maul voll
Kaffee ein? Ja? Ich bin schwach im Gedärm.“
Sie schnupfte. „Und glaubet Sie mir: Er spielet
sich bloß mit unserem Blut. Die Lebensgaloppade
hat er satt, jetzt fanget der Schulmeister an.
Es gibt ein fein's Schprüchwörtle, das heißet:
„Junge Huren alte Bettschwester!“ und stimmt
auf ihn. Übrigens, Frau Schiller,“ sie legte sich
breit über das neue Tischtuch und ihre vorge-
schobenen Rippen erhofften köstlichen Tratschgenuß.
„Wisse Sie schon, die neueste cronique scan-
daleuse von der Freifrau von Leutrum?“

Frau Schiller wurde rot und sagte vorsichtig:
„Ich meine, der Perrüquier hat gestern meinem

Mann davon berichtet. Sie ist geboren in Adelsmannsfelden?"

"Er hat sie kurzweg in seine Karosse zu Bai-reuth gehobe und sans fagon in die Favorite entführet, wo er mit ihr abgestiege ischt, wohlge-merkt: nur vor e i n e Nacht! Gebetet werd'n die zwei net habe! Und jetzt wohnet sie bei ihm im Schloß, wer weiß auf wie lange? Bis eb'n die Nächste kommt." — Sie nahm die Hand der Frau Schiller und tätschelte sie liebevoll, als gehörte sie der Frau von Leutrum und wäre sie der Herzog. „Dem Schuster sein Bärbele hat auch ein Kind von ihm, wisset Sie schon?" Frau von Hoven schnupfte von neuem.

„Das gehet doch nicht, nach den Grundsätzen der Religion: nicht!" sagte Frau Schiller, die aufmerksam zugehört hatte und mit ihrem Kopfe noch beim vorhergehenden Satze war. „Die Freifrau muß sich zuvor durch evangelische Scheidung von ihrem Manne trennen . . ."

„Was ischt Sie doch vor ein naives Frauenzimmer!" Die andere schüttelte verwundert den Kopf und kam vor Erregung mit den Armen ins rühren, wie eine Henne, die sich, im wohligen Sonnenlichte, mit Staub bewirft. „Der Herzog machet doch alles, wie e r es will! Er ischt schön und sie hat einen alten budeligen Mann, an den man sie verschacheret hat! Was brauchen die zwei da noch die Obrigkeit? Ischt sein Vater vor ein

kaiserliches Reiterregiment katholisch worden, wird er sich viel um Zucht und Sitten kümmern! Er lebet doch wie ein Wilder! Nicht? Vermeinet Sie das nicht auch?"

Frau Schiller, im Trauerkleid, sah sinnend in den Schoß nieder. „Er könnte so arg viel gutes tun, weil er die Macht hat; er ist doch in gefeschten Jahren?"

„Die Männer werden nicht älter," seufzte Frau von Hoven und sprang dem traurigen Gedanken davon, mitten hinein in ein anderes Sorgenfeld: „Zahlet Sie die Kartoffeln g'rade so teuer? Man kann bald nichts mehr esse, bei dem erschütterlichen Mißwachs im Land!" — Sie nahm schnell ein Schlüßchen Kaffee und stellte die Tasse aus Ludwigsburger Porzellan erregt und hastig nieder, weil sie schon wieder reden mußte. „Die Franziska von Leutrum ist übrigens gar nicht so hübsch, saget man; die Französin, oder gar die letzte Italienerin, soll viel sauberer gewesen sein. Ich hab' sie noch nicht gesehe!" Sie wischte energisch den Mund und stand auf: „Jetzt ist's aber höchste Gluck'; ich muß heim, meinem Christian sein Cüpple kochen. Lebe Sie wohl, vergelt's Gott!" Der gesteiifte Rock dienernte unförmig, „zum Kartenspiel sind wir, Frau Schiller, heut' gar nicht gekommen vor lauter Nouvelles. Aber es wird einem leichter, wenn man schwätzet. Gelt? Ich muß heim, der Christian kommet vom Manö-

ver; vielleicht sieht er gar schon zuhause. Adieu, Frau Schiller! Der Herzog plaget unsre Männer jetzt viel mit supponierten Feinden und ganz unnötig! Gute Nacht, liebe Frau Schiller." Mit ergebenem Kuß umfing sie innig die knixende Freundin. „Grüßet Sie mir von Herzen Ihren tatgeborenen Mann, so ich sehr verehere und glaubet Sie mir: Sie komme auch noch dran mit Ihrem Friß; auch vor euch ischt kei Extrawurst gebratet; ihr seid g'rad solche Mensche wie wir! Und mein Frißle hätt' dann auch Gesellschaft! Jawohl! Adieu, Frau Kollegin! Auch Sie komme noch dran!"

Vorsichtig ging alles um das dicht umwickelte Bein herum, das in einer Stube des Cotta'schen Hauses auf einem Sessel lag und unheimlich drohte. Es konnte brummen und schimpfen und hatte auch Einfluß auf einen flinken Stock, der sich in der Weite seines engen Umkreises gütlich tat. Größte Vorsicht war jedenfalls am Platze.

Vater Schiller hatte die Gicht und war marode gemeldet.

Stöhnend rieb er sich das Knie und sah mit bösen, geschwollenen Augen seitwärts in die Höhe. „Dorothea, laß' endlich die Fliderei sein und geh' in den Garten, die jungen Bäumchens zu begießen; sie verdorren sonst. Die Nadel kannst

du ja dann auch noch führen, mein' ich, du wirft's inzwischen nicht verlernen! Allons, allons, was ich sage, muß s o s o r t geschehen! Halt! Ich muß dir noch etwas zuvor ausstellen: warum kauftest du der Rhine schon wieder neue Schnupftücher und karrierte dazu? Kann man die alten nicht mehr stopfend und slißend ausbessern? Mach' nur so weiter, es wird ein schlechtes Ende nehmen. Wie lange dauert's noch und ich sitz' en pension? Ja, ja, dagegen hilft dein Geschaue nichts, erzieh' die Kinder lieber mehr zur Sparsamkeit. Du könntest jetzt schon wieder, dertweil du dastehst, Frißens Sonntagshose gebessert haben. Jetzt ist's zu spät! Laß' das verfluchte Nähzeug liegen und geh' endlich, das junge Fruchtholz begießen! Allons, allons, wird's endlich? „time is money,“ sagen die Engelländer, und sie haben recht damit. Dorothea — Dorethea!! Sie rennet davon und fraget mich nicht, ob ich Hilfloser nicht noch etwas von ihr will! So sind die Frauen! Oh, hinc illae lacrymae.“ Nun war sie endgültig zur Türe draußen.

Er tat einen seufzenden Zug aus der Lompfeife und ließ trauernd und langsam den fetten Rauchschwaden aus seinem Munde quellen. Melancholisch und erboßt sahen die starren Augen zum Fenster. Tief verstimmt meditierte er: Nun kommt das Alter. In einem Jahr bin ich fünfzig! Und die Kinder noch so klein! Bis

hierher besiegte ihn die Jammerstimmung. Dann hieb er mit der Faust auf den Tisch:

„Ach, was! Pfui Teufel! Ein Mann lamentiert nicht, er erträgt! Unentschlossenheit ist Schwäche! Man muß trachten, weiter zu kommen. Faule Friedenszeiten machen den Menschen krumm, sie verkrüppeln die Kraft, die man anders nützen könnte.“

Er stand auf und knirschte mit den Zähnen, um den Schmerz zu zwingen. Heftig stieß sein Stöß auf den Boden. Drunten, im Garten hinter dem Haus, begoß Frau Dorothea die Schiller'sche Baumschule; er sah lange durchs Fenster zu und knurrte übelmüthig, weil er so gar nichts an ihrer Arbeit auszufehen fand. — Sein Blick wanderte langsam und gemessen lauernnd über die Rodweißischen Silhouetten, die die Wände schmückten. Endlich hatte er doch wieder einen ärgerlichen Gedanken beim Frack, was ihn ehrlich befriedigte und ausreichende Beschäftigung verhieß: Wenn der Friß nur nicht dem schwachen Schwiegervater, seligen Angebens, nachgeriet! Das wäre ein Jammer! Heiß sprang ihm die Angst ins Antlik. Noch ein anderer böser Gedanke kam. Den erschlug er mit dem vorigen. Manchmal fand er eine Ähnlichkeit zwischen den zweien. Dieses versonnene Dagehocke bei Tisch und das Mitleid mit allem, das mehr als christlich war, das eben so dumm war, wie des verstorbenen Rodweiß

Aufopferung für andre, bis er mit Weib und Kind im Elend saß! Da mußte bei Zeiten vorgesorgt werden! Der Friß mußte zum Mann gemacht werden! Überhaupt, wenn das Drohende mit der Solitüde wahr wurde? Da war schon wieder ein ekliches Gedankenvieh! Wär' nur der Friß ein andrer Kerl! Herrgott, was war er dagegen gewesen! Im Saazer Kreis, nach der großen Retirade, und beim Grafen Frangipane, im Hennegau und zu Charleroi, als Kriegsgefangener zu Gent, so sie ihm den Gaul unterm Leibe erschossen und er verkleidet entkam und auf andern Ritten, wo er austeilte und einnahm! Wie halb war die Jugend von heute, wie schnell degenerierte sie!

„Wart', Frißle,“ sagte er ingrimmig vor sich hin und nickte mit dem Kopf. „Da ist ein Riegele für. Ich will dir Geschichten erzählen, daß dichs Gruseln fasset. Da wirst schon Blut ins Köpfe kriegen; der alte Rodweiß hat die Kriegshistorien auch nicht vertragen, wollen sehen, wie's dir dabei ergehet. Das gibt's nicht, daß ein Schiller ein Weib wird! Geistesbildung ist die führnehmste, ja, ja, — aber der Mut des Körpers gehöret auch dazu. Wir wollen jetzt sehen, ob du noch mit Papierpuppen spielst. Wart Rujohn, dein Herr Vater kommet hinter alle Schlich'!“ Mit schmerzverzogenem Antlitz humpelt er zur Refognoszierung.

Fritzens Kommode war der Zielpunkt. Durchstöberung und Konfiskation fremden Gutes hieß die Lösung. Ein Fluch aus der Lagerfeuerzeit entfuhr ihm. Hundsgemein stach die Gicht im hundsföttischen Wein, daß er bei Breslau erfroren hatte. Schwer ließ er sich vor der Kommode niedergleiten. „Au weh!“ Er zog die Lade auf. „Wenn der Frit wirklich unter fremde Leute kam, auf die Solitüde? Weg mit dem Gedanken! Und fleißig geforschet! . .“

„Ein nachlässiger Bursche! Bopfbänder und Brotrinden, als käm' das Brot nicht vom lieben Gott! Teures Papier zerdrüdet, daß man's nimmer brauchen kann; was sind das vor Sachen? Sind das die Vorbereitungen vor die Konfirmation? — Klopstock? — Von Schubarth herausgegeben? „Zug geeignet von Deinem ewig treuen Frit von Hoven.“ Das ist arg! Stahl der Bube seinem Papa das Geld? — — Was ist das? — Ein Heft? Vollgeschrieben vom Frit? — „Die Christen“? Ist der Bursch verdrehet? — „Trauerspiel von Frit Schiller“? Hinc illae lacrymae! Der Kerl hat zwei Räder zuviel. Tuet, als könnte er nicht bis dreie zählen und treibet Poesie? — — Vielleicht, vielleicht hat er die Begabung geerbet von mir?“

Das Heft sinnend im Schoß saß Herr Hauptmann Schiller auf dem Fußboden und fixierte bedachtſam den aufgeschlagenen Band Klop-

stod'scher Oden. Wie der einmal auf ihn gewirkt hatte! Er schmiß das Buch in die Lade zurück. Er laß so 'was nimmer, seit der Herzog drüber geurtheilt hatte: ein Offizier hatte zu parieren! Aber für den Frik war's ein Geschenk vom besten Freund, das wollte er ihm nicht rauben. Seufzend und stöhnend hob er sich vom Kasten auf; unwillig schraubend, das beschlagnahmte Heft unterm Arm, stelzte er zu seinem Marterstuhl zurück. Was schrieb der kleine Hundekerkel? . .

Pferdegetrab rief Hauptmann Schiller zum Fenster. Aus der Küche hörte er seiner Gattin Rumoren. Die Sonne stand im Mittag. Das Phinele sang.

Kaspar Schiller fuhr sich über die Stirn: Hatte er solange in dem Zeug seines Söhnleins gelesen? Und daß er nicht früher Frau Dorothea gehört hatte? Er sah durchs Fenster. Staubwirbelnd fuhr Karl Eugens leere Equipage nachhaus. Frau von Hoven, die jenseits der Straße stand, mit einem Laib Kernbrot unter dem Arm, dienerte, daß sie in der Hochachtung und Verehrung, die sogar der leere Wagen verlangte, fast vornüberfiel. Der Wagen kam von der Grundsteinlegung zurück: man mußte neu bauen, denn die dreihundert Eleven hatten nimmer genug Platz in der Solitüde.

Nachdenklich und in schweren Sorgen krauste

Raspar Schiller die Stirn. Es mußte ein böser, beunruhigender Gedanke sein, der von ihm Besitz nahm. Wie eine setzante Schmeißfliege war der Gedanke; er kam immer wieder, so heftig man auch nach ihm schlug. Hauptmann Schiller seufzte und sah von neuem, um abgelenkt zu werden, zum Fenster hinaus. Doch alles trug heute unerquidliche Färbung: Das Haus drüben hatte das Waiblinger-Amt aufzuführen müssen und das dort hatte der Herzog der Cannstädter-Stadt zu bauen aufgelegt. Raspar Schiller blickte schnell nach einer andern Richtung, aber: dort wohnte der Kammerhufar, der des Herzogs Lehrer in den Hohentwielers Kerker geleitet hatte, weil er Karl Eugen im Namen des ausgepreßten Landes widerstand. Weiter mit dem Blick! Etwas Frohes mußte doch in der Welt sein! Dort stand sein Fritz und tuschelte mit Elwert.

Raspar Schiller tat einen gellenden, herz-
.../ befreiende Signalpfiß, daß sein Sohn zusammenfuhr und der Elwert schnurstracks davonlief. „Fritz, stante pede herauf zu mir!“

So schnell es ging, brachte er sich hinkend zum Sessel zurück und ging in Positur.

„Was ist, Herr Vater, genehm?“ fragte Fritz Schiller mit schlechtem Gewissen in der Türöffnung; er salbierte sich: „ich hab’ heut’ dem Herrn Dekan Billing in Latein gedanket

für die großmütige Bewilligung von Herbstferien; er hat gesagt, ich hätt' das gut gemacht!"

"Bon! Schließ' Er endlich die Thür; meiner Er, ich sei eine Windfah'n'? Komm' Er her! Was hat Er hier in Heimlichkeit geschmieret?" Vater Schiller schlug energisch auf Friedrich Schillers erstes Manuscript und zog, einstweilen mit den Blicken, den Sohn an den Ohren.

Fritz Schiller griff nach der Sessellehne. Dunkelrot war er im Antlitz und starrte zu Boden; er ballte die Fäuste, um nicht aufzuschluchzen. „Herr Vater,“ sagte er mit Tränen in den Augen und suchte zu fliehen. „Der Professor Fahn ist wider seinen Willen auf die Solitude versetzt worden.“

„Fritz, das ist nichts,“ sagte der Vater milder, weil er mit einem Male sah, wie mager der Dreizehnjährige war, „das sind brotlose Künst'. Man goutieret uns Autors nicht. Was haben mich meine „Oekonomischen Beiträge“ genuzet? Herr Schubart hat im Kerker gefessen, allerdings vor sein loses Maul, und dann das consilium abeundi vor die herzoglichen Lande erhalten. Soll's ihm ebenso gehen? Und dann“ — Kaspar Schiller blies energisch die Waden auf — „was Er schreibt, ist miserabel! Er hat kein ingenium: Denk' Er, wie schwer Er manchmal die Vokabels im Kopfe behält? Bis zum Magister wird's reichen und weiter auf dem Weg, da stüzet

Gottes Wort. Das hat Ihm auch hier im opus geholfen, weil Er viel rechten Gottesglauben und heilige Begeisterung hat vor die, so für Gott leiden und gemeiniglich Märtyrer heißen. Doch man darf sich nicht auf falschen Wegen schwächen. Mach' Er das Ofentürle auf . . .“

„Herr Vater, weil Sie schon drüber sprachen, haben Sie nicht selbst die Gebete gereimet? Ist nicht Ihre „Rede des Herzens“ ein Gedicht? Lassen Sie mir das Papier leben, es gibt mir viel Halt und Lebensfreud’.“

„Hand weg! Und geschwiegen! Was ist die jeunesse doch mit kurzen Augen begabt! Was ich gedichtet, das sind geistliche Poetereien und als solche gefällig. Er aber hat Rollen zu schreiben versucht vor die Akteurs; das sind lauter cujons. Gott bewahr' uns vor denen! Akteurs sind Gaukler! Und jetzt: finis!“

„Herr Vater, ich hab' es als ein geistlich Spiel gedacht. Warum sollt' nicht die Bühne auch Gott zu dienen vermögen?“

„Das Feuerzeug!“

„—“

„Wird's bald!“ Kaspar Schiller kannte diesen Widerstand an seinem Söhnlein nicht. Er strafte es mit entrüsteten Blicken und schielte nach dem Stof.

In zitternd gehorchender Hand glimmte die Bunte der Herzensentfremdung. Zwei große Tränen rannen langsam über die schmerzlich

zuckenden Wangen. „Die Christen“ verbrannten und erfüllten das Zimmer mit Rauch und Gestank. Verkohlte Fetzchen wehten im Ofenloch.

„Setz' Er sich her zu mir!“ befahl Kaspar Schiller nun geschäftig und wies mit dem Stöcke seinem Sohne den Platz an, „ich will Ihn, damit Er Sein Poetenelend verschmerzet und andre Gedanken kommet, erzählen, wie ich auf kriegerische Unternehmungen ausgeritten bin. Er höret das ja so gern! Was hat Er denn?“ er schmunzelte behaglich, als er Fritz unruhig auf seinem Sessel herumrutschen sah, „beißet Ihn was?“

„Ich will in meiner Kammer beten, Herr Vater, vielleicht wird mir so leichter; es drückt mir fast das Herz ab.“

„Ach was! drückt Er halt zurück. Und jetzt nicht gefadelt und ruhig gehalten! — Er weiß, daß im großen Kriege viel Greuel und Übel geschehen sind? — Bon! Die schrecklichste Verübung war wohl die in den böhmischen Wäldern an der Stadt Cham. Die Stadt ward angebrannt an vielen Ecken und geplündert.“ Kaspar Schiller dehnte sich wohligh. „Der Pulverturm, der voll Munition lag, knallte in die Luft, derweil die Glocken brüllten und Weiber und Kinder ans blutige Ende zu glauben kamen. — Was hat Er? Was rutschet Er schon wieder?“

„Herr Vater, ich hab' vergessen, ich hab' ein Briefle für Sie mitgebracht, so mit der Unter-

offizier Pfeifendeckel gegeben hat an Sie." Friß Schiller riß fast die Rocktasche aus, vor Eile, weil seines Vaters Augen harrten. — „Da ist's! Er hat vermeinet, ich geh' so den Weg, den er sich derart versparen könnt'." —

„Ein Briefle? Kann der Sakrementer nicht seine Beine selber herschwenken? Das ist eigentlich wider die Instruktion; ich will's ihm versalzen! Ach, das ist . . ." Er riß hastig den Mundsiegellack weg und las:

„Herr Hauptmann Schiller hat sich morgen in herzoglicher Audienz zu melden."

Blaurot im Antlitz stand Vater Schiller auf. Da war die Bescherung! Hart fiel sein Stöß zu Boden und blieb, ein paar Mal hilflos hin und her rollend, liegen. — — — — —

Schwerermüde und doch erzwungen aufrecht zog Hauptmann Schiller, am nächsten Tage, in den vorderen Schloßhof ein.

Scharfe, geradlinige Schatten lagen im grellhellen Gebierrt, die gezähmte Sonne ordnete die Schatten der Simse und der herausgestellten Jalousien pedantisch in parallele Linien. Kalt und düster wirkte, im Kontrast, das Innere der Riesensäle, trotzdem Karl Eugens Hofstaat auf der prunkvollen Treppe mit den Statuen wimmelte. Die bordierten Fräcke und reichbestickten Uniformen wichen zur Seite, sie stellten eine Gasse. Totenbleich tappte der Hof-Schuster die Stufen nieder,

rechts und links von Sakaien gepackt, die ihn der Wache überstellten, weil er einen unziemlichen Fußfall getan hatte vor dem Herzog, der der Vater seines Enkels war. Die Fußgarde an der Türe des Warteraumes ließ den Hauptmann passieren.

Verstreut hing das helle Licht über den vielen Menschen im hohen Raum. Mit grazios nach außen gesetzten Knien schritt, mit schwarzem Mäntelchen und weißen Bässchen, der Ludwigsburger Papst einher. Herr Dekan Zilling. Ehrerbietig grüßte Vater Schiller. Süffisant beobachtete das stumpfe, versoffene Bauernantlitz, ob auch die Reberenz tief genug ausfiel. Die Kleinen, heimtückischen Ueberaugen nickten zum Dank ein wenig, dann schritt er wieder das Parkett entlang, stolz und frech, das spanische Rohr mit dem goldenen Knopf an die knollige, weinrote Nase gelegt. Angstlich wich die Stuttgarter Gemeinde-Abordnung zur Seite und nickte sich ermunternd dabei zu. Sie wollten Serenissimus beweglich und energisch mahnen, daß schon gut ein paar Jahre vergangen wären, seit dem beschworenen Erbvergleich, in dem er feierlich versprochen hatte, die Residenz wieder nach Stuttgart zu verlegen. Wofür hatten sie denn anders die zwölf Millionen Schulden übernommen? Ein paar Landbürgermeister flüsternten sich gegenseitig Mut zu und sahen wütend nach den hochnäsigen „Groß-

stäbtern“, die sie würdevoll ignorierten. Oh, sie wollten es dem Herzog schon ordentlich sagen, daß es nicht weiter ginge, sein Wild für Seefeste und Mordjagden en masse in ihren Alee- und Haferfeldern zu hegen.

Raspar Schiller stand hängenden Hauptes vor dem großen Fenster und sah wieder und wieder die zugeschnittenen Parkanlagen und Aleen, die Wasserfontänen und die Bildsäulen. Seine Blicke kehrten unbefriedigt zurück: Putten und Engel schmückten fruchtverschleudernd die reich verzierte Decke des herzoglichen Vorzimmers. Überall hingen Bilder, feingeschliffene Spiegel und goldene zifelierte Herzenhalter, alles spiegelte und glänzte widerscheinend, auch die gelbseidenen Stühle, denen die gerade Linie fehlte, im unerläßlichen Schwung und heimtückischen Schnörkel. Dauernb bligte die Sonne im Fenster auf, hinter dem Karl Eugens Vater unheimlichen Tod gestorben war.

Durch die Wartenden flutete jähe Bewegung; sie fühlten mit dem Instinkte des ohnmächtig gefesselten Tieres, daß der Herzog in einem der fünfhundert Zimmer zu einem Entschluß gekommen wäre.

Die hohe Thür flog auf, zwei Kammerhusaren flankierten sie mit hochwichtigen Mienen.

Ein junger, feister Herr von kleiner Gestalt

dienerte, mit der Reversseite voraus, aus dem herzoglichen Arbeitszimmer.

Mies duckte sich und erstarrte: Im kirschroten Rock, mit der gelben Pattenweste und schwarz-atlassenen Hose, stand höchsttiefelig und à la mode gepudert Karl Eugens mächtige Gestalt vor ihnen. Die Köpfe neigten sich wie ein Erntefeld, über das der Gewitterwind streicht. Die scharfen Augen rundumsendend, sprach er herablassend:

„Grüß’ Er, Herr Magister Abel — Herr Professor muß ich von heute ab sagen! — Seinen Herrn Papa. Er wird’s nicht zu bereuen haben, daß Er bei mir Schulmeister wird. Weil Er klein ist von stature haben die Tübinger vermeinet, ich möcht’ Ihn nicht? Meinen sie, ich messe meine Philosophen mit der Elle? Aber ich verstehe: sie haben ihn mir nicht gönnen wollen.“ Sein Blick wurde gegenständlicher, er blieb auf einer Gruppe der untertänigst Wartenden haften. „Was ihr, Stuttgarter, wollet, das weiß ich eh!“ schrie er, mit einem Male wutrot im Antlitze, die Deputation an, „und ihr Bauerngelichter tåtet besser, auf den champs zu sein, denn in dem Audienzsaal. Der Mist gehöret ’mal ins Ackerfeld! Hinaus mit ihnen!“ Er gab mit dem Kopfe den Leibhufaren bekannten Befehl.

Dertweil die Württemberger Bürger, fußschleifend und leise protestierend, hinausgeworfen wurden, sondierten Karl Eugens Blicke die übrigen.

„Hauptmann Schiller,“ sagte er, „Er ist der nächste! Tret' Er in mein cabinet!“ Mit liebenswürdig gestreckter Hand wandte er sich wieder an Abel, „adieu und die paar hundert Gulden, die ihr uns für Antritt und Verleihung eures Amtes zu entrichten habt, bringet mir morgen auf die solitüde; ich hab' euch eine gnädige taxe gemacht. Au revoir, Herr Professor!“

Die Thür fiel hinter dem herzoglichen Agenten, der lediglich für sich arbeitete, ins Schloß.

Festen Trittes ging Karl Eugen ein paarmal über das verschiedenfarbige Holzparkett seines Zimmers. Plötzlich hielt er dicht vor dem Hauptmann und richtete die übergroßen Augen scharf auf seinen Offizier. Der stand in dienstlicher Stellung, den Hut unterm Arm und stemmte seinen Blick dem des Herzogs entgegen. Als das ungleiche Augenbueß einige Sekunden gedauert hatte, sagte Karl Eugen jovial:

„Na, laß' Er's gut sein und ruh' Er! Er hat also vermeint, daß mein Hirn so kurz sei, daß ich vergesse? Dem ist nicht so; Er hat außerdem liebe Freunde, die mich erinnern hätten. Wohnt die Frau Hoven im gleichen Haus wie Er? Die kennen meinen ersten Kammerdiener! Ja, Hauptmann Schiller: Gottes Wege sind krumm und die Mutterkreatur ist kleinlich! Im Ernste: Warum hat Er mir eigentlich auf meine propositions von neulich keine Antwort gegeben?

Ist Er so ein großer Herr, daß man Ihn in Audienz bescheiden muß, um seine opinions zu hören? Weiß Er 'was contra zu sagen? Nein? Dann geb' Er mir seinen Sohn!"

"Ich und meine Frau werden es als größte Gnade Eurer herzoglichen Durchlaucht aufnehmen, wenn unser Sohn der Neigung zum geistlichen Berufe folgen darf, mit gnädigster permission ausgesprochen."

"Das hat Er mir schon zweimal erzählt! Sind noch nicht Rutzenspringer genug im Land? Wo Er hintritt, tritt Er auf einen Pfaff! Ich brauch' jetzt Beamte. Die will ich mir selbst elevieren; die Ausländer sind zu teuer. Sein Pursch soll nicht schlecht im Kopfe sein, saget mir Professor Zahn; warum spreizt Er sich? Andere wären todglücklich, wenn ich sie umsonst Futterte. Na?" er zwinkerte Hauptmann Schiller zu, „verstatt' Er mir's huldvollst," und er wiegte sich lächelnd, die Hände in den Taschen, hin und her.

"Wenn ich mich, untertänigst ersterbend, noch einmal erkühnen darf, wider Eure herzogliche Durchlaucht eigener Meinung zu sein, so sei mir die Bemerkung freigegeben, daß es meine und meiner Frau schönste und einzige Hoffnung ist, unsern Sohn zu Tübingen auf der hohen Schule zu wissen."

"Was seid ihr für Viehkerls! Zu Tübingen sind nasse Lächer, mit Mäusedreck und anderm,

was man nicht gern nennet. Bei mir haben die Pursche ein funkelnagelneues Waldschloß zu versauen. Groß und licht und Äbung wie für Mastsäue!" — Karl Eugen machte einen unwilligen Rundgang durchs Zimmer. Dem weißen Windspiel, der unter dem geschweißteinen Schreibtisch liegen mußte — das hatte er vom Hofe des großen Preußenkönigs gelernt! — gab er einen erbosten Fußtritt.

Hauptmann Schiller sah, daß seine Sache schlecht stände. Hastig sagte er: „Eure herzogliche Durchlaucht! Wir wären glücklich, wäre es Frißen vergönnt, auf der Solitüde zu studieren. Aber die Fakultät Theologie ist nicht in der Pflanzschule, so viel ich weiß, und vorher muß er durch die niederen Klosterschulen gehen.“

„Wär' die Tatsache nicht, meint Er, Wir sprächen so lange mit Ihm? Er hätte Uns einfach zu gehorchen!“

„Ich weiß die großmütige Gnade der herzoglichen Durchlaucht dankbarst zu schätzen und will ihrer bis an mein Lebensende gedenken; sie zeugt von der Herzensbildung und geistigen Freiheit unseres geliebten Landesherrn; aber man unterrichtet nicht Gotteswissenschaft in der Pflanzschule; das ist der einzige Hafen, so im glatten Wege steht; drum heißt es für uns, mit Schmerzen verzichten.“

„Wähl' sich Sein Sohn ein anderes Fach! Die

Jurisprudenz zum Beispiel, ernähret auch ihren Mann. Sei Er, Hauptmann, nicht so zimperlich, als gälte nur des Buben Wille! Ich werd' für seinen Filius sorgen, auch wenn er die Schulhosen durch hat. — Also? Ich hab' einen Eleven mehr?" Rasch ging er zum Schreibtisch und nahm den Kiel. — „Glaub' Er mir's, Hauptmann," wandte er sich noch einmal und sah den schwer erregten Mann, „mir wär's egal, ob Sein Burisch Theologie studieret oder nicht; aber die saubern Herrn Landständ', die's immer mit dem Ausland halten, wenn's dort contre mich geht, fürchten ja, ich könnt' Württemberg katholisch machen, drum hab' ich's beeidigt, daß ich mich um die theologischen écols, eigentlich um die écols überhaupt, nicht kümmern wollte.“ Er lächelte. „Hat der Eid schon drei Lücken, kann er mit der Zeit auch die vierte kriegen.“

Der Kiel kratzte; Friedrich Schillers Name stand in der Liste der herzoglichen Brutanstalt. „Factum!“ schlug der Herzog auf den Tasszikel. „Erledigt! Nach Weihnacht bringt Er ihn mir! Bei meiner sonstigen Ungnade! Weggetreten!“

Dunkelrot war das Vaterantlik und das göttische Wein stach, wie der Teufel, bis zum Herz hinauf. Schwerfällig machte Rasper Schiller die Ehrbezeugung. „Wir danken, herzogliche Durchlaucht vor das Interesse und die Unab.“ Er wandte sich zur Thür, die seine trüben Augen nicht

gleich fanden. Die Hoven hätte er jetzt zerreißen können.

Wie Mitleid fladerte es in Karl Eugens Augen auf. „Hauptmann!“ sagte er rasch, „komm' Er her zu mir.“ Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Seiner Willfährigkeit werd' ich im avancement gedenken und ihn, so er alt wird, außerhalb des nexus militaris verwenden. Vier Kinder hat Er? Ich hab' nicht mehr Geld fürs militaire; ich muß es negligieren! Lieber Hauptmann,“ sagte er und wies mit der starken Nase zum sonnenhellen Riesenfenster mit der gelben, zierlich und vielfach gerafften Jalousie, „es kommt eine neue Zeit, die die Philosophie brauchet, nicht das Schwert! Neues Leben bahnt sich an; nur spüren's die wenigsten. Man zwingt nichts mehr mit den Waffen; mit dem esprit wird's getan!“ Er schlug sich mit der Linken vor die Stirn, daß es schallte. „Sei Er froh, daß Seines Sohnes Zukunft in meinen Händen liegt!“ —

Erst vor dem Opernhause ward sich Kaspar Schiller bewußt, daß er durch die Schloßanlagen schritt. Er sah plötzlich, daß der Brunnbau, trotz all der Zieraten und gleisnerischen Verkleidungen, die ihm des Herzogs Befehl gegeben hatte, aus Holz wäre, aus Holz, das im sumpfigen Grunde bald verfallen mußte. Und er freute sich in sinnloser Weise darüber. Die Hintertwand des

größten deutschen Komödienhauses stand offen. Des Herzogs Husaren, die einstmals, für ein Trinkgeld, bravouriös die Elbe wider den Preußenfrik durchschwommen hatten, jagten nun über den Wiesenplan, der die Bühne gleichsam ins Freie dehnte. Sie übten den „Hintergrund“ fürs abendliche Ausstattungsstück. Die Augen schmerzten, als sähen sie erwachend großes Licht.

Er wandte sich und zog die schnurgeraden Straßen auf und nieder, vorbei an Wittleders Bude, in der man einstmals Amt und Würden alljährlich kaufen mußte, sonst verlor man sie; haltlos und ruhelos wanderte er, wie die Gedanken in ihm . .

Sie saßen verstört um den Mittagstisch und erwarteten ihn, als er heimkam.

Frik nahm dem Vater bedrückt Degen und Hut ab und Frau Dorothea half ihm aus den engen Gamaschen und der würgenden Kravatte, derweil Rhinele demonstrativ laut in der Küche hantierte. Er mußte ihnen heißen Dank, daß keines fragte.

Nachdrücklicher als sonst betete er heute das Tischgebet; er erfand es in schwer bewegtem Sinn: „Des Menschen Herz ist zum Bösen geneiget, der Mensch muß sich rühren und das Unkraut vertilgen. Ungehorsam wider göttliches Gebot, das sich in den Menschen zeiget, die uns vorgefeket

sind, ist wie Disteln und Dornen. Laß' uns, Du Wesen aller Wesen, den innern und äußern Zustand verbessern, das heißt: laß' uns unablässig darnach streben, alles andre liegt in D e i n e r Hand. Die Pflichten hat erfüllet, wer reinen Herzens suchte, den Geboten, die Du jeweils sendest, zu gehorchen. Das tat ich, o Herr, und die Meinen werden, davor büрге ich! mir folgen. Amen!"

Die teure Butter zerschmolz ungenüßt auf der heißen Kartoffelschale; etwas Fremdes, Lauernbes hockte ungeladen am Tisch und umflammerte Herz und Kopf. Die Blicke scheuchten sich und fielen sich wie hungernde Bettler an, sie krochen den Tisch entlang und hoben flehende Hände. Die bange Herzensahnung wußte jedes schwere Wort im voraus.

Das war nicht auszuhalten!

Kaspar Schiller ging zum Angriff vor. Er klammerte sich auf dem klozigen Seßel fest, wie seinerzeit im Sattel, wenn er wider das Feuer groben Geschüßes ritt. „Fritz," sagte er und freute sich seiner ruhigen Stimme, „Er wird im neuen Jahre auf der herzoglichen Solitude weiter studieren. Er hat so vorzügliche Karriere vor sich. Man kann als Beamter ebenso seinem Gott dienen, wie als Theolog. Ich hab' mit dem Herrn Herzog gesprochen: es ist alles abgemacht und in Ordnung."

Es blieb still wie zuvor.

Raspar Schiller hob kühn den Degen seines Blickes, aber der kam nur bis zum Teller, dann sank er ihm auf das groblinnene Tisch Tuch nieder und die gichtischen Finger drückten und formten eine Brotkugel, ohne zu bedenken, daß das Brot achtungswerte Gottesgabe wäre, die nicht zum Spielen taugte. Pfeifend holte er Luft in die Lunge und streckte die Rechte, in der der Herzschlag verrätherisch zitterte, über den Tisch. „Ich hab' gewußt, Fritz, daß Er ein gehorsamer Sohn sei. Zum Dank darf Er mir die Hand drücken.“

„Ich tu's nicht, Herr Vater!“ sagte Fritz und nun zogen die Blicke aller blank, denn die Stimme war fremd und kam aus einem bleichen zuckenden Mund, der unter scheuen Augen sich trotzig aufwarf, dertweil im gedrückten Blick ein merkwürdig Signallicht glomm. „Ich tu's nicht, ich kann's nicht; mein Wille ist dagegen.“ Und er zitterte aufstehend am ganzen Leib, in schwerer Angst vor der Rühnheit, die, wider Willen, aus ihm stieg und ihm zähneknirschend die Fäuste ballte. „Ich hab' nur gehoffet und gelebet für dieß Eine! Das laß' ich mir jetzt nicht nehmen, Herr Vater! Ich muß predigen und helfen dürfen, sonst bin ich mir selbst zu elend. Sagen Sie das dem Herzog! Ich kann kein Paragraphe Ritter sein!“

„Fritz!“ mahnte die Mutter und suchte ihr Kind mit den Blicken vor des Vaters Zorn zu bedecken, der schon mit blutroten Fahnen aus

Kaspar Schillers Pupillen grüßte. „Der Herzog hat es befohlen! Vater konnte nicht anders; gewiß hat er für dich gesprochen. Nichtwahr, Kaspar?“ und die Tränen wehflagten still in ihren demütig flehenden Augen, die um stärkende Einigkeit der Thren bettelten.

„Wie redet Er, Lausjunge, zu Seinem Vater? Natürlich: die Frau Mama helfet Ihm und da ist Er stark. Ich werd' Ihm den Gehorsam einbleuen, damit Er weiß, ob ich Ihm Rechenschaft schuldig bin oder nicht, wenn ich über Sein Glück verfüge. Bring' Er den Steden!“

Weinend umklammerte das Rhinele den Hals der Mutter, deren Blicke Kaspar Schiller geflüstertlich auswich. Es drehete allen die Köpfe: War das ihr Frits, der nun so schrill und respektlos sprach?

„Ich bring' Ihnen schon den Steden, Herr Vater, damit Sie dreinhauen können, aber die Seele, die Seele in mir, die machet ihr dadurch nicht anders! Ich will Prediger werden, ich muß Prediger werden, ihr habet mich alle dazu erzogen! Ich bin kein Wagen, dem man auf einmal anderen Vorspann gibt.“ Die Kraft war am Ende. Das Bittern überfiel seine vorgestreckte Gestalt, wie einen Baum ehe er fällt, seine Hand umklammerte die Tischplatte, unaufhaltsam wuchs die Tränensaft. Die eisige Erkenntnis der Hilflosigkeit schüttelte ihn, er fühlte zum

ersten Mal die menschliche Verlassenheit, das Allein stehen im Lebenskampf. — „Helfet mir doch!“ flehte er hoffnungslos, „sonst bin ich am Ende. Habet Mitleid mit mir! Seit der Hoven ging, hab' ich's geahnet.“ Wieder riß ihm etwas ehernes, das er heute zum ersten Male mit Schauern in sich erkannte, die Stimme heraus: „Wollt ihr, daß ich unglücklich sei? Gilt das weniger als ein herzoglicher Augentwink? Herr Vater, Herr Vater!“ er schlug sich auf die Brust, „verstehen Sie nicht, daß man etwas in sich trägt, das sich nicht befehligen läßt?“

Fritz Schiller blickte mit stieren Augen schreck erfüllt um sich und erkannte den übermächtigen Feind; er schlug die Hände vor's Antlitz und sah für einen kurzen Augenblick den traurig hehren Weg vor sich.

„Fritz,“ murrte der Vater wider Willen weich, „Er ist vorhin nicht bei klarem Kopfe gewesen, sonst hätt' Er nicht so unziemlich geredet zu mir,“ er sah wortlos und unsicher zu Boden.

„Herr Vater!“ Fritz umklammerte des Hauptmanns Knie und barg das Haupt, als stände der riesige Feind hinter ihm auf, der ihn entsetzte, „sprechen Sie nicht so distanziert zu mir! Haben Sie ein Herz! Ich kann euch alle sonst nimmer lieben, so recht vom Innern her,“ schrie sein Ich. — „Ihr laßt den Fritz im Stich?“ Er stand tief erschüttert auf und wick den streichelnden Mutter-

händen aus. Todtraurig sah er den Kreis. „Mutter,“ klagte er, „warum hast du so wenig Gewalt?“ Sie sah schmerzlich zu Boden, das Rhinele fiel schluchzend um seinen Hals: „Ich halt' zu dir!“

„Es fehlte noch, daß Er Zwietracht zwischen seine Eltern trüge!“ sagte Hauptmann Schiller hart und maß sein Kind von Kopf zu Füßen, „Er unreifer Bursche! Mein Wort ist gegeben und Er hat zu gehorchen! Basta! Und jetzt setz' Er sich nieder und schreib' Er an die Frau Patin, die morgen Geburtstag hat! Wird's?! — Christophine, meine Tobakspfeif'! Und du, Dorothea, kannst abräumen; mir ist der Appetit vergangen. — Die Hoven ist ein Rabenvieh. Aber sage ihr ja nichts, Dorothea; sie kennet des Herzogs Kammerdiener; der könnte uns verachten!“

Frik Schiller lachte mit verzerrtem Mund; es war das sein furchtbarstes Weinen.

Der eisige Wind tobte in den Gerten der winterdürren Aaleebäume und fauchte, mit spitzen, schnellenden Zungen auf dem Boden kriechend, Schneewolken wider die rüstig Schreitenden. Blatz und fahl stieg der Morgen auf.

Mißmutigen und zerrissenen Herzens schleppte Friß Schiller seinen Büchersack. Vorbeugten Hauptes kämpfte er gegen den kalten Anhauch, der an ihm riß und ihn doppelt quälte, weil er nicht Wärme in sich trug zur Gegenwehr. Noch saß das schwer gebändigte Weinen in ihm, das plötzlich in seiner Kehle gewesen war, als er in frierender Finsterniß von der Mutter, den kleinen Schwestern und seinem treuen Rhinele Abschied nahm für lange Zeit. O Gott, wie hatten sie geweint!

Verstohlen musterte er des Waters breite Gestalt, die sich dem Frostwind entgegenstemmte, der klagend und pfeifend über Wald und Felder fuhr. Aus der beschneiten Ferne klagte hungriger Krähenruf, der in der niederrollenden Wolkenmasse erstickte und elend starb.

Fritz Schiller schauderte im dünnen Röcklein und fühlte Mitleid mit seines Vaters schwerem Schritt, der den Blinden nachtrat, die die sorgenvollen Augen vor sich auf der Straße einher-schoben. Alt und hilflos war der Vater und trug mühselig an der inneren Unaufrichtigkeit seines gebuckten Lebens. Jetzt wieder: er fühlte seines Kindes Blicke und konnte ihm nicht ins Antlitz sehen. Es war das schlechte Gewissen der Beladenheit, auch er war klein und leuchtete unter bitterer Last.

Das war die wehe Erkenntnis, die Fritz seit dem Bruche der Elternstütze in sich trug, seit dem Verluste jenes menschlichen Wandersteden, den er bisher gebrauchlos verehrt hatte, und der in Trümmer gegangen war, als er wankend zum erstenmale nach ihm gegriffen hatte. Wer es könnte, wer es könnte! Wem es gegeben wäre, der Gottheit Bild im Menschen neu zu schaffen!

Fritz Schiller betete heiß, in weissagenden Worten verflammert:

„Der Geist des Herrn ist bei mir, darum, daß er mich gesalbet hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und lebendig sein sollen. — — Gott, o Gott, du allein

bist mein Hort und meine Zbersicht. Erhöre mich! Erhöre mich! Und steh' mir zur Seite!" ..

"Geh' Er mir Sein Wort, daß Er alles befolgen werde, so ich Ihm jetzt eingeschrähet!" Das war Waters Stimme! Schweratmend stand der Vater und sah tiefernt sein Kind an, er hielt ihm die froststarre Hand hin. „Es gehet um unser aller Existenz! Bedenk' Er das stets!" Er sah geduckten Blickes in die Ebene hinab, aus der der Hohe-Asperg drohte.

„Ja, Herr Vater,“ sagte Fritz Schiller, „ich will Ihnen folgen.“ Noch einmal tat sein Kopf das Stoßgebetlein, mit dreimaligem, inbrünstigem Anruf; er hatte nichts von allem gehört, was ihm sein Vater mochte ans Herz gelegt haben. Er hatte mit Gott zu tun gehabt! . .

Mit umlaufender Gallerie stand das frierende Rokokoßloß, hoch wölbte sich die Kuppel des Mittelbaues. Mit der mächtig geschwungenen Doppeltreppe breit auf der Bergkuppe aufruhend, fixierte Karl Eugens Haus mit runden Mauer-
augen das Land. „Das ist Sein neues Heim, mein Fritz!“

In Fritz Schillers Blick leuchtete jäh und vertrauend ein Widerschein der warmen Vaterworte auf, doch Kaspar Schiller war weiter gegangen, als reute ihn der Herzensstos. Fritz Schiller stellte trotzig den Kopf vor, des Herzogs Haus entgegen.

Über Stiegen und Korridore, von einer mißmutigen Mundauskunft zu andern, von Kanzlei zu Kanzlei ging der Weg. Man maß ihn, man untersuchte ihn, körperlich und geistig; man prüfte ihn. Ungeahnte Pracht tat sich auf, doch Fritz Schiller sah immer wieder, wie tief sich sein Vater bückte, wie er den sicheren Ton verlor und mit demütiger Stimme sprach. Warum redete Vater so devot mit dem Intendanten, Herrn von Seeger, der doch auch bloß Hauptmann war?

Die Bücher waren verstaut, das Bett und das Arbeitspult zugewiesen, die fehlenden Montierungsstücke waren verzeichnet; das blaue Röcklein mußte ausgezogen werden, weil's nicht den Schnitt der Anstalt trug. So kam es im Schlafsaal zum Abschiednehmen. Vor den gaffenden Eleven, die die Betten machten, und die von heute ab Fritz Schillers Genossen waren, gab ihm der Vater die Hand zum Kuß.

„Ich geh' jetzt, Fritz; es ist keine Trennung vor lange: an Sonntag-Nachmittagen darfst du ihn ja besuchen. Es freut mich, daß Herr Professor Zahn mit Seiner Prüfung zufrieden war. Der Herr Anstaltsmedikus hat gesagt, daß Er verfrörte Füße hätt', geb' Er Obacht darauf, sonst schmerzet das sehr.“ Schwer schnaufte Kaspar Schiller durch die Nase und wieder hing sein Blick am Boden, dertweil er noch immer die zitternde Hand ausgestreckt vor sich in die Luft hinaushielt.

„Adieu!“ Noch einmal neigte Friß gewohnheitsmäßig den Kopf zum Kusse, da zog der Vater hastig die heißen zuckenden Finger zurück. „Nicht doch! Nicht doch! Gott bleibe immer bei Ihm,“ und er zeichnete bedächtig und segnend ein Kreuz auf seines Kindes Stirn; nun sah er ihm tief-ernst und traurig in die Augen. Wieder suchten Friß Schillers blutleere Lippen die Vaterhand. Sanft, wie nie, fuhr ihm die übers Kopfhaar; das erinnerte an die Mutter und gebär Schwäche; das holte ihm von ganz zuunterst ein Schluchzen heraus.

Weinend hing er an seines Vaters breiter Brust. Kaspar Schiller bewegte die Lippen und strich verlegen mit der Zungenspitze die Mundwinkel aus. Zag und trostlos liebte die Hand weiter; ein paar der Gelenke lachten. Da sagte Kaspar Schiller laut und sah würdigmahnend in die studierende Jugend:

„Nicht wahr, die Herren sind gebildete personnes und wissen, was Schmerz heißt? Sie werden meinem filius liebevolle Kollegen sein und ihm das Vaterhaus substituieren, so er jetzt perdrirt. Hinc illae lacrymae!“

„O, Herr Hauptmann, uns gehet es wie im Himmel; wir sind ja beim alleinseligmachenden Herrn Vater selbst im Quartier,“ spöttelte einer mit breitem Mund und hatte Schultern, als wollte er die Welt einrennen.

„Danneder, halt' Er silentium! Was hat Er überhaupt g'sagt?“ Die rostige Stimme des Aufseher's kam hinter dem Bett hervor, wo er, gleich einem bissigen Schäferhund, auf der Mauer stand. „Will Er 'n Strafbillet?“

„Ich hab' gesagt, daß der Herr Herzog groß, gütig und edel sei. Wollen Sie das bestreiten, Herr Leutnant Nieß?“

Noch einen krampfigen Händedruck — wie ihn der Flüchtling vom Freunde bekommt, ehe er ins ruhelose Leben heht — empfing Friß Schiller von seinem Vater. Dann schloß sich die Thür und er stand allein. Nun war die Trennung auch körperlich. Das gab im Augenblicke noch tieferen Schmerz, der menschlichen Schwäche wegen, die den Gefühlsschild vorstellt, wenn die geistige Klinge bricht. Der Atem ging und zwang die schmerzverengte Brust zur Gegenwehr, sie hob einen fremden Menschenarm, der plötzlich Friß Schillers Hals umschlang, in das Bewußtsein. Ein Gelebe stand vor Schiller und sagte freundlich, mit kühnen Augen im männlichen Antlitze:

„Sie brauchen keine peur zu aßen, wir werden Ihnen die Studium leicht machen. Wir halten zusammen. Ich heiße Scharffenstein und bin vom französischen Württemberg, aus Mömpelgard. Der andre, was grad sprach, ist

Danneder, der Tänzer werden soll. Ein aufrechter Burfch."

"Wollt ihr wohl arbeite, elende Raders!" schrie der Aufseher. Eine Ohrfeige fiel irgendwo, junge Hände und Füße rumorten geschäftig, als wäre plötzlich ein Riesenuhrwerk, durch jähen Stoß, in Gang geraten. Fritsch Schiller war in des Herzogs Akademie eingetreten und half das Nachtgeschirr verräumen. Schon rief die Trompete zum Unterricht. — — — — —

"Hoben! Bist du's wirklich? O, Hoben, mein Freund!" Fritsch Schiller rannte unbekümmert den Rangieraal entlang und fiel dem überraschten Schulkameraden stürmisch um den Hals, dertweil die andern spöttisch lachten, „nun ist mir alles leicht, da ich dich wieder hab!" Und er küßte ihn heiß.

"Man trete auseinander!" befahl einer der Unteroffiziere und griff nach Schillers Bopf. „Heda! Er, Neuer! Warum ist Sein Bopfband um ein Stück länger, als es sein darf? Kennt Er noch nicht die Instruktionen? Man wird sie Ihm beibringen!" Er lachte vielsagend und drohend.

"Der Herr Herzog!" schrie Hauptmann von Seeger und stand mit blitzenden Augen stramm. „Habet Acht! Stillgestanden!" Eine Trommel ertönte im Hof.

Es war totenstill; Schillers Herz setzte seinen hastigen Schlag aus.

Behäbigen, leutseligen Ganges kam Karl Eugen mit einer schlanken, wohlgewachsenen Dame am Arm. Wie eine gute Fee nahm sie sich im Lager des Popf- und Gamaschendienstes aus. Sie ließ die freundlich-guten Augen, in denen der sentimentale Hauch ihres Jahrhunderts wohnte, auf den hochatmenden Jungen ruhen und sah mit Interesse die blinkenden Burschenblicke unter der aufgepappten Etikette.

„Das ist die liebe Maitresse Franziska,“ flüsterte Scharffenstein, „schauen Sie sich die gut an; sie ist ein angenehmer Moment im Hundebasein!“ Und er reckte sich wohligh.

Karl Eugens Barometer stand auf guter Laune, wohlgestimmt schritt er die Reihen ab und zwinkerte mit den Augen. Hier und da sprach er ein beifallheischendes Wort und der Abteilungssoffizier gab das Zeichen. Dann lachte man im Takt, bis Karl Eugens Miene „genug!“ sagte. Er kam immer näher, schon hörte Friß Schiller mit größter Deutlichkeit die harten herzoglichen Absätze durch die respektvolle Stille klappern. Er zitterte in seiner neuen Tracht und schämte sich ihrer. Hatte er Angst? Ja, jetzt wurde es ihm bewußt; so oft er den Herzog bisher gesehen hatte, im Ludwigsburger Schulbubenpalier oder anders, immer hatte er vor

ihm Angst gehabt. Immer! Warum? Waren nicht alle so rechtlos wie er? Die andern zitterten nicht! Warum tat er's? Warum?

Das innere Zittern kam nicht von Gründen, es kam aus menschlichen Abgründen, in denen das wahre Wissen unberührt zur Tafel saß; das Wissen, daß der Zweikampf zwischen dem Gliederherrscher und dem Geistesherrscher durchgefochten werden mußte. Die Hand bebte, daß der Degen an den Stulpstiefel schlug. Das gab entsetzlichen Lärm. Friß Schiller ballte die Fäuste in bitterster Furcht und bekam vom Leutnant Riez einen bösen Stoß, weil er nicht vorschriftsmäßig in der Haltung war. „Wo ist Seine Tournüre?“

„Scharffenstein!“ sagte der Herzog und blieb mit der Dame am Arm vor dem Elsäßer stehen, „Sein Kollege, der Kempff, hat mir in richtiger Erfassung seiner Sohnespflicht gemeldet, daß Er sich erfrecht hätte, über das Essen zu schmähen, so man Ihm schenket, und daß Er nicht Lust hätte zum Soldatenstand, den ich Ihm bestimmt?! Da hat Er, Undankbarer, dafür eine Maulschelle.“ Die linke Hand arbeitete pädagogisch. „Nicht gemußet!“ Karl Eugen wandte sich an den Intendant: „dem Kempff gebühret für seine Aufrichtigkeit ein Trinkgeld-douceur; er soll sich nicht umsonst zu uns bekannt haben. Und die nächste Frage, so die Abtheilung hier schriftlich

zu beantworten hat, ist das Thema: Welcher ist unter uns der Geringste? Das erziehet die Kerls zum Nachdenken und zeigt ihnen die innere Hohlheit auf. Wer unbescheiden und unverschämt ist, in seiner Antwort, bekommt den Karzer. Werstanden messieurs?"

Steil ausgerichtet und bewegungslos standen die Reihen, durch die es wie Aufatmen ging, wenn der Herzog weiterschritt. Nun war er vor Schiller; der zitterte wie im Fieber und hätte weinen mögen, aus Schmerz über die triumphierende Schwäche, die sich vom Willen nicht zwingen ließ.

„Das ist des Hauptmanns Schiller Sohn? Die Schönheit quälet ihn nicht! Schenkel hat er, so dick wie die Waden, und rote Augen, wie ein überseeisches Karnickel! Schau' einmal, Franzele!“ Karl Eugen peitschte mit den Blicken den Neuling aus. „Nicht' Er sich den Ärmelaufschlag,“ sagte er barsch, „es ist Staub drauf. Ich dulde kein Schwein! Rote Haare hat Er? Die mag ich für mein Leben nicht. Er soll innerlich und äußerlich verbessert werden. Er ist zwar nicht von Adel, aber Wir verstaten es ihm aus ästhetischen Gründen: Puder' Er sich die Haare, damit ich die scheußliche Couleur nimmer seh'. Franzele, regardier' ihn; hat er nicht Ähnlichkeit mit deinem Papagei?“ Karl Eugen gab

das Kommando zum Gelächter der Böglinge, das häßlich rundum lief.

„Er ist ein armer Junge, der erst in die Welt wächst,“ sagte das „Franzele“ und empfand wieder einmal deutlich ihr eigenes Schicksal.

Sie griff nach der dunkeln tour de gorge, die den blendend weißen Hals drohend umschmeichelte, „man muß den jungen Herrn gut ahen.“ Mitleidig sah sie das schamerglühende Knabenantlitz, dessen kühne Stirne steifgedrehte Locken umrahmten. Blutrot stand Schiller, in die Strammheit gezwungen und trug weinenden Stolz in den aufgerissenen Augen.

Karl Eugen nahm heftig die Hand vom Arme seiner Freundin; er sah sie böse und störrisch an. „Meint Sie vielleicht, man füttere die Putschke nicht gut? Geh?“

„Wohin denkt mein bester Herzog?“ Mit zarten Fingern versicherte sie sich der fürstlichen Hand, die widerstrebte. Schelmisch und traurig lächelten die tiefblauen Augen im Gesichtsoval. „Fühle ich nicht die gnädigste Fürsorg' am eigenen Leib? Ich meinte bloß, der Herr Vater müßte seiner dankbaren Gehilfin verstattn, die eigenen Söhne in Schutz zu nehmen; das ist so in jeder Familie.“

Mit befriedigter Selbstherrlichkeit sagte Karl Eugen: „Gut gemacht, mein Engele.“ Er tät-

schelte seiner Maitresse bleiche Hand und lachte im Gefühle des geruhigen Leibesbesitzes. „Frettdäcksle!“ — Er winkte mit erhobenem Zeigefinger, wie er seine Lakaien rief, dem Intendanten: „Schaff' Er Ruhe; ich will meinen Söhnen eine freudige Nouvelle mitteilen. Deretwegen ich ihnen die Ehre meiner Gegenwart schenke.“

In guter Laune fing er mit den Händen das Ohrfläppchen seiner Freundin. „Jetzt sag' ich's ihnen!“ Höchlichst zufrieden strich er ihren warmen runden Arm; sie mußte stets bereit zu seinem Genusse sein.

„Habet Acht! Der durchlauchtigste Herr Rektor spricht,“ schrie der Intendant.

Lautlos stand die dressierte Schar. In ununterbrochenen parallelen Streifen lief das Hellblau der Bögling Röcke, mit dem Weiß der Hosen und Westen durch den Saal. Scheu sank vor den großen Fenstern der Schnee zur Erde nieder, die Flocken getrauten sich nicht, hereinzusehen.

Karl Eugen las mit erhobener Stimme: „Mit reichsväterlicher Sorgfalt hat die kaiserliche und gloirereiche Majestät zu Wien der Freifrau von Leutrum, meiner getreuen Kameradin und Rektorin der école des demoiselles, den Titel einer Reichsgräfin von Hohenheim allergnädigst und höchstehändig zu führen gestattet. Dieser Titel gebühret ihr von heute ab — bei böser

Estrafe im Verweigerungsfalle! Man schreie:
„Vivat die Frau Reichsgräfin!“

Man schrie dreimal, im gleichen Tempo,
„Vivat die Frau Reichsgräfin!“ und schwenkte,
auf den ermunternden Wink des Intendanten,
die schwarzen Zweispitze mit den Silberborten
und dem Federbusch. Dann erfolgte der scharfe
Befehl:

„Wendet euch! Wir marschieren zu Tisch!“

Die Degen klapperten, die Sohlen hingen sich
in die Schrittmelodie, in peinlichem Takte folgte
der hungrige Mensch, der seit der frühesten Frühe
Wissenschaft fraß. — — — — —

Griechisch, Latein, Mathematik und Franzö-
sisch füllten den Nachmittag. Um sechs Uhr be-
gann das einstündige Privatstudium für morgen.

Die Pumplampen brannten dunkel und stan-
fen, unablässig tappte des militärischen Wächters
Schritt im Saal. Es war bitter kalt und der
übermüdete Kopf schuf schweres Denken.

Um sieben Uhr klang in der Kasernenschule
die Trompete, nun hieß es, sich wieder der
„Propreté“ widmen. Scharffenstein band dem
verschüchterten Neuling den falschen Bopf fest,
den jeder, der Wahrung des Anstandes wegen, zu
tragen hatte. Dann ging es zu Rapport und
Musterung. Stramm und getrennt marschierten
die adeligen und bürgerlichen Reihen.

Peinlich genau in Tritt und Schritt schwärm-

ten die müden Beine aus; sie standen hinter den Sesseln, die der Eleven Namensstäfelchen trugen, und warteten bis der Befehl kam: „Zum Gebet!“

Mit e i n e m Klatschen schlugen die kalten Hände zusammen, vorschriftsmäßig sahen alle Köpfe nach des Herzogs Bild, unter dem der Eleve vorbetete, an dem heute die Reihe war. Dann hieß es: „Rechts die Augen!“

Der Herzog trat ein und schritt durch den Saal. Beim „Kavalierstisch“ blieb er halten und befahl mit hallender Stimme: „Dinez, messieurs!“ Da rückte alles im Takte die Sessel und Schiller bekam einen neuerlichen Unteroffizierspuff, weil er nicht im geschulten Tempo der andern nach dem Löffel griff.

„Warum stehet denn der Danneder?“ fragte er ängstlich den Scharffenstein, „sagen Sie ihm doch, er sollte sich niedersetzen!“

„Er hat Strafe und muß carieren, weil er gestern einen Teller en pièces legte. Drum stehet er vor leerer Schüssel und kriegt nichts zu essen; er muß zur Straf' uns zusehen, wie wir soupiern.“

Weit oben am „Kavalierstisch“, unter den andern, die das Glück hatten, adelige Väter zu haben, saß Freund Hoven mit den silbernen Achselschnüren, die ihn von der bürgerlichen Meute unterschieden. Mit reichbesetzten, duftenden Schüsseln, die die geringen Lebengäumen

rebellisch machten, eilten Lakaien und Küchen-träger nach dem rückwärtigen Saalende. Dort speiste der Herzog mit seiner Freundin, in der Nähe des „Chevalierstisches“, an dem die Preisträger und besten Schüler, die Leuchten der Anstalt saßen, angetan mit den Ehrgeizstacheln, den Auszeichnungen und Orden, in großer Gala. Auch August von Hoven, des Freundes Bruder, genoß als tüchtiger Jurist dies viel beneidete Vorrecht. Alles war wie ein schwerbedrückender Traum, der nicht enden wollte; es war kalt.

Mit müden, rotgeränderten Augen sah Friß Schiller in seine Brotsuppe. Karglich schwirrte um ihn die offizielle Unterhaltung seiner Genossen; allzunähe waren die Wächter der „Konduite“. Doch das heimliche Flüstern der Böglinge lief wild und aufgereggt, wie allzu gestautes Wasser, den Tisch entlang, dertweil die funkelnden Augen Schildwache standen. „Quel nom? Petersen?“

„Emilia Galotti! Vom Lessing; ich zeig' dir's im Bett; es handelt von der Fürstentwillkür! Ist!“ Petersen sprach laut weiter und behielt den Leutnant Ries, der näher kam, im Blick: „Sehet, wie es dem Professor Abel schmecket, und der Zahn ist froh, daß die Historie wieder einmal hinter ihm liegt. Gesegnete Mahlzeit, Herr Leutnant Ries!“

„Halt Er's Maul!“ sagte der ehemalige

Schneidermeister, der nun Württembergs Geister bewachte, „sonst kostet's Ihn ein Strafbillet. überhaupt: i hab Ihn am Zug! Er riechet nach Tobak und i kann nicht finde, wo Er ihn hat.“ Wie ein derbgieriger, bössartiger Jagdhund zog er, mit der plumpen Nase seines Dickkopfes schnüffelnd, weiter.

„Er stinket selber nach Tobak!“ sagte der hüßende Danner, ohne die Lippen zu bewegen, und machte ein so frommes und zerknirshtes Gesicht, als betete er.

„Wissen Sie,“ weihte Petersen den Schiller ein, „wir treiben nämlich heimlicher-weise Literatur. Sie werden uns doch nicht verraten? Wir sind auf die „Deutsche Chronik“ abonniert, die Herr Schubart zu Augsburg herausgibt. Der getrauet sich loszuhausen: „Als Dionys von Syrakus aufhören muß Tyrann zu sein, da ward er ein Schulmeisterlein.“ Wissen Sie, auf wen das gehet? Er nennet unsre Anstalt eine Sklavenplantage und des Herzogs Maitresse „Donna Schmergalina“. Interessieret Sie überhaupt die Literatur? Wir halten sie im Strohsack emballiert. Wollen Sie mitbezahlen?“

„Es ist verboten? Nichtwahr?“

„Sind Sie ein Hasenfuß? Das gewöhnen Sie sich ab! Sie müssen schlau werden und frech, sonst kriegen die hier Sie klein.“

„Ich trau' mich schon, aber ich hab' nur drei- undvierzig Kreuzer von daheim mitbekommen; die hat man mir abgenommen; ich weiß nicht, ob ich erst zahlen darf, wenn ich später 'mal Geld verdiene als Beamter?“

„Laß' ihn, Petersen!“ sagte Scharffenstein, und schüttelte mißbilligend das Haupt, „willst du Geschäfte machen? Zahlet doch Professor Abel alles, was uns fehlet! — Sie, Schiller, zu Abel können Sie aben confiance. Wenn Sie sans conseil sind, wenden Sie sich an ihn; er ist ein Mann energique. Sein Vater ist Oberamtmann und hat den célèbre Räuber, geheißten Sonnenwirtle, zum Lode gemacht, nein: gebracht. Die verfluchte Sprach! Wollen Sie nicht, Freund Schiller, mir immer mit die deutsche Wort verbessern, wenn id unnötig français treibe? Id will lesen Klopstock in seiner Sprach und auf- fassen mit die Seel!“

„Klopstock?“ Friß Schillers Hand umtrampfte Scharffensteins Arm; hier war ein Halt, er fühlte es. „Klopstock wollen Sie lesen? Er ist mein einziger Trost. Er ist groß und . . .“

„Zum Gebet!“ erscholl das Kommando.

Taktmäßig standen sie auf, mit einem Klatschen schlugen wieder die kalten Hände zusammen, vorschriftsmäßig sahen alle Köpfe nach des Herzogs Bild. Heißer, andächtiger flammte

Schillers Blick; er dankte Gott für seinen neuen Freund! Gott verließ ihn nicht!

„Abmarsch in Reihen! Rechts um! Links um!“ Zäh erkannte Schiller, daß er sein inbrünstiges Gebet zu dem Bilde des Herzogs getan hatte, als wäre der Herr seiner Seele. Er taumelte, fast wäre er in die Reihe der Ubeligen geraten, die taktschrittig vorüberzog.

*

*

*

Fritz Schiller hatte die Anstaltsregeln durchbrochen. Er war geständig und mußte daher gestraft werden. Nur durch Strenge lernt der Mensch die Schäden seiner Aufrichtigkeit erkennen.

„Zieh' Er Sein Hemd aus, Eleve Schiller!“ befahl der Oberaufseher, der mit aufgekrempten Armen stand, „und streck' Er sich häuchlings auf die Bank: Er hat einen Westen auf Borg genommen. Vor die Gefräßigkeit — denn die herzogliche Kost ist mehr als hinreichend! — bekommt Er zwölf Weidenstockhiebe und davor, daß Er bei einer Stubenmagd Koffee in Heimlichkeit getrunken hat, davor verdiente Er noch mehr! Doch der Durchlauchtigste Herr Herzog hat in seiner unrecht verwendeten Gnade die Strafe davor in Karzer und ein Strafbillet umgewandelt. —

Monß, Unteroffizier, halt' Er den Kerl, er ist mager wie das herzogliche Windspiel; zuvor aber reich' Er mir noch das Prügelholz."

Krampfhaft klammerte sich Fritz Schiller an der Exekutions-Bank fest. Zähneknirschend empfing er die entehrenden Schläge. Keinen Laut zwang der Schmerz aus seiner Kehle. Er betete zu Gott, der ihm gnädig war. Gott sollte, Gott mußte ihn stärken! Gott mußte ihm Kraft schenken zur Gegenwehr! Die Schläge brannten gleich Feuer.

Wie eine Vision stand hinter den zusammengepreßten Lidern des armen Knaben mit einem Male der Ritter Götz, der sich stärkerer Feinde wehrte, im Drama des Frankfurters Goethe, das Scharffenstein allnächtlich mit Bewunderung las. „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel," betete er. „Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Neze fallen," das sprach der Götz, ehe er starb! „Und vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben," flehte das Herz. „Lasset das Bild der Gottheit im Menschen von neuem uns schaffen." „Recht gern, recht gern," sagte der Prinz in „Emilia Galotti", „ein Todesurteil wär' zu unterschreiben? Nur her geschwind, es könnte schon geschehen sein, ich bin eilig." — O Gott, o Gott, wie schmerzten die pfeisenden Hiebe! Wie ein Held, wie ein Held, männlich und kühn, war

der Scharffenstein vor dem Intendanten gestanden, der ihn quälte: „Warum hat Er nicht im Moment geantwortet, als ich Ihn fragte?“ — „Weil ich nicht aufgepaßt habe. Ihre Strafe muß contra meine Unaufmerksamkeit gehen, nicht contra mein Wissen. Das Ohr hat schlecht functionieret, nicht der Geist!“ Ganz richtig — auweh! — ganz korrekt war schon Scharffensteins Deutsch gewesen und wie hatten sie gezittert für ihn! Doch der Intendant vergaß die Strafe zu dictieren. So glänzte wohl der gute Engel vor dem Herrscher der Hölle! Eine Ode, nur eine Ode, konnte das in sich fassen! . .

„Steh' Er endlich auf! Will Er noch mehr? Und wisch' Er sich das Blut vom Rücken, sonst ist Sein Hemd rot beim Tanzunterricht. Steh' Er nicht so dissolut, als könnt' Er nicht bis dreie zählen, Er Schuft! Gestern hat ein Frauenzimmer dreimal nach Ihm gefragt, bis wir sie energisch verwiesen haben. Geh! Sag' Er, wer war sie denn? Sie war propre gewachsen. Wer war sie? Geh' Er zum Teufel, wenn Er's nicht sagen will! — Den Nächsten, Herr Gehilfe!“ Und der Oberaufseher spuckte in die Hände. —

Nach dem Mittagessen, dem Schiller als Büßender hatte untätig zusehen müssen, kam der Herr Intendant höchst eigenföchtig und brachte ihm die Nachricht, daß der Herr Herzog sich, bedauernder Weise, bemüßigt gesehen hätte, einen

Brief zu vernichten, der an Fritz Schiller in die Anstalt gelangt wäre. Der Herzog wollte entschiedenst hoffen, daß so etwas nicht mehr vorkäme! Sonst: sein Vater wäre im Spechzimmer; er dürfte hinüber gehen, wenn er wollte; jedoch: zum Nachmittagsunterricht habe er wohl vorbereitet anzutreten!

Fritz Schiller lief fluchtartig durch den langen Gang und brückte hastig die Türklinke nieder; dort war ein Stück Elternhaus!

Sorgenvoll und tieftraurig blickte ihn sein Vater an. Fritz Schillers Herz begann mit einem Male närrisch zu schlagen. Müde und alt sah der Vater aus; das Kind empfand Mitleid mit den kummervollen Augen seines Schöpfers.

„Herr Vater,“ sagte Fritz Schiller und ein Lächeln überstrahlte sein bleiches verhärmtes Antlitz, „grüß Gott! Wie gehet es daheim? Es ist lieb von Ihnen, daß Sie mich auffuchen. Ich hab’ Sie sehr lieb.“ Und er griff aufquellend nach der Vaterhand. Sie wurde ihm verweigert; auch da mauerten sie an der Trennungswand.

„Das ist nicht der rechte Weg, um herauszukommen. Unter elfen ist Er der siebente! Das ist nicht viel vor die herzogliche Gnad! Warum ist Sein Preis im Griechisch allein geblieben? Wir hatten schon Hoffnung! Man kommt nicht ’raus aus den Sorgen! Er machet dem Namen Schiller wenig Ehr’, Er versumpfet im besten

Boden! Frit! Frit! Täglich beten wir für ihn, daß ihn Gott zurücklenke. Wir hatten jetzt viel schweren Schmerz . . ." Er senkte das ehrliche Antlitz und stieß mit dem derben Schuh an die Diele, langsam sagte er: „Bet' Er heute Abend andächtiger — Sein kleines Schwesterle Charlotte, so kurze Zeit bei uns weilen durfte, ist gestern in die Grube gesunken."

„Tot? Mein kleines Schwesterle? Der Tod in unserm Haus?" Wie ein Schlag vor die Stirne war's. „Herr Vater! Wie traget's die Mutter?" Nun kam Kritik in die angstvollen Augen: „Warum hat man nicht geschrieben? Bin ich hier eingegraben, von allem Lebendigen ausgestoßen? Hat meine Mutter viel geweinet und viel Harm gehabt? Sagen Sie Herr Vater! Warum durfte ich ihr nicht Stütze sein? Die arme, kleine Charlotte? Geh! Hat man den Brief vielleicht spoliert und aus aufmerksamer Rücksicht für mich verbrannt?"

„Frit, Frit! Mäßige Er sich!"

„Die Bande der Natur halten hier nicht! Hier gilt andre Losung, als in der Menschen Herz Eintritt verleiht. Ich bin nicht mehr Ihr Sohn, Herr Vater; was glaubet Ihr? Mich zeugete die Hand, die mir den Fraß reicht. Wisset Ihr das nicht? O, Ihr ratet mir Mäßigung und merket nicht, daß man euch selbst bestiehlt. Recht so, recht so! Traurig zum lachen und lächerlich

tot ist die Welt! . . .“ Ein bider ungepflegter Aufseherkopf schob sich jäh durch die halboffene Thür. Schillers rotes Herzblut sank vom Kopfe nieder. Angsterfüllt sah der Vater den Aufseher an. Was kam nun?

„Noch fünf Minuten!“ sagte der Aufseher untwirsch, „dann hat Er genug geplappert mit Seinem Herrn Vater. Und schrei’ Er nicht so! Neuestens befiehlt der Herr Herzog, daß mit leiser Stimme zu reden sei und daß die Zusammenkünfte mit denen gleichen Namens auf fünf Minuten zu bemessen seien; es graffitieret mancher zu sehr hinaus!“ Die Thür sank zu, es war totenstill.

Mechanisch hob Fritz Schiller den mahnenden Finger; er wußte, daß nun der Ehrenmann horchte; reichlich war die Angebetete bemessen. Ein verächtlicher Zug wuchs um den scharfgeschnittenen Mund; schamvoll und von sich selbst angeekelt, zog er den gestreckten Warnefinger ein. Schon trieb auch i h n die Furcht. O, sie wußten, die Menschenwürde zu rauben! „Also: warum Herr Vater,“ sagte er heiser, gequält und todmüde, „warum hab’ ich’s erst jetzt erfahren müssen? Habet ihr mir nicht geschrieben?“

„Ich war selbst da, Fritz — weil die mamen vom Rinde nicht weg wollte, solange wir es noch hatten — und hab’ um Urlaub zum letzten Ehrengang petitionieret; auch die Phine war gestern

da, um Ihn zu sprechen; das dumme Ding hat nicht gewußt, daß es hier ausgeschlossen wäre, hereinzukommen.“

„Das Phinele!“ nickte Fritz Schiller in todt-
trauriger Erbitterung, „es war also das Phinele,
das nach mir fragte.“ Wilb und verächtlich hob
er den Kopf. „Nicht einmal da machen sie Halt!“

„Was hat Er?“

„Nichts! O nichts, Herr Vater! Man hat
mir also den Urlaub verweigert? Ich hatte hier
ja so wichtigeres zu tun: ich mußte die Namen der
Fürsten des heiligen römischen Reiches auswen-
dig lernen und die Waden exerzieren, da konnte
man doch meiner Träne nicht Urlaub geben?
Nichtwahr? Herr Vater? — — Redet, redet,
redet schnell und reichlich, Herr Vater; der Auf-
seher, der Kettenhund, sitzt vor der Thür und
hat das Stundenei zur Hand. Redet, Herr Vater!
Die Seele läßt sich herrlich kommandieren, ver-
suchet es nur einmal! Sie ist ein geducktes, ge-
horfamstes Maschinenzeug.“ Die geballten
Fäuste dämmten und glätteten die Rede zu ruhi-
gerem Wort: „Hat der Herr Wetter geschrieben?
Was machet die Großmutter Rodweiß zu Mar-
bach? Kommet sie öfters zu euch? Und des Herrn
Vaters Bäumleins? Gedeihen sie wohl?“

Unsicher griff der Vater die Degenquaste
entlang; er verstand sein Kind nicht mehr. „Fritz,

komm' Er zu sich; Er gefällt mir nicht!" mahnte er dumpf. „Rehr' Er zurück in die Realität!"

„Was machet der Better zu England; sagen Sie, Herr Vater; das interessiret mich sehr! Was machet er?"

„Das ist wohl ein andrer Mann, als Er! Der bringet den Namen Schiller der Nachwelt zu! Er verleget Bücher und strebet ohne Ende. Nun sucht er die Maschine, so sich drehet sans force. Er wird geehret und anerkannt; höchste Personen nehmen seine Widmungen an."

„Schneller, schneller, Herr Vater, im Anklagebrief! Ehe Sie sechzig zählen ist das Rendezvous am Ende!"

„Frit! Was hat Er denn? Er ist stark aufgerühret und das Böse schwimmt oben. Er ist mager und bleich. Frit! Treibet Er Heimlichkeiten? Der Herr Medikus saget auch, Er wüchse zuviel; das schlaget sich oft auf Kopf und Gemüt. Drei Zoll hat sich Sein Körper in einem Jahr gestreckt; das ist zuviel!"

„Saget's dem Herzog; der ändert auch das!"

„Frit, Frit! Bet' Er zu Gott, daß er Ihn stärke, erleuchte und gehorsam mache! Gott ist der einzige Hort, den wir haben. Er ist groß und allmächtig, er erweitert den Blick, daß wir uns erhöhen und den Umfang der Welten sehen, in den wir eingefettet sind; Frit, Er muß sich in

Gott inbrünstig verflammern, dann wird Ihm leichter; das lehrt Ihn folgen, denn Gott will, daß e i n e r gesetzt sei über viele! Alle gehorchen, nur E r lamentiert. Fühlt Er denn anders? Überheb' Er sich nicht; wir Menschen sind gleich. Wenn Er wüßte, Friß, was wir Eltern leiden, wie lange die Nacht im Kummer ist! Alltäglich weinet die arme maman, sie erhoffet nichts mehr von Ihm, dem sie einst voll vertraute. Friß, sei Er nicht verstorbet; will Er unser Gebet durch eigenes Handeln unterstützen? Friß, was ist, wenn seine maman im Kummer stirbt? Dann verfolgt Ihn der Vorwurf des Gewissens durchs ganze Leben."

"Herr Vater, Herr Vater," des Sohnes Stimme schluchzte, „grüßen Sie meine Mutter und sagen Sie ihr, sie sollt weiter hoffen auf mich. Sie sollt, sie müß t! Es ist ihre P f l i c h t, an mich zu glauben, solange meine Brust im Atem geht. Sagen Sie ihr das! O, Herr Vater, auch an Ihnen ist viel geſehlet worden, nur Sie merken es nicht. Wie ſchredlich alles iſt! — Streicheln Sie, Herr Vater, ſtreicheln Sie mich; ich bin ſo ohne Liebe, daß die ſeufzende Kreatur kläglich heulet, trotz all der Wiſſenſchaft, die ſie einquälen zum Überfluß!“ — Er ſtand mit geſchloſſenen Augen, jäh riß er ſie wieder auf, mit der hangen Frage: „Nichtwahr, Herr Vater, es iſt nicht wahr, was der Hoven ſagt, daß Sie mich

an Ihn gebunden hätten auf Lebenszeit, durch einen revers?“

„Was hat Er da wieder dagegen? Er bleibt im herzoglichen Hausdienst. Jawohl!“

„Ihr habt's getan? Ihr habt's getan! Verschächert wie ein Stück Vieh auf Lebenszeit? Weil ich gratis freß' und gepeinigt werd', habt ihr mein Leben verkauft? An Ihn?“

„So ist's doch jedem von früher geschehen, seit der Herr Herzog neuestens Böglinge nehmet vor Geld! Die maman und ich haben den Zettel unterschrieben als Gegenzahlung vor seinen Freiplatz — wie alle andern . . .“

„Die Mutter? Die Mutter gebet ihr Kind weg, verrätet es? Ist das der Abgrund? Trillert er?“

„Was hat Er?“

Oben Kaspar Schiller hinzuspringen konnte. lag sein Sohn ohnmächtig auf dem Boden.



Es saß sich wohl, nach dumpfen Krankenwochen, im sinkenden Sonnenschein.

Fritz Schiller schloß die Augen und fühlte dankbar, wie ihm der Abendwind den Nacken strich. Gierig trank er die langentbehrte Freiheit in sich ein. Kurz und kärglich bemessen war

auch die Refonvaleszenzenzeit; man mußte sie nützen.

In der hellen Öffnung der beschnittenen Allee stand rot die untergehende Sonne. Tiefdunkle Schatten krochen über die Gipfel der Alb. Unheilig sah aus den Neckarbergen die Nacht, sie umfing schon die ferne Ebene, aus der, wie zum Abschied, die Weiler rauchten. Sanfte Schleier woben über dem blüteschweren Unterland. Fernher blickte eine heimkehrende Pflugchar. Schon flirrten zu Ludwigsburg die ersten Lichter, der Hohe-Asperg schlug mürrisch den Mantel um und ging gelassen zur Ruh.

Ein kühler Hauch schlich aus dem Walde durch die gestuften Laubwege und Asthallen bis hin zum einsam träumenden Menschen, der endlich Zeit und Ruhe fand, sein Inneres hemmungslos im Fluß zu lassen. Die nackten Götinnen des Altertums fröstelten auf ihren Postamenten, sie zogen die kunstvoll drapierten Hüllen vor, die mehr benachrichtigten und zeigten als verbargen. Angstlich schrie im Vogelhause eine gefiederte Brust; gefesselte Beine trakteten wider Stäbe, die sie gefangen hielten. Lautlos schwirrte ein Käfer in der lichtleeren Dämmerung.

Fritz Schiller hob das verinnerlichte Auge, mit glücklichem Ruhelächeln sah er fern über den Bergen den Abendstern. Er empfand sich

als ein Stück des Ganzen. Seine Seele lobpries die Schöpfung, die dem Gestirn befahl, die Nacht dem einen Erdteil, das Licht dem andern, im Wechselspiel der Drehung, täglich neu zu schenken. Wie mild war das Leben, das aus der Natur erwuchs! Und sie war mächtiger als alle irdische Macht. Tag und Nacht wachte etwas über ihm, das stets da war: Gott, der Herr!

Leiser rauschten und andächtig die Bäume, der rauschende Fall der Wasserspiele hinter den Gewächshäusern stürzte langsamer, der Duft der Rose schwebte, hingegeben zum Preis des Schöpfers, in der lauen Abendluft, die paradiesisch den geschorenen Rasen überstrich. Wohligh und entspannt empfing alles den belohnenden Tau und ward Gefühl des Abends, Gefühl des Geborgenseins.

Frik Schiller saß aufrecht und es lohnte in seinen Augen. Er war stark wie nie. Gefühl! Gefühl!

— für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Teil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gefänge!

Ein schwerer Schritt knirschte auf dem Kiesweg. Langsam und schmerzlich kam Frik Schiller in diese Welt zurück. Wer stahl ihm den Frieden, der so kurz gewesen war?

Den Gut im Arm, stand unter der Mode-

perücke der Herzog vor ihm. Er musterte den bleichen Eleven mit stehendem Blick und stieß den Krückstock mit der Onkzwinde auf.

„Bleib' Er sitzen und laß' Er für heute, den Rodfuß! Er ist ja malade; das entschuldigt Ihn! — Was macht Er mir für unangenehme Chosen? Er ist da, um den Geist zu bilden, nicht um sich zu liegen. Es fehlet Ihm wahrlich an nichts bei mir; warum will Er nicht froh sein? Basedow könnt' Ihn nicht anders erziehen und die Rousseauschen Prinzipien, soweit sie was taugen, sind die meiner Anstalt, auf die die Welt siehet. Herr Voltaire ließ sich drüber berichten und lobte sie. — Ich halte Ihn fern von Sünde und Weltverschlingigkeit, Ich lasse Ihn aufwachsen unter Baum- und Tierseelen, damit Er die eigene fände. Statt, daß Er jubilieret, hängt Er den Kopf. Freiheit ist des Menschen höchstes Gut, ich verschaffe sie Ihm, ich befreie Ihn von allen Ketten der Sorge, selbst von den unsichtbaren, die am schwersten lasten: vom Elternhaus! Ich hab's am eigenen Leibe gesehen, wie die Familie die Persönlichkeit ertötet; ich bin gegen Verwandte und gegen meine Erzieher zu Felde gezogen, mein Lehrer wurde gebüßt wie jeder andre, der mir widersprach . .

„Doch ich verzeihe als Philosoph. Ad exemplum: gestern haben Wir Seinen Taufpat', der einmal gegen Uns häßlich konspiriert hat, den Rieger, in Ehren und Gnaden wieder auf-

genommen, weil sich's für intelligente Menschen nicht geziemet, nachzutragen. Von morgen ab heget er mir am Hohen-Asperg die Gefangenen. Der einmal wilderte ist nachher der beste Jeger!

„A propos, was ich Ihm sagen wollte: Seine Mutter hat Ihm Badwerk gesendet zur Heilungsfeier. Das muß Er noch heute zurückschicken! Schreib' Er dazu, Er verbitte sich in Zukunft solche Incommoditäten von daheim. Den Brief hat Er mir vorzulegen, ehe er abgeht. Zur Schwäche erziehe ich nicht; ich bin ein Mann von principes! Ich keh'r nicht an niemanden, an gar niemanden, denn: an meinen Kopf. Er ist ein schlechter Schüler, aber ich vertraue doch Seinem ingenium; die Schulsäcke sehen nur, solange die Beile reicht. Aber: mach' Er mir's nicht so schwer, mich daran zu vergnügen, andre glücklicher zu machen als ich es selber bin. Geh' Er unter die Menschen, schließ Er sich nicht ab: Deutseligkeit ist das Sinnbild der Tugend. Geh' Er mich!“

Sinnend hob Karl Eugen den Stod und starrte zergrübelt in die sinkende Nacht. „Professor Abel sagt mir, daß Er einen guten Kopf für die Philosophie hätte. Denk Er ein wenig für mich und quäl' Er sich, wenn Er doch von mir lebet und durch mich Sein eigenes Denken graßt; Er ist da für mich! Denk Er nach über das Thema, so Uns momentan beschäftigt. Weiß Er was von der Standhaftigkeit tugendfamer Frauen? Sind

tugendſame Frauen ſtandhaft? Repondier' Er mir auf die Frage mit all Seiner Kenntniß von innen und außen, ſo Er von alten Mutors weiß; die jungen verſtehen nichts; ich hab' mich überzeugt! Je mehr Er denket, deſto geſünder wird Er ſein. Er hat für die Arbeit noch drei Tage Krankenurlaub. Bon ſoir!"

Langſam und geſenkten Hauptes wandelte Karl Eugen dem Kavaliersbau zu. Mit verſchränkten Armen trug er den Hut auf dem Rücken und dachte an Franziska von Hohenheim, die ſo gleichmäßig kühl und begehrenſwert blieb. Grübelnd und verlorenen Schrittes verſank er hinter den zugestützten Hecken.



Rothrot war Fritz von Hoven im Antlitze, als er in Schillers Frieden brach:

„Schiller, wir haben ein neues Buch! Komm' mit! Wir leſen es im Repetitionsſaal. Der Petersen geht herum und ſchreit Weltgeſchichte vor, damit der Riez vermeinet, wir ſtudierten gemeinſam; der Scharffenſtein lieſt vor, damit wir's alle hören. Den Rapf, der's Buch nicht gelten laſſen wollte, weil er ſagt, er hätte ſich am Ende nicht umgebracht, den haben wir rausgetan! Komm, o komm doch! Warum ſo gren-

zenlos an Gefühl und warum so eingeengt in der Kraft des Vollbringens.“ Friß von Hoven verdrehte die Augen und zog den Freund heftig beim Arm.

„Hoven? Stehet das im Buch? Wer hat's geschrieben? Wie heißet das Buch? Sag! O sag!“ Friß Schiller umklammerte den Freund.

„Vom Goethe ist's, der den Göt schrieb und heißet: Die Leiden des jungen Werthers.“

„Hoven! Hoven!!“ Erschauernd stand Friß Schiller, ein Schauer durchrann ihn, er verehrte sich selbst. „Hoven!“ er riß den Freund fast zu Boden. „Den gleichen Gedanken hab' ich mit Zaudern gedacht und wollte in Tränen zerfließen.“ Alles in ihm bäumte und warf Blasen. „Soll ich nicht berufen sein, wenn ich ähnliches denk', wie die Größten, die ich verehere! Gib mir einen Stoff und ich will glücklich sein! Einen Stoff!“

„Deswegen komme ich! Wir wollen zusammen einen Roman schreiben à la Werther und ihn Herrn Haug senden, der zu Stuttgart das „Schwäbische Magazin“ redigiret. Der hat von der Maria Theresia, auf die er ein Gedicht gemacht hat, den Dichterfranz bekommen und ist kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf, der den Lorbeer vergibt, der muß unsere Namen ins Ausland tragen. Der Friedrich Haug muß uns bei seinem Vater protegiere. Der Petersen und der Scharffenstein

machen auch mit. Sei du der Führer! Wir wissen, du hast schon manches gedichtet. Ich mach' die breiten Stellen und du die kurzen; du hast den dramatischen Schwung! Der Scharffenstein ist der Lyriker, er hat's selber gesagt!"

"O Freunde, wo reißt ihr mich hin! Die Ruhe ist still und einfach; größer als das größte Wort; ich hab's gefühlt! doch es sei; ich spür' in meiner Brust die Lese! Ich will, ich will und es muß gelingen! Mensch will ich sein, nicht Herzogs knecht!"

"Komm', komm'; wir wollen heute noch beginnen."

* *

•

Ein Mann ging durch die Reihen der ängstlich flüsternden Akademisten.

Sie hoben sich auf die Zehenspitzen und sahen mit graufiger Wollust, wie er mit ihren Namenraden experimentierte.

Er ließ die Burschen ernst und heiter dreinsehen — ein Blick des Herrn von Seeger genügte, um diese Gesichtssphänomene auf Wunsch hervorzubringen — er maß und prüfte die Gesichter mit dem Längenmaß. Er kontrollierte die Seelen.

Hoben, der an einer Götze-Nachahmung

„dichtete“, fand heute kein Gehör bei Schiller. Vergebens vertraute er dem seine literarischen Räte an, „daß die Sache kein Ende hätte und die notwendige Tendenz ihm selbst noch nicht klar wäre.“ Fritz Schiller sah hochinteressiert dem Manne mit den schwärmerisch-wilden Augen zu; seine Ohren waren taub für die Schmerzen der gewollten Poesie, die auch in seinem Innern rasten und brüllten. „Meinst du, es gibt eine Wissenschaft vom inneren Menschen, Schaffstein?“ fragte er, „meinst du?“

„Professor Abel saget, daß Herren Lavaters Physiognomik nicht ohne Boden sei; man könne wohl aus Körperteilen auf die Eigenschaften der Seele schließen. Da schau' hin, jetzt zeichnet er des Kempff' Silhouette!“

Alle streckten sich, und über Fritz Schiller kam wieder das unleidige Bittern, das ihn stets befiel, wenn sein Fühlen vorausseilte und allein in menschenfernen Gebieten war. Der Mystizismus des katholischen Gottesdienstes zu Grund stand vor seinen erschauernden Augen, die sich einwärts wandten; die Sagen und Märchen der Jugendzeit verbanden sich mit den Mondlandschaften des heimlich gelesenen Ossian zu unheimlichem Blick hinter die Weltkulissen. Sein Kopf wehrte sich. Mit scharfen Augen, die sich nicht imponieren lassen wollten, sah er den Fantierungen des Züricher Predigers zu. Herr

Lavater prüfte, ernst und strenge, den Kopf des Bögling's, er betastete und maß ihn, heiligen Eifers voll, der Aufklärung entgegenzutreten, die dem Körper seine Rechte verlieh.

„Das ist Material für meine Sammlung,“ sagte schwer erregt und hocherfreut die helle Stimme, die von schwelgerischer Phantasie erzählte, „hier sieht man deutlich, daß die Seele Herrscherin ist und den Körper bildet. Hier ist ein Exempel gewonnen, wie die Menschenkenntniß zur Förderung der Nächstenliebe beizutragen befähiget ist.“ Aufgeregt fuhr er noch einmal die unfertige Nubennase des Anstaltsbösewichts entlang, derweil die Böglinge vor seinem Urtheil bebten und mit scheu bewundernden Blicken sein Seelenwissen quitierten. „Das ist ein moralisch und seelisch hochstehender Mensch! Wie heißet er? — Kempff? Der Kempff ist ein Heiliger, der erkannt wird!“ Den flammenden Blick rundum sendend legte er die Hand herausfordernd auf des Dümmsen und Schlechtesten Haupt.

Totenstill war's; selbst Herrn von Seegers schnellfertige Miene erstarrte in der vorübergehenden Besorgniß, daß er manchmal manchem Bögling in manchem könnte Unrecht getan haben. Noch immer stand Herr Lavater mit vergnügten, übersinnlichen Augen, die grenzenlos in uferlosen Hoffnungen schwärmten.

„Was sagest du, Schiller? Ist's nicht schrecklich, wie tief er ins Leben sieht?“ flüsterte Hoven.

„Schiller, gib Antwort; wie sollen wir bei solchen Verhältnissen jemals Gerechtigkeit üben?“

Langsam und sicher, mit gelöschtem, ruhigem Blicke sah Friß Schiller seine Freunde an; ein verächtliches Lächeln kräuselte seinen eigentwilligen Mund. Er sagte bedächtig: „Herr Lavater ist ein Riesenvieh!“ Nun wuchs das bange Lächeln zu voller Blüte aus, er umfing den Hoven und Scharffenstein und schwenkte sie. „Lasset euch doch nicht imponieren von dem da mit seinem Rollstab!“

Ein erlösendes Gelächter scholl Herrn Lavater entgegen.

„Wird Ruhe gehalten werden?“ schrie Intendant von Seeger, dem es fürchterlich war, daß das „Ausland“ vermeinen könnte, er hätte schwache Disziplin in der Anstalt, „bei sonstigem Eßentzug!!“

Sie standen wieder mit unbeweglichen Bürgen in Reih und Glied. Verstohlen und dankbar sahen sie zu Friß Schiller auf, der einen Nimbus zerstört hatte, der sie für Wochen ins Zweifeln geworfen hätte.

Doch Friß Schiller merkte seiner Freunde verehrende Blicke nicht; sein Kopf, der sich zum erstenmal getraut hatte, eine geistige Autorität anzutasten, sah nun auch in eigener Sache klar:

Was er bis heute geschrieben hatte, war schlecht. Die Erkenntnis stand plötzlich vor ihm: Man durfte nicht mit kleinlichen Mitteln arbeiten, wollte man etwas Großes, Weltumfassendes, leisten.

* * *

Die Nachahmung gelingt nur den Halbgebanten; die Nichtkünstler und die Begnadeten müssen darin versagen.

Viel hatte der treue Scharffenstein zu stützen, seit der Traum des Kunstwerkes in Schiller zu Ende war.

Selbst weh im Herzen, streichelte Scharffensteins Wort den Freund:

„Was hast du, Schiller? Sei nicht kleinmütig; auch ich bin gescheitert mit der Poesie. Wir alle!“

„O Scharffenstein, euch war es nur Spiel; bei mir ist nun alles aus und vorbei.“

„Hast nicht du die gleiche Zukunft vor dir wie wir andern? Ich werd' Offizier, das ist nicht viel bei den jetzigen Zeiten, du kannst Sekretär und mehr werden.“

„Du malest schön; dir ergibt sich die Kunst auf anderm Gebiet; mir bleibt das traurige Verzicht!“

„Schiller! Wie kannst du so sprechen! Du,

dem die Verse vom Munde fließen wie andern nicht die gewöhnliche Rede.“

„Scharffenstein, sag das nochmals!“

„Ja, ich fühl' deine Sendung, du beißest dich durch! Du darfst nicht verzagen! Du mußt durch Dick und Dünn gehen. Du darfst nicht den andern gehorchen — nicht einmal dir selbst, wenn du schwach bist!“

„Und wenn es fehl geht?“

„Dann — dann muß Gott helfen! Aber: es wird gelingen! Und sonst: Du bist auch dann noch ein Mensch, der Arme und Reine hat.“

„O Scharffenstein, dir blühet noch ein anderes Leben; du bist stark und schön, du wirst im Felde sterben als kühner Soldat oder die Fahne in der Faust die feindlichen Schwadronen verzagen und den Dank aus des Fürsten Tochter Hand empfangen, im Angesichte des siegreichen Heeres. Ich aber: Ich bin häßlich und der Schlechteste im Fechten und Voltigieren und jeder lacht, der mich sieht. Widersprich nicht, deine Güte des Mitleides schmerzte mich; ich will dir nur klar auseinanderlegen, warum ich als Poet Karriere machen muß! Ich bin zum Geistigen gedrängt; was euch ein mißglücktes Spiel war und bleiben wird, mir wäre es ein zerbrochenes Leben; ich wäre am Ende. Was soll ich auch als blechter Jurist mit all dem Formelkram? Kühn werf'

ich ihn ab und rede mich; gut, aber: Scharffenstein, was soll ich Klassenlehrer und einzige Hoffnung meiner Familie, meinem Vater sagen? Und zu anderm taue ich nicht! Ich seh' nimmer aus vor Herzensbangigkeit und quälender Angst. Mir brennt nur mehr dieses eine Licht, vielleicht erwischt' ich noch das wahre Leben, das die Menschen ehrt, statt der Paragraphen und Gamaschen, in die man mich preßt . .

„Scharffenstein, Gott muß mir helfen, denn er ist barmherzig. Du hast recht: er wird mir helfen! Ruhig werd ich dereinst vor seinem Throne stehen, wenn die Posaune ruft. Dann will ich hellen Blickes vortreten und sagen: O Herr, das Pfund, das du mir gabst, ich hab' es redlich gemehret zum Wohle der andern. Scharffenstein, Scharffenstein und Er: ruhend auf seiner Wolkenbank! Wird er mir verzeihend winken und mich eingehen lassen ins Land der ewigen Seligkeit, weil ich mir treu war und wahrhaft lebte? O Scharffenstein, meiner liebsten Freunde Allerliebster, steh' mir zur Seite im grausen Zammertal, auf daß ich Kraft finde zu widerstehen den bösen Mächten. Sei mein Freund für ewig und immerdar und glaub' an mich!“

Krampfhaft umfing er des Freundes starke Faust. Als er das besonnene Feuer in den treubewundernden Augen sah, wollte er andächtig und

dankebar die Hand küssen. Doch der Freund zog ihn an die Brust und strich ihm seine heiße Stirn, hinter der ein Krater dampfend qualmte, der stürmischen Ausbruch vorbereitete.

Sie saßen schweigend, bis das Blut wieder ruhiger strömte.

„Hast du meinen „Eroberer“ gelesen? Was sagst du dazu, Scharffenstein? Dem Hoven gefällt er nicht; dem ist er zu wild!“ Schillers Blick bohrte und wühlte im Freund.

„Er ist schön und hat Kraft für drei. Kraft kann ich nicht tadeln! Ich meine, Schiller, die Welt wär’ besser, läse und beherzigte sie deinen ehernen Worteprall. Man höbe die Menschheit höher, wenn Ehrgeiz und Ehrbegier schwänden.“

„Und das Versmaß? Die Bilder? Sieht jedes Wort am andern? O sag! Der Petersen hat drüber weggelesen, als glaubte er nimmer an mich.“

„Ich glaub’ an dich!“

„O Scharffenstein!“ Vor innerer Erregung schluchzend umfing er aufs neue den Freund. „Du glaubst an mich! Weißt du, was das Wort in meine Abern gießt? Zehntausend Hölle reißt es ein und tötet den pestilenzialischen Anhauch der Kleinmütigen. Es schmeißt die Pygmäenbrut ins Dunkel und gibt mir Kraft.“ Er ballte die Faust, daß der magere Arm erzitterte; unter den buschigen Brauen schoß ein fremder Blick

hervor. „Kraft! Kraft! O Ewiger, ich fühl' mich am Grabeßrand noch einmal stark und die Harpyen weichen! Scharffenstein, Scharffenstein, ich muß ein Dichter werden, dessen Name durch die Welt läuft. Aus diesem Schwabenhirn muß sich ein Werk aufbauen in die Ewigkeit, und ich werd' das ragende Haus den Menschen schenken, damit sie drin wohnen in Freiheit; ich aber will dann still beiseite gehen und weinen, weinen vor Glück, daß ich Armer schenken durfte, weil es mir selber versagt war.“

„Du bist groß, Schiller!“

„Doch ich sitze da und erlebe nichts! Scharffenstein, ich sitz' in Papieren, statt in der pulsenden Welt, deren eisernes Räderrollen ich kaum höre. Heißes Wollen und Eingengtsein rennen wider einander an in mir. Lasest du Klinger? Wie die feindlichen Brüder, Karl, der Edle und Kühne, mit der Bruderkanaille, voll Heuchelei und Feigheit, kämpft, so kämpft Gutes und Böses in mir und ich kann's nicht gestalten, weil ich nicht Ruhe der Betrachtung hab'. Meinen „Studenten von Nassau“ hab' ich verbrennen müssen; man hat mir zu oft hineingetrommelt und hineingelärmt mit unnötigen Dingen; sonst hätt' ich früher klar gesehen: ein Libertiner darf nicht durch Selbstmord enden. Gib mir die Fassung der Ruhe, die gefestigte Gelassenheit im Schicksalsswalten, die Fähigkeit,

falsch zu sein und anders zu reden als zu denken. Das Rückgrat, daß ich nicht zittere, wenn der Seeger winkt. Wie des göttlichen Beaumarchais' Anschleichen in der hinterhältigen Rede, so muß des Dichters Wesen sein! Göttlich, göttlich ist das gebracht, Scharffenstein! Wie ein heuchlerischer Schmeichler und Schuft benimmt er sich, um Gutes zu wirken. Wer das so könnte! Wer die behagliche Temperatur des Gemüthes hätte! Wer das Geld oder die Macht dazu hätte oder: nein, laß' mich leiden, aber gib mir einen Stoff, Scharffenstein; zehn Jahre meines kurzen Lebens, mein letztes Hemd, für einen Stoff, an dem ich mich weihen kann! Ich bin wer, vertraue mir! Ich darf dir ja glauben, Scharffenstein! Scharffenstein, wenn sie in mir läsen! Wenn sie in mich sähen! Gott wird mir viel zu verzeihen haben, denn ich sündige viel in jähren und wilden Gedanken! Doch: ich will Gutes!"

Mit der Hand fuhr er die schweißnaße Kehle entlang; seine Rede ging nun in scharfer Freude bebend, an die ringenden Mächte in ihm, die nicht mehr zur Ruhe kamen. „Wohin reißt ihr mich noch, stürmische Gefühle? Wollt ihr mich segnend ins Verderben schmeißen? Es sei!!" Und er breitete strahlenden Auges die Arme. — „Scharffenstein, Scharffenstein! Trau' mir und keinem andern! Halt' zu mir und in einer

kleinen Weile liegt die Welt uns zu Füßen!" Im sehnenenden Überschwang umarmte er den heißgeliebten Freund, sie küßten sich — eine unschöne Stimme riß sie auseinander.

"Kommet hinunter in den Saal, ihr Verliebten! Eine Neuigkeit! Die Akademie ist nach Stuttgart verlegt! Wir übersiedeln!"

"Von wem weißt du's, Voigeol?"

"Kühlt euch erst ab!" Er stob mit anzüglichen Lachen zur Thür hinaus.

"Voigeol ist kein edler Mensch! Scharffenstein, hüte dich vor dem!" Schillers Augen warnten.

"Zuchhei!" Der Kopf sprang durch die Thüre herein. „Nun kriegen meine Fähigkeiten die große Welt, die sie zur Entfaltung brauchen! In Stuttgart mach' ich Karriere! Dort gibt's Weiber, die einen kräftigen Kerl soutenieren! Und dein Vater, Schiller, wird Garten-Intendant auf der Solitude! Weißt du's schon?"

"Scharffenstein!!" Friß Schiller preßte hocherregt, in jäher Angst, des Freundes Hand. „Ich hab' seit Tagen nicht an zuhause gedacht. Daß gab es in mir noch nie! Vater und Mutter vergaß ich über dir. Scharffenstein! Sprich mich ledig durch dreifache Lieb'! Scharffenstein!!"

Ueber den sonnenhellen Vorhof des riesigen Kasernengebäudes, das die Landstände der einst dem Herzog zu Stuttgart erbauen mußten, und das nun seine Akademie barg, schritt eine Gruppe von Menschen.

Ein kleiner, behäbiger Herr ging in der Mitte, lebhaft mit lachenden Augen herumwandernd, in denen die Güte und Fröhlichkeit einer selbstlos zufriedenen Seele wohnten. Gesenken Hauptes und aufmerksam hirschend, zogen die jungen Gestalten an seiner Seite, die Böpfe wehten im Wind und die Rodschöße flogen. Wenn der dicke Herr sprach, drängte die jugendliche Schar in aufnehmender Wissensgier näher, um nur ja keines der Wörtlein seines klugen Mundes zu verlieren.

„. . . Vom kleinsten Teil aufwärts baut sich durch jede Kreatur und durch den Menschen die Zweckmäßigkeit der Welt, bis hinaus in die Ewigkeit des Weltganzen zum Weltenschöpfer. Eines jeden Leistung bereichert die Gesamtheit, eines jeden Mißthat beleidigt die Welt!“ Er machte im Dozieren eine kleine Wendung nach rechts.

„Das müssen Sie auch, Schiller, in Ihrem „Rossmus von Medici“ bedenken! Wenn Sie den Franz Pazzi mit den schlechten Eigenschaften eines Nachsüchtigen begaben, mit der Gehässigkeit eines liebegirrenden Verbrechers wider die hochstehende Brudersseele, so müssen Sie folgerichtig auch zeigen, wie der Böse am Ende in die eigenen Schicksalsstricke fällt. Denn nie darf das Böse triumphieren im Weltenbau! Denken Sie immer, daß das jüngste Gericht am Ende steht; das ist die Belohnung und Bestrafung aller! Des Dichters Verpflichtung ist es, auch den Kampf in der eigenen Brust, zwischen leidenschaftlichem Drang, den ich bei Ihnen hochachte, und willensbeherrschter Pflicht, in die Sie sich noch schicken müssen, siegreich zu Ende zu führen. Denn der Dichter ... Hören Sie mir zu! Was ist denn heute wieder los mit Ihnen? Schiller? Warum so kleinmütig und niedergestimmt? Es ist doch wahrlich kein Grund dazu vorhanden. Ganz im Gegenteil. Schiller! Es ist schönes Wetter und die Sonne lacht. Schauen Sie nur! Lachen Sie mit!“

Fritz Schiller ließ die Blicke nicht vom Boden; verzweifelt und hastig schüttelte er den Kopf zu seines Lehrers gütigem Wort. „Sagen Sie nicht „Dichter“ zu mir! Ich bin schwach und kann nichts! Als Jurist hab' ich's zu nichts gebracht und . . .“

„ . . . Und als Mediziner haben Sie jetzt gute Noten,“ fiel Professor Abel kopfschüttelnd ein, „so ist es, Sie Grillenfänger! Seit Sie umgefattelt haben, geht es doch prächtig! In der Arzneigeschichte haben Sie sogar: ‚recht gut!‘ Na also! Was wollen Sie denn noch? Philosophisch seid ihr gegen den Ehrgeiz und faktisch frißt er an euch, wie der Adler an des Prometheus’ Leber. Ja, ja: es ist euch in jungen Jahren zu viel in den Kopf geschoppt worden, sit venia verbo, dabon kommet die kranke Eier nach oben! Na also! Schiller, das ist mit der Zeit zu reparieren. Kopf hoch! Nur nicht gleich wieder aus allen Himmeln gefallen! Gut Ding will Weile haben, drum gehet es zähe am Anfang. Nützte der heutige Unterricht so wenig?“ Er hob lächelnd den dicken Zeigefinger. „Frei angewendet hieß es doch: ‚der Himmel verhüte, daß ihr mich fähig haltet, eure ernsthaften und großen Angelegenheiten zu vernachlässigen, wenn sie bei mir ist . . .‘ Wohl ist’s im Poetenstück die Desdemona, die der tapfere Mohr meint und bei Ihnen, Schiller, ist’s, sagen wir: die Kleinmut! Weil:“ lachte er von neuem und rezitierte feierlich. „‚der erste Genuß die Hitze junger Begierden mehr gereizt als befriedigt hat.‘ — Nichtwahr, Freund Schiller?“ und er lachte, daß ihm das Bäuchlein flog.

„Zitieren Sie nicht, Herr Professor,“ bat

Schiller und biß gequält in die Lippe, „ich ver-
tröche mich am liebsten; wenn ich das höre!“

„Hoben, Scharffenstein! Was hat er denn
heut'? Ihr seid doch von der ästhetischen Asso-
ciation? Wisset ihr nicht, was er hat?“ Auf-
richtig besorgt sah Professor Abel im Kreise seiner
Getreuen herum, „in der Psychologiestunde war
er doch noch lebhaft wie je?“

„Das da ist schuld!“ sagte Scharffenstein und
zeigte auf das Buch, das der geliebte Professor
unter dem kurzen Arme eingeklemmt trug, „der
hat's ihm angetan. Und ich versteh's! Aber,
es wird vorübergehen!“

„Das Buch ist schuld?“ Fast entsezt fuhr
Professor Abel herum und starrte argwöhnisch
den dicken Pappband an, als brennte er. „Shake-
speare, Theatralische Werke, übersetzt von Herrn
Wieland?“

„Der Engländer! Solche Kunst wächst nur
in freiem Land!“ Friß Schiller fuhr mit
flackernden Augen auf und die Seelenpein ent-
lud sich: „D e n kann ich dulden über mir!“ Wie
eine Last fiel's von ihm. „Herr Professor!“ bit-
tend streckte er die Hand und die ganze Gestalt
flehte und drängte. „Wollen Sie mir das Buch
leihen? Ich bitte drum! Sie wissen nicht, was
es mir werden kann!“ Die sehnstichtige Hand
zitterte und das sommersprossige Antlitz war

tobbleich. Wie Gier war's im entrückten Blick der Jünglingsaugen.

„Von Herzen gern! Von Herzen gern! Da, haben Sie's!" beeilte sich der freundliche Lehrer und lieferte hastig das Buch aus, „aber wenn's aufgegriffen wird, sagen Sie nicht unnötig, daß es von mir sei. Denn es ist ja verboten!" betonte er mit listigem Ausdruck. „Na, ist jetzt wieder alles gut, Schiller?" Er schlug ihn ermunternd auf die Schulter.

Wie ein Heiligtum verbarg Schiller das Buch in der innersten Tasche seines stahlblauen Rockes, der nun noch ediger und unförmiger von ihm abstand als früher. „Sie sind ein Engel, Herr Professor!" glühte sein dankbares Wort auf. „Nun bin ich stark: Shakespeare weilt unter meinem Dach!"

„Na, na," lachte Abel! „Nicht übertreiben! Ich weiß zwar, daß Sie billig sind mit der Verleihung großer Titel und Worte. Ich weiß! Das ist die *Licentia poetica*! Aber: man kann auch übertreiben! Gestern haben Sie, Schiller, den Rapf „Allmächtiger" genannt. Mit solchen Ausdrücken sollten Sie vorsichtiger sein; bei aller Hochachtung vor Rapfs großen Verdiensten im Schwimm- und Turnunterricht! — Spüren Sie 'was, Rapf," wandte er sich sarkastisch an den Grinsenden, „von einer Allmächtigkeit in sich?"

Sie blickten sich schlau und augentwinkend an.

Peterßen lachte dröhnend. „Sollen wir's ihm sagen?“

„Natürlich!“ nickten sie, ein wenig verlegen, und Schiller rief: „Professor Abel verrät keinen Freund!“

„Schiller heißet mich nämlich den ‚Allmächtigen‘“, sagte Kapf und warf sich in die Brust, „weil ich der kühnste Akademieverfolger bin und die Kontrebande ohne Tadel einschmuggle. Gestern waren es Schnupftobak und Knackwürste.“

„Das sind die Sünden Numero 2 und Numero 17,“ belehrte Peterßen. „Es ist nämlich jeder Gegenstand, der uns fehlt und verboten ist, numeriert, der *économie* wegen.“

„Ihr seid ungeahnte Lumpen!“ lachte Abel, daß ihm das Wasser in die Augen trat, „ich werde mich, durch meinen vertrauten Umgang mit euch, noch um meine ganze reputation bringen. Unglaubliche Frechheit! Wie machen Sie das eigentlich, Kapf? Ihr dürft doch nur Sonntags, von Aufsehern umschwärmt, in die Stadt?“

„Während der Religionsstunde steig' ich zum Fenster 'naus; der Kathedervater sieht und hört nichts!“

„Ihr seid unglaublich desperate Kerls! Aber es gefällt mir.“ Abel klatzte sich hocherfreut auf den gehobenen feisten Schenkel. Eine Turmuhr schlug. „Guck' einmal,“ sagte er verwundert zu sich und schüttelte den Kopf, „höchste Zeit zur

Frauenvorlesung zu gehen, und meine Lesegesellschaft brauchet mich auch. Was noch, Schiller?"

"Haben Sie, Herr Professor, wirklich in Stuttgart drinnen für die Armen von Schorn-
dorf gesammelt?"

"Man muß human sein, sonst stimmt das
logische Kalkül nicht! Adieu!" Und er nickte ihnen
allen freundlich zu, „auf Wiedersehen, meine
Freunde!"

Mit einem lauten Knall fiel, vom Winde ge-
worfen, das Tor zu, das die Jugend vom Leben
trennte. Sie seufzten und wandten sich langsam
zurück.

Eine Viertelstunde war nach dem Bade frei-
gegeben. Die Akademisten durften diese Zeit in
der Sonne herumstehen und ruhen. Nun schied
der Damm, der das Bad in adeliges und bürger-
liches Wasser trennte, nicht mehr. Man stieß und
puffte sich nach Herzenslust und erzählte Fi-
störchen.

Kapf, der seit neuestem am liebsten Wieland
las, der für Götterliebschaften und gewagte
Szenen gestorben wäre, stand in heißem Feuer,
denn der Haug lachte ihn aus und wollte selber
reden. Doch das gab der Kapf nicht so schnell zu.

"Ich weiß es doch," schrie er und fuhr wild
mit den Armen herum, als finge er schwirrende

Räfer ein, „der Herzog hat den Herrn v. Deutrum zu seinem Reisemarschall ernannt, damit Er allein mit der Franzele in die Karosse kam. Stundenlang hat dann der pätzige Deutrum im Schlosse auf den Herzog geharrt, derweil der sich mit seiner jungen Frau vergnügte. Und dann hat er dem buckligen Marschall zu den Hörnern gratulieren lassen, die ihm eben gewachsen wären und hat ihn allergnädigst seines schweren Dienstes wieder enthoben; da hat der alte Kerl endlich gemerkt, woher der Bartel seinen Most holt.“

„Bist du fertig?“ fragte Haug wieder, mit der ihm angeborenen Impertinenz, „kann ich jetzt auch ein wenig reden?“

„Hurrah das Franzele und alle schönen Weiber!“

„Kluger ist's, denen hoch zu schreien, die's hören,“ Chevalier Haug lächelte fein, „dort nützet es dir vielleicht beim Abschreiben deutscher Sätze. Schrei: Hoch Schiller! Er ist gedruckt!“ Und er hielt, mit halb ernster und halb lachender Gebärde, ein Papier hoch.

„Was?“

„Wo?“

„Der Schiller!“

Ein wüthes Gliederdrängen und Kopfgeranke bedrängte das Zeitungsblatt, das Haug gelassen in die Höhe hob. „Hände weg! Ihr wedet ihn anders auf! Pst!! Der Abend will geehret sein!

Schillers Elegie heißet nämlich: „Der Abend.“ — „Haltet endlich das Maul!“ er wandte sich, nun ehrlich grob, an die Kratwallmacher. „Ich lese vor! Ruhig!! — Was wollt ihr wissen?“ Er rückte ihnen das Ohr entgegen und schüttelte den Kopf. „Nein; es ist bloß mit „Sch“ unterzeichnet; sonst fräße ihn der Herzog zum Frühstück auf; das ‚Schreiben‘ ist doch verboten! Was ist? Du bist doch ein . . .“

Fritz Schiller hatte ihm das „Magazin“ aus den Händen gerissen und war zur Seite gesprungen. Gierig sog er das Glück der spendenden Druckerchwärze in sich. Hochroth und des heftigen Ehrgeizes zum erstenmale Herr, barg er das Blatt hinter dem Busenstreif. „Nur du, Scharffenstein, du sollst's sehen! Dir zeig ich's, wenn wir allein sind!“ Und seine Augen umarmten die Welt.

„Natürlich! dem Scharffenstein!“ äffte Voigeol streitsüchtig nach, „mir scheint, ihr zwei seid überhaupt verheiratet! Zeig' her, Schiller; ich will's sehen!“ sagte er kurz und herausfordernd.

„Ich zeig's nicht! Ich zeig's nicht!“ lachte Schiller, vom inneren Jubel und Rausch nun völlig beherrscht, „und wenn du dich auf den Kopf stellst, ich zeig's nicht!“ Er tanzte im Kreis und schwang sein Werk.

„Gib her, — P o e t!“

„Nein!“

Das Balgen wurde scharf und heftig, weil in Boigeols Augen der Reiz blühte. Mit dem Kopfe voraus rannte Friß Schiller heldenmütig seinen Feind an, daß der ins Wanken kam. Mit den langen Beinen stieß er wild nach ihm, doch der andere war stärker. Unter dem anspornenden Gelächter der kritisch Umstehenden wurden die Fausthiebe wuchtiger und schneller. Keuchend hielten sich die Gegner umschlungen, mit einem Male rollten sie auf dem Boden. „Schiller, ich zeig' dich an!“ — „Anzeigen? Profobilbrut! Konfiszierter Kerl! Ich will dir die Falschheit versalzen!“ Mit der Faust schlug er entriistet den andern ins Antlit und warf so erschrecklich die langen Beine herum, daß Scharffenstein, Hoven und Petersen, die Rettungsmannschaften, fast zu Boden gefegt wurden und eilig flohen.

„Was rottieret sich da?“

Sie kannten sie allzu gut, die laute Stimme, und drängten ängstlich zusammen, wie Schafe, wenn der Adler eines der ihren schlägt. Der Herzog stand vor ihnen, ihre Blicke lagen am Boden. „Was ereignete sich?“ fragte er noch einmal.

Unersehroden gab Haug die Antwort: „Zwei Söhnleins, Herr Vater, spieleten Rain und Abel.“

„Salt' Er sein Maul, Chevalier! — Doch der Gedanke war gut; Er ist ein feiner Kopf,“ wohl-

gefällig brach die Spitze des herzoglichen Bornes ab. Lauf' Er, Haug, zum Intendanten und meld' Er dem, daß Wir sehr konsternieret und ungnädig seien, weil man Unsere Böglinge allein läßt. Bleib' Er!"

Am Ende des Hofes wurde die galoppierende Gestalt Herrn von Seegers sichtbar. Der Herzog sah ihm finster entgegen. Die Akademisten freuten sich.

"Wenn du den Schiller angibst, Voigeol," flüsterte Petersen, "dann hau' ich dir, I e b e n s- l ä n g l i c h , jeden Tag dreie herunter!"

Karl Eugen fuhr los:

"Herr Intendant, bemühen sich selbst? Zum Teufel hinein; sind meine Akademisten schlechter als Seine Flöh'? Die betreuet Er sicherlich und weiß, was sie treiben."

Herr von Seeger keuchte noch vom schnellen Lauf. "Herzogliche Durchlaucht, wir hielten heute Razzia durch die privaten Schatullen und Verstecke der Böglinge, da brauchten wir alle Mann; es wird nie mehr vorkommen!"

"Laß Er's gut sein! Habt ihr was gefunden?" Karl Eugen war nun ganz kleinliches Interesse und Neugier.

"Papier und Riele beim Schiller, die nicht aus der Anstalt sind und Unterhaltungsbücher von neumodisch minderer Ware. Auch sonst und bei andern war viel Beute zu konfiszieren."

„Papier und Kiele! Lasset Er das Spielen noch nicht sein? Schiller! Komm' Er her!“ fuhr ihn Karl Eugen an. „Fürwahr, im häßlichen Bau wohnet auch eine häßliche, unaufrichtige Seel'. Da hat Er Seine Maulschelle! — Und Ihm, Seeger,“ wandte er sich an den ergebenen Intendanten, „Ihm schick ich ein paar neue Unteroffiziers, wenn Er zuwenig Kontrollöre hat. Ich hab' genug, die unnötig fressen! Übrigens: ich bin Ihm wieder wohl affektionierter!“

Herr von Seeger strahlte, er senkte dankend das tabellos frisierte Haupt. Vielleicht war die Gelegenheit günstig? Er sagte: „Mit permission und im Gehorsam ersterbend meine ich, daß die Herren vom Zivil mit allzufreien Worten im Unterricht verbürben, was wir von der Zucht in Wochen bauten. Es wäre doch profitabel, die Professoren temporär auch . . .“

„. . . Zur Zucht heranzuziehen? Ich kenn' Seine Raunzerei auswendig, Doch da wird nichts daraus, so sehr es Ihm auch paßte.“ Karl Eugen lächelte flug. „Die Professoren sind für die Köpfe und nicht für die Hintern da! Wer den Geist bildet, der soll keinen Zwang ausüben. Wie ich's erdacht und angeordnet hab', ist's gut und so bleibt's! Aber ich schick ihm auf jeden Fall ein paar neue Unteroffiziers, damit Er die „Rotte Korah“ besser zu Paaren treibt. — Ja, Bürschle,“ er sah lächelnd die Akademistenchar

an. „In einer verführerischen Stadt wie Stuttgart, muß man auch den Freßkorb höher hängen.“ Und mit gekniffenem Aug' dachte er an die volle Nackenform der jungen Wienerin in der école des demoiselles, die sein gutes „Franzele“ leitete. Er seufzte. Die Wienerin war ein verflucht schönes Frauenzimmer; er spürte das Blut im Kopfe hämmern.

„Ich geh' jetzt die école des demoiselles im alten Schloß inspizieren,“ sagte er mit Kälte und Fassung zu Herrn von Seeger, „wenn ich zurückkomme, ist Konferenz über das sittliche Betragen der Böglinge. Laßt inzwischen die Professoren holen, damit sie alles vorbereiten.“

. . .

Des Freundes höchste Gabe ist es, selbstlos den Worten des andern zu horchen, der feste Punkt zu sein, auf den die wirren Gedankensträhne des Ringenden sich schieben dürfen; die horchende Güte glättet, wie eine sanfte Mutterhand, wortlos, das Chaos.

Fritz Schiller lief im Labyrinth seines Shakespeare-Fiebers herum und fand nicht den Ausweg:

„Scharffenstein, so herzlos wie Shakespeare muß ich werden; ich muß in höchsten Flammen

der Begeisterung den frechen Witß zur Stelle haben, dann erst steh' ich über den andern. Überhaupt: Shakespeare!! Der Kerl zermalmt mich. Nirgends ist er zu fassen und stehet doch überall. Plutarch überlieferte des Themistokles Worte: „Die Vorbeeren des Miltiades lassen mich nicht schlafen!“ Mich lassen des Briten Siegeskränze nicht mehr ruhen! Du weißt, Scharffenstein, daß ich seit Tagen keine Stunde Schlafes fand. Doch das ganze Leben muß gewagt werden für eine heilige Sache!“

„Sei ruhig! Es kommt jemand,“ sagte Scharffenstein hastig, der auf Schillers Bettrand in Ruhe saß und rutschte eilig herab, „tu' auf jeden Fall die Bücher unters Bett, sonst mußt du wieder in den Karzer.“ Und er horchte angestrengt, durch die schwarzen hölzernen Stäbe, in den Mittelgang des Schlafsaales hinaus, in dem ein schneller Schritt kam. Haargenau ausgerichtet standen die perlgrauen Betten der Böglinge in ihren käfigartigen „Appartements“.

„Fürchtest du dich?“ fragte Schiller verächtlich, „furchtlos und treu' ist ein Männerwort!“

„Sei ruhig; es kann der Herzog sein! Ich will nicht als Lügner vor ihm stehen: ich hab' ihm versprochen, jetzt an der Rede zu feilen, in der ich seine Meinung verteidigen soll.“

„Darf, mußt du sagen, Scharffenstein!

Laufsch' nicht, als fürchtetest du dich! Wer nichts fürchtet, ist mächtiger als der, den alles fürchtet!"

"Es ist der Hoven!" sagte Scharffenstein erleichtert.

Schillers Brauen schlossen sich witternd, er sah, daß der Kommende etwas in der Hand auf dem Rücken trüge. Die Nasenflügel bebten; gierig auf neue Erregung fragte er: „Was bringst du?"

Fritz von Hoven war dunkelrot im Gesicht; der schnelle Lauf und die augenscheinliche Erregung taten das Ihre. Er schüttelte trotzig den Kopf. „Ich zeig' dir's nur, Schiller, wenn du allein bist." Er sah eindeutig auf Scharffenstein.

„Na, da will ich gehen," sagte der gutmütig und nicht freundlich Schiller zu: „Du liest mir halt am Abend vor, was du an deinem „Rossmus" neu geschrieben hast. Adieu!" Und die aufrechte Gestalt verschwand, in Ruhe schreitend, hinter den Säulen, die die schön gegipfte Decke trugen.

„Was hast du, Hoven?"

„Ich bin aus dem Anatomiezimmer davon-
gelaufen," sagte Hoven schweratmend, „trotzdem wir heute einmal eine wirkliche Leiche haben. Du verdienst es nicht . . ." Der eifersüchtige Vorwurf gelang nicht, als er seines Jugendfreundes fiebrige Blicke sah. „Du willst einen dramatischen Stoff? Ich hab' einen! Da! Im

„Magazin“ veröffentlicht ihn Herr Schubart
„Zur Geschichte des menschlichen Herzens.“

„Zeig her!“

Fritz von Hoven hielt krampfhaft das Blatt fest, das ihm seltene Gewalt gab. „Er stellt den Stoff ausdrücklich einem deutschen Genie zur Verfügung, damit, wie er sagt, bewiesen werde, daß auch in Deutschland große Leidenschaften und große Charaktere zu Hause seien. Warte! — Er schreibt wörtlich: „ . . . obgleich wegen der Regierungsform der Zustand eines Deutschen bloß passiv ist, so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben und handeln; so gut als ein Franzos oder ein Brite.“

„Oder ein Brite! Ein Brite! Das gehet auf Shakespeare! Zeig' her, Hoven, wenn du mein Freund bist!“ Das Papier kreischte auf.

Heller und schärfer denn je, sah die Sonne durch die Fensterfront auf Schiller, dessen lesender Kopf, wie abgebrochen, nach vorne hing.

Totenstill war's im Saal, nur eine Fliege stieß an die harte Wand.

Keinen Blick ließ Hoven vom lesenden Freund. Die Lippen bewegten sich ununterbrochen, das Gesicht zuckte, die Hand wühlte im Haar und der Fuß stampfte auf. Stoßweise und zusammenhanglos kamen Worte aus einer gewürgten Kehle. — „Zwei Söhne von ungleichem Charakter . . . Karl! Ein Genie! Duckmäuserisch

und gelotisch der andre! . . . Verbummelter Student . . . Brief unterschlagen! Kanaille! Kanaille! . . . Er rettet unerkannt den alten Edelmann, den der zweite will beiseite schaffen lassen . . ." Er sah auf, gegenstandslos, wie ein Blinder. Gleich einer Tigerpranke zerknüllte seine Faust Herrn Schubarts Erzählung. Ehern und wuchtig baute sich die kühne Stirn über der willensstarken Nase, die Lippen verachteten wie ein Herrscher die Welt! „Der Schluß muß tragisch enden!" sagte er hastig, als erhöbe sich tausendfacher Widerspruch gegen ihn.

„Kannst du's brauchen?" fragte Hoven zitternd vor Freude, und seine treuen Augen bettelten um eine gute Antwort.

Da kam jäh die Sicherheit des Stoffbesizes in Schillers Hirn. Ein Blitz zeigte ihm, für einen Augenblick, bezwungenen Weg. Jubelnd umschlang er den kleinen Freund, daß dem die Rippen krachten. Eine sinnlose Tollwut der Freude erfaßte ihn. „Hoven! Hoven! Merk dir den Tag! Es ist vollbracht! Es ist vollbracht! Ich will ein Werk schreiben, das sie verbrennen werden, ich will ihnen den Spiegel vorhalten, daß sie schauernd ihre Knechtseelen verhüllen müssen, daß ihnen das Mark in den Knochen starrt im Erkennen ihrer Kleinheit! Nun hab' ich das Schiff, in das ich mich verstauen kann! „Der verlorene Sohn" soll's heißen und — Franz ist die Nat-

ternbrut, in der sich alles Gift, alle Gemeinheit des irdischen Weltenjammer's vereinigt!"

Mit geballten Fäusten stand er und starrte nach des Herzogs ovalem Brustbild, das den Saal schmückte. Ein Trompetensignal schmetterte im Hof.

„Es ist Zeit, an die Propreté zu denken!" sagte Hoven ängstlich, „aber, nicht wahr, Fritz, du kannst den Stoff brauchen?"

„Brauchen? Wie Labfal dem Dürstenden, wie Balsam in die eiternde Wunde, so ist dein Geschenk! Hoven, hab Dank!!" Die Trompete schrie von neuem. Schillers Bühne knirschten und die Augen flammten. „Da soll der Mensch gedeihen!" Er setzte in den Haaren herum, daß der Puder flog. „Alles ist Schnürbrust!"

„Fritz," sagte Hoven kleinlaut, „du mußt heute vier Papillotten tragen, an jeder Seite, in zwei Etagen; heut ist die Parade ‚von Wert‘.“
„Shänengezücht!!"

* * *

Karl Eugen ging gemächlichen Schrittes mit Professor Abel den knospenden Akademiegarten entlang.

Die Fontänen der Badebassins plätscherten. Leise schwankten die kleinen Nachen im wohligh

kühlen Wasserspiegel, auf den die Bappeln der Allee verschwenderisch ihre Blütenfäbchen warfen. Im blauen Himmel jubilierten die Lerchen.

„Professor,“ sagte der Herzog und hielt die Faust auf dem Rücken, „ihr könnet sagen, was ihr wollt; der Rousseausche Freiheitsstaat, die Abkehrung von der schlechten Welt, ist bei mir realisiert!“ Er blieb stehen und sah Abel befehlend ins Antlitz; er fand nämlich, daß es Zeit wäre, ihm nun endlich und unbedingt recht zu geben. „Jeder Herr hat sein eigenes Gartenbeet, eine Quadratruthel, das er umbauen und bepflanzen muß. So Sorge ich auch, daß sie nicht den Zusammenhang mit der allmächtigen Erde verlören und auch sonst: Wir lassen ihnen manigfache Freiheiten, damit der Mensch erstärke. Sie wachsen wie die Tulpen dort, schlank und frei.“

„Die Tulpen werden enttopfet und herausgesetzt, wenn es die herzogliche Durchlaucht befiehlt. Die Freiheit, die g e w ä h r t wird, ist keine Freiheit! Sie muß als Selbstverständlichkeit vorhanden sein, als etwas, das, wie Luft und Sonne, danklos genommen wird. Nicht wie die Tulpen sollen die Burschen wachsen. Wie die T a n n e n im Wald! Hier seh ich weitem keine Tanne! Landesfürst und Rektor in einer Person! Das ist nicht logisch! Dem Rektor muß man widersprechen dürfen; wer aber dem Rektor wider-

spricht, der widerspricht dem Landesfürst. — Diese Verwandlung wird gerne vorgenommen und das bringt dann Unglück.“

„Er redet immer für die Buben! Ich trage niemals nach!“ Karl Eugens Blick, der von viel gutem Willen sprach und doch in die Irre ging, wurde vom biden Professor fest zurückgegeben. „Ich kenne die Philosophen, lieber Abel; wenn Er auch innerlich lächelt. Ich weiß schon, Er ist ein kluger Kopf, aber . .“ Karl Eugens Nebendenken wurde übermächtig und brach die ungeordnete Rede ab, „ich will von Seiner Meinung profitieren!“ Hastig nahm er die Notiztafel und notierte Abels geistiges Eigentum. — „Wenn ich das nächste Mal öffentlich disputiere, soll's über die Selbstverständlichkeit der Freiheit — wie Luft und Sonne! — sein.“ Er stellte das Täfelchen in die Tasche zurück und schritt befriedigt weiter.

„Daran, daß ich jetzt Überstunden der geistigen Arbeit anordnete, daran wird Er nichts ändern! Und die Privatarbeitszeit muß auch durch Vorschriften geregelt sein, sonst nützen sie die Bursche nicht richtig aus. Ich will mich vor der kaiserlichen Majestät nicht blamieren; ich hab' so meine Pläne; die zu Tübingen sollen sich schwarzgichten! Ich will der kaiserlichen Majestät imponieren! Sollen den jungen Herren nur deswegen ein bißle die Köpfe rauchen, das schadet nichts.“

Man imponiert der kaiserlichen Majestät nicht leicht; sie ist ein sehr gescheiter Herr, der ein scharfes Maul hat und Augen, die alles sehen. Seine Frau maman scheint nicht sehr entzückt von ihm, er behandelt den Glauben etwas négligeant. — A propos! Glaubt Er, daß es wirklich ein gerechtes Jenseits gäbe, wie immer geprediget wird? Ich mach' mir nicht viel aus den Thosen nach meinem Tod, denn — nichtwahr! — was ist Glück und Seligkeit? Für den einen ist's so, für den andern so; für mich ist's sicher höchst ennuyant." Als er sah, daß sich Abels Stirne verfinsterte, griff er beschwichtigend nach des Gefragten Arm. „Laß' Er die Antwort! Ich vergaß, daß Er geistlich gebildet wäre. Lassen wir das Raten; wir erfahren's ja doch! . .

„Aber Seine Begrüßungsansprache an die kaiserliche Majestät muß sich gewaschen haben; das wollen Wir Ihm raten! Ich will bald das Konzept sehen. Es muß Temperament drin sein, Feuer und viel Wissenschaft, sehr viel Wissenschaft! Der Josephus soll Augen machen, wie gescheit Wir sind! Er hat auch kluge Leute in Wien; die müssen alle vor Uns auf dem Bauche liegen. — Mich müßet ihr natürlich erwähnen! Vergesst nicht, daß ich alles geschaffen hab', und daß dazu ein Kopf gehöret, der mehr wert ist als die andern, die nachfolgen. Ihr wißet schon!" Er tätschelte des andern Arm und vergaß, daß seine

Anstalt selbst eine Nachahmung andrer wäre. „Meine Gnad' wird dafür nicht ausbleiben, Herr Prorektor! Ich schätze Ihn sehr! Will Er heiraten? Ich hätt' jemanden. . .“

„Wollen, herzogliche Durchlaucht, mir die Gnade vorenthalten! Wenn ich eine Herzensgefährtin wähle, so wähle ich sie selbst; denn es ist das anders und bleibender bei uns gewöhnlichen Menschen.“

„Meinet Er vielleicht auf Unsere privaten Verhältnisse anspielen zu müssen?“ Karl Eugen sah seit langem, daß Franziska von Hohenheim unter dem ungesegneten Bunde litte, der sie vom Genuß des Abendmahles ausschloß und sie menschenfeindlich machte. Die Wut, daß seine eheliche Gemahlin noch nicht sterben wollte — früher war an eine neue Eheschließung nicht zu denken — verband sich nun mit dem Gewissen, das in ihm sittliche Anstalten traf, seit die Philosophie sein gehorsames Stedenpferd sein mußte. Er schrieb erbozt Professor Abel an: „Meine privaten Verhältnisse gehen Ihn einen Dreck an!“

„Ich meinte bloß, herzogliche Durchlaucht, daß es sich nicht gehörte, daß Sie, aus diesen Gründen, von einem Eleben ein Gedicht auf mich machen und mir zusteden ließen. Das untergräbt den seelischen Gehorsam und passet drum nicht! Übrigens, herzogliche Durchlaucht: ich bleibe auch unverheiratet hier und geh' nicht nach Tübingen.“

Karl Eugen lachte befriedigt, weil er sich verstanden sah. „Lef' Er seine Leviten jemand anderm; ich bin zu alt dazu und hab' es Ihm wohl vermeinet. Wenn Er da bleibt, ist überhaupt die Sach' erledigt und am Ende.“ Karl Eugen sah den dicken Professor mit Wohlwollen an. „Damit Er wieder gut ist und zur Buße, will ich meinen Beamten erlauben, Seiner zuckersüßen Lese-gesellschaft beizutreten.“ Mit einem gnädigen Augentwink nahm er Abels dankbare Verbeugung entgegen. „Trotzdem ich die Volksbildung für Unsinn halte!“ Er sah den überlegenen Spott in Abels ergebenem Blick und erinnerte sich gerade noch zur rechten Zeit des eigenen Werks. „Das heißt,“ lenkte er hastig ein, „soweit die Bildung nicht in durchaus geschulten Händen liegt, soweit sie „nebenbei“ betrieben wird und die Geldmittel nicht reichlich vorhanden sind. Halb getan ist nichts getan! Ich hab' soviel für die Bildung meines Volkes unternommen, daß ich so sprechen darf. Jawohl! Des Danneders Vater, zum Beispiel, ist ein Pferdeknecht und wenn sein Sohn auch kein Länger wird, wie ich ihm's zuerst vermeinet hab', er wird doch immerhin ein Wildhauer, der sich kann sehen lassen. — Bitte, Herr Professor!“ Er blieb mit einer herausfordernden Handbewegung jäh stehen, weil ihn die Blöße von vornhin noch immer schmerzte. „Der Zunftsteg ist ein Sakaiensohn und komponiert die Musik,

die wir für die Böglinge aufführen. Ohne mich hätte er das nie erreicht! Und schließlich: der Schiller! Sag' Er, Professor, warum müssen die Schwaben eigentlich jeden Anlaß mit schlechten Reimen erschlagen? Der Schiller hat sein poetisches Talent, das mir übrigens viel Sorgen macht, auch nur bei mir und durch meine Gnade erlernt!" Nun hatte er sich wieder selbst beruhigt und legte im Weiterschreiten befriedigt die Hände auf den Rücken.

"Übrigens: der Schiller wird jetzt frech, der fühlt sich auf einmal; mit dem seiner traurigen Zeit sind wir am Ende. Verspüret Er's auch, Abel? Der Schiller kriegt ein festes Maulwerk."

"So? — Ja, ja," Abel lachte und wurde schwach vor Sympathie und Freude über die herzogliche Bestätigung seiner eigenen Beobachtungen, „mir scheint auch, er hätt' jetzt offeneren Blick? Nichtwahr? Ich finde das auch." Er ging mit gesenkten und versteckten Augen, damit sie nur ja nichts verrieten.

"Offenen Blick nennet Er das? Sehr gut! Gestern sagte mir Hauptmann Razmann, daß mich der Schiller nachahmte, wo er nur könnte. Jetzt paß' Er auf, was mir mit dem Schiller passiert ist! Nachmittags nahm ich mit der Frau Reichsgräfin die Parade ab und sagte gutgelaunt, weil die Kerls schön marschierten, zum Schiller: „Ich höre, Er macht mich gut nach? Also, wenn

Er mich ersenken kann, sei Er der Herzog und examinire Er mich einmal.“ Der Frechbachs versuchte sogleich, ohne sich zu fürchten, meine fürstliche Haltung, klopfte mit dem Stock auf den Boden, wie ich, und fragte mich kurzweg, ohne mit der Stimme zu wackeln, über mathematische Dinge aus, von einem Pythagoras, der was von rechtwinkligen Dreiecken sollt' erfunden haben oder was weiß ich. Ich hab' mich in den Schnidschnad' gefügt und verbrehle Antworten gegeben. Fuhr der Kerl nicht in seiner Heftigkeit auf mich los und schreit mich mit meinen eigenen Worten an: „Boß Sakerment, Er ist ein Esel!“ Gibt dem Franzele — der Frau Reichsgräfin, meine ich! — den Arm und will mit ihr davonziehen. — Na, ich hab' sie ihm wieder abgenommen, denn was täte er denn damit?“

Karl Eugen lachte und sah gutgelaunt die lange Front des Speisesaales entlang, den der Gartenflügel des Gebäudes enthielt. Professor Abel hatte schärfere Ohren; er schielte zu den Fenstern im obersten Stock, die offen standen, und aus denen fernegedämpfter, doch wüster Lärm drang. Er unterschied Friß Schillers scharfes Organ und des Kapf wieherndes Gelächter, auch Petersens Bierbaß schrie. Nun erschien ein gestreckter Arm über dem Fensterbord und hielt einen blanken Degen in die Luft ge-

streckt, hinter ihm wuchsen andre erhobene Arme. Der Wind trug einen vielstimmigen Schrei hernieder:

„Auf, in die böhmischen Wälder!“

Professor Abel zog eilig sein Schnupftuch und winkte heftig nach oben. Wie ein Spuk war alles verschwunden: sie hatten den Herzog erkannt!

Der hob den Kopf. „Was war das für ein Geschrei?“ fragte er argwöhnisch.

Professor Abel war die weißgewaschenste Unschuldselbst. „Die Sänger werden im Großen Theater, im Opernhaus, üben,“ sagte er gefaßt und verwendete unbefangen, jedoch völlig unnütz, die Schnupftuchfahne, die er verräterisch in der Hand hielt, für seine Nase. „Die Italiener schreien oft, daß man's bisher höret. Auch gestern war's so!“

Karl Eugens Kopf hielt schon wieder in andrer Gedankenstation. „Hätte Er, Abel, was dagegen, wenn ich den Haug als Professor für die schöne Wissenschaft und deutsche Schreibart be-riefe?“ fragte er mit gerunzelter Stirn.

„Durchaus nicht, herzogliche Durchlaucht; ich begrüßte es mit Freuden; er hat als Herausgeber eines patriotischen Literaturblattes, das schwäbische Talente in den Tempel des Geschmacks und Ruhmes einführt, und das vor allem Eurer Durchlaucht eigene Werke veröffentlicht, ein An-

recht auf die Auszeichnung.“ Professor Abel verneigte sich tief.

„Gut,“ sagte Karl Eugen, der Rektor, der seine Muttersprache nicht zu beherrschen vermochte und schwere Sehnsucht nach schwerstem Wissen trug, „er soll uns also die schönen Wissenschaften dozieren; vielleicht ist doch etwas dran, man weiß das nie vorher.“

Zwei „Neue“ zogen in den Rangierfaal ein. Wolzogen hieß der eine und hatte eine wunderschöne Mama, wie Papf eruiert hatte; der andre war Elwert, der Ludwigsburger Freund, dessen freudig erregte Augen suchten und fanden:

Ein Kreis horchender Kameraden umgab Fritz Schiller. Seit dem feierlichen Einmarsch der Akademisten zu Stuttgart, hatte ihn Elwert nimmer gesehen. Damals hatte sich Schiller bedrückt und gesenkten Hauptes im lärmenden Pauken- und Trompetenton, der dem heimkehrenden Herzog galt, einhergemüht, heute stand er in aufrechter Haltung und gestikulirte lebhaft und wild darauf los. Shakespeare hieß der Erlöser, der ihm nun den Mut gab, das unbekümmert und kühn ins Leben hinauszustellen, was bescheiden und verprügelt in ihm so lange nur dumpf und verschüttet geklungen hatte.

Elwert sah, daß Friß Schiller gewaltig in die Höhe geschossen war; es mochte von seinem Leibesmaß nicht viel auf fünf württembergische Fuß fehlen. Das hagere Gesicht zeigte ungesunde Blässe. Die überbaute Gestalt war in ständiger innerster Erregung, die sie fußscharrend und unaufrichtig gesenkten Hauptes zu verbergen trachtete, sobald einer der Aufseher in die Nähe kam. Die Augen hatten von der heimlichen Nachtarbeit entzündete Ränder, auf den Wangen brannten zwei rote Flecke, die langen Arme konnten nicht stille halten.

Baghaft kam Elwert näher, er empfand instinktiv, daß ihm sein Jugendfreund ent wachsen wäre. Feurige Worte rannten von Friß Schillers Lippen: „Klopstock ist schön und gut für die ungeweckte Kinderseele, für die hat er alles in Herrlichkeit, aber er siehet mit schwachen Augen, was Gott im Arger schuf. Er weiß nichts vom Rechte der Sinne, die den Leib regieren und den Geist gebären. Was, Hoven! Wir Mediziner wissen das besser! Leset Wieland und ihr werdet Klopstocks Enge begreifen! Er denket doch stets nur an sich und eitel galoppieren die Gedanken um's eigene Ich. Es gibt besseres im Land!“

„Schubart!“ rief Scharffenstein mit leuchtenden Augen und gab das Stichwort.

„Ja, Schubart! Klopstock und Schubart? Die Verbindung ist Frebel! Schubart dienet

dem Volke, der ganzen Nation, er fühlet die Verantwortlichkeit des einzelnen in seiner Brust, er will bessern und helfen; er sihet nicht an Fürstenthöfen wie Klopstock und mästet sich nicht; seine Feuerseele schleppt allein, als wär's ein Faden, die klingende Kette des menschlichsten Erzfeindes, der kleinlichsten Gehässigkeit; er verachtet die Fürstengunst und bekennet sich stolz als ein Teil des ganzen Volkes; er ist ein Teutscher! Er kämpft gegen Dummheit und Menschenhinder, gegen Sklavenseelen, Despoten und Jesuiten! Gegen alle, die seinen Aufstieg begehren, die höchstdemselben Dreckleben und seinen Verfechtern einen höflichen Diener reißen und die gebührende Reverenz bloß der Wahrheit und der Kraft verweigern."

Die atemlos lauschende Jugend jubelte auf. Es war plöthlicher, unerwarteter Lärm, als öffnete sich jäh die Thüre eines tanzersfüllten Saales, dessen Stimmgebrause nun voll ins Freie schlug. Sie klatschten krampfzig lachend in die erregungskalten Hände, seligen Taumels voll, daß ihr Führer ihrem verbißenen Denken stürmischen Ausdruck verlieh. Elberts Lippen bewegten sich; er sagte kleinlaut: „Herr Schubart sihet gefangen auf dem Hohen-Asperg."

Im Tanzsaal der jugendlichen Hoffnungen riß der lärmende Reigen; sie starrten den Sprecher an und holten Rath aus Schillers Augen. Die

brannten mit ahnenden Gladerflammen. Er fragte, statt jeder Begrüßung, mit jäher, befehlender Handbewegung den Freund, den er durch Jahre nicht gesehen hatte: „Erzähle! Was weißt du?“

„Ich hab' selbst den Herzog hinaufreiten sehen. Sie haben ihn eingekerkert.“

„Sie? Wer: sie? Er hat ihn eingekerkert! Er!“ Frik Schiller sanken die Arme. „Freunde, der Helbengeist ist in Ketten!“

Furchtbares Schweigen fiel über sie. Die Aber an Schillers magerem Halse, soweit sie die harte Halsbinde sehen ließ, hüpfte und sprang. Mit gebuckten Köpfen standen sie; jäh, in nächster Nähe, hatten sie den Sturmwind der absoluten Herrschgewalt, die völlige Rechtlosigkeit ihres Jahrhunderts verspürt. Schillers Unterlippe schob sich vor, das energische Kinn wuchs.

„Das muß jetzt noch lange nicht wahr sein,“ murrte Petersen, der sich nicht so schnell der Unabänderlichkeit ergeben wollte.

„Wie war's, Elwert?“

Der sah ängstlich im Kreise herum und bedachte, daß sein Vater charakterisierter herzoglicher Leibmedikus wäre. Doch Schillers Hand krallte sich in seine Schulter und die flammenden Augen rissen ihn die Worte aus der feigen Kehle. „Man hat ihn durch den Klosteramtmann von Blaubeuren einladen lassen und ihn so ins

Land gelockt. Nun bewachtet den Verhafteten, Herr Rieger."

"Ein Fatum ist über uns, dem auch der Tyrann nicht entgehen wird, Schubarts Unglück schreit nach Rache! Er wird . . ."

"Habet Acht! Stillgestanden! Der Herr Herzog kommt!" Das gliederbeherrschende Kommando warf die Reuchenden, Schwererregten in die Reihen. Sie standen starr und in mutloser Stille. Wie sorgenvolle, schlechtgefütterte Puppen sahen sie in den enganliegenden Uniformen aus, die geschniegelten Köpfe in eine Richtung gestellt.

"Er führet ein Buble bei der Hand!" schraubte Petersen, ohne die ausgerichteten Augen oder den gehorsamst geschlossenen Körper zu verändern, „er hat wieder den salbungsvollen Koller! Passet auf!"

Karl Eugen trug heute Uniform. Er schritt ernster und würdevoller als sonst. An seiner Hand ging zaghaft ein Knabe, den keiner kannte, der armselig, aber mit Sorgfalt, gekleidet war. Franziska von Hohenheim blieb mit gefalteten Händen im Saaleingang stehen; im tiefen Ausschnitt ihres Kleides sah Kapf das goldene Kreuz schwanke. Sie ließ keinen Blick von dem Knaben an des Herzogs Seite.

"Das ist der junge Schubart," sagte plötzlich halbblaut Elwert und erschraf zu Tode, weil sein

unbewußtes Wort in der stockgeborenen Stille entseßlich hallte und ihn Herr von Seeger, der gestern zum Oberstleutnant avanciert war, tiefböse und strenge ansah. Ein flimmerndes Zittern lief durch die Augenlinien der Schar, dann standen die Blicke wieder Hapt-Nacht.

Karl Eugen schritt langsam näher, bis er in der Mitte der Front angekommen war. Er luf-tete feierlich, komödiantenhast, den Hut. „Guten Morgen, meine Söhne!“ sagte er bedächtig und würdevoll. Prüfend sah er die reglosen Reihen entlang. Er befahl: „Heideloff, einen Achtel-schritt nach links!“ Als das geschehen war, stellte er Schubarts Sohn vor sich hin, daß dessen ängstliche Augen in die Reihen der Akademisten sahen. Die schmalen Bubenschultern dienten den herzoglichen Händen als Stütze und Kanzelbrüstung.

„Liebe Söhne,“ begann Karl Eugen im Predigerton und sah mit tiefem Ernst die strammen Glieder seiner zukünftigen Diener entlang, „ich hoffe, daß ihr es alle am eigenen Leibe erfahren habet, daß ich ein wahrer Fürst und Vater meines Volkes sei. Ihr seid mir hier in meiner Akademie, die in wenigen Tagen des Kaisers Majestät auszeichnen wird, ein Symbol fürs Land Württemberg. In gesteigertem Maße erfahret ihr meine Obhut! Meine gottaufgetragenen Pflichten erfüllte ich stets über das Maß!

Das kann mir eines jeden Blick und Wort bezeugen. Ist's so? Hoven!"

"Ja, Herr Vater!" würgte eine gezwungene Kehle, die vor Scham erstarrt.

"Weil wir aber alle Mensch sind, das heißt, da wir alle dem vorzüglichen Grad der Vollendung nur in die Nähe kommen können und ihn nie erreichen werden, so ist es unsere erste Pflicht, wenigstens der Vollendung näher zu streben! Es ist freventliche Missethat, wenn wir dies gottgefällige Streben leichtem Sinnes unterlassen, wenn wir unsere guten Gaben in Schmutz verwandeln und böses Beispiel geben. Solches hat, bis in die jüngste Zeit, dieses Knaben Vater, mein ehemaliger Organist Christian Daniel Schubart, in unflätiger und himmelanstinkender Weise getan. Er hat seine im Grunde nicht üblen Gaben dazu zu verwenden gewagt, Unsere geheiligte Person anzutasten und zum Gespött Ehrfurcht- und Gehorsamloser gemacht, was übel enden mußte, da er sich über Angelegenheiten zu urteilen vermaß, die seinen Untertanenverstand weit überstiegen. Die böse Sinnlichkeit, die Fleischeslust, war sein schlimmster Feind." — Karl Eugen schlug im Feuer der Rede so heftig auf sein Menschenfleisch-Ratheder, daß dem Knaben die Tränen flossen. Franziska von Hohenheim getraute sich nicht näher, sie hielt ihr feinseidenes Taschentüchlein un-

tätig in der Hand und wartete, bis ihres Gebieters wohlvorbereitete Rede gewunden zu Ende kam.

„Wir haben Uns also auf Unsere göttliche Sendung besonnen und Uns bemüßigt gesehen — nicht zuletzt zum eigenen Besten des Frevlers, um seiner Antastung fast aller gekrönten Häupter auf diesem Erdboden ein Ende zu machen und von der Erwägung ausgehend, daß es ihm bei Uns noch sicherlich am gelindesten ergehe, infolge Unserer aufgeklärten Denkweise — ihn auf dem Hohen-Asperg in sehr enge Verwahrung zu nehmen und ihn dort die Enthaltksamkeit von seinen Lüsten zu lehren, damit er unschädlich sei und in sich gehe und geistig gesunde, zum Lobe des Schöpfers, den er so hintangesehet, gar nicht zu reden von dem, was er Uns von Gottes Gnaden Gesalbten und zur Herrschaft Erwählten angethan hat . .“

Karl Eugen holte Luft und hob die Stimme. „Doch Wir sind Mensch! Das heißet, daß auch Wir als Landesherr nicht immer frei von Sünde waren, was Wir hiermit ausdrücklich und freimütig bekennen, was die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen ist und die besondere Pflicht eines Herrn dieser Erde! Darum haben Wir dieses Kindes sündigen Vater nicht peinlicher gestrafet, sondern ihm bloß die Freiheit und das Licht genommen, festen Glaubens, daß auch er zu bessern sei. Es wäre auch nicht väterlich

und Unser unwürdig, wollten Wir des Vaters Sünden an den unschuldigen Kindern oder an der schwer gebeugten Gattin strafen. Wir haben drum verfügt, daß des Verbrechers Ehegefährtin eine Jahrespension erhalte und die Kinder in die Akademie unentgeltlich aufgenommen werden, um sie zu tüchtigen Menschen und Untertanen zu erziehen! Des Freblers Tochter wird also von der Dame behütet, die er am frechsten beschimpfte, und ich werde seinem Sohne ein echter Vater sein . . .“

Karl Eugens Stimme dröhnte an die kalten, leblosen Wände. „Und so verbiete ich jedem, der mir dadurch zu schmeicheln vermeinet, dem Sohne seines Vaters Sünde und Freveltat vorzuhalten! — Herr von Seeger, hier übergebe ich Ihm Seinen neuen Schützling!“ Mit großartigem Armschwung schob er das Bublein von sich.

Franziska von Hohenheim kniete vor dem schluchzenden Knaben und wischte ihm die Tränen ab. „Wird noch alles gut werden, Buble,“ tröstete sie gütig und umfing das Kind mit den weißen Armen, deren Handgelenke schwarze Sammetbänder mit blinkenden Brillanten umschlossen, „ich hab’ deinem Herrn Vater versprochen, daß ich zu dir lieb sein wollte. Der Herr Herzog ist ein guter Herr; er sorget für uns alle; er wird’s für dich und die Mutter und die Schwester auch tun.“

„Herr von Seeger,“ sagte Karl Eugen, der gern den Schein erweckte, als spräche er ohne Vorbereitung, „geh’ Er sofort in Seine Kanzlei und schreib’ Er meine Rede aus dem Gedächtnis nieder; die besten Einfälle gebiert der Augenblick. Sie ist nicht übel und soll als gnädiges Reskript, vom Abel ausgearbeitet, an meinem fünfzigsten Geburtstag, der leider bald naht, von den Kanzeln herab im Lande verkündigt werden, als Dokument meines väterlichen Sorgens. Meine Regentenpflichten sind drin enthalten; was von den Pflichten der Untertanen, der Rotüre und Kanaille, zu sagen ist, werd ich noch nachdrücklichst hineinsetzen!“ Karl Eugen nickte zufrieden, weil er Seegers untertänige Bewunderung sah; er gab sich nun legere: „Man lasse die Bursche zu Tisch marschieren; sie werden Hunger haben!“

. . . Im taktmäßigen Schleifen der marschierenden Füße, sagte Scharffenstein mit tief-erregter Stimme, die um Klarheit rang: „Was sagest du, Schiller?“

Keine Antwort kam.

„Meinet er es gut mit Schubart?“

Keine Antwort kam.

„Sag, Schiller!“

Das Feuer der einseitigen Anschauung war in Schillers Augen ausgegangen und qualmte nur mehr schwelend. Langsam, zögernd schlich

endlich die Antwort aus seinem Munde: „Es ist so schwer, gerecht zu sein, so furchtbar schwer! — Ich weiß nicht, ob er recht hat!“ sagte er heftig, als des andern Blick nicht von ihm wich. „Gott selbst weiß wohl manchmal nicht, ob das recht ist, was Er tut.“

„Schiller!? Du frevelst an Gott!“

„Nein, Scharffenstein! Ich beuge mich vor ihm, aber es bereitet mir jetzt immer öfter Seelenpein! Der Geist pariert nicht wie das Herz! Man darf den Glauben nicht sezieren, will man nicht die schöne Meinung verlieren. Sieh: der Schubart setzt sich für teutsche Einfachheit und Sitte ein und führet ein Luderleben! Der Herzog kerkert ihn ein und sorget für seine Kinder! Der Mensch hat zwei Ich; wir sehen zumeist nur die Masken, und das ist traurig. O, Scharffenstein, halt' du zu mir, denn ich brauch' den Glauben an die Menschheit! Ich brauch' ihn!!“

Sie marschierten Hand in Hand. „Schiller!“ sagte Hoven hastig und stach eifersüchtig mit dem Kopfe zwischen die beiden, „du mußt mir heute Abend 'was ins Stammbuch schreiben! Was schönes! Du tust's anderen auch; ich bin dein ältester Freund! Vergiß das nicht!“

Fritz Schiller sah und hörte nicht, er ging wie im Fieber. Gut und Böse, Wollen und Müssen, Ideal und Wirklichkeit, sie rangen aufs

neue in ihm und hämmerten sein glühendes Herz. — — — — —

In einem einfachen Mietwagen, ohne Diener, war eines Tages der Graf von Falkenstein vorgefahren.

Doch der lauernde Karl Eugen schoß in voller Gala auf den zarten Herrn im grünen Rode los und riß Diener um Diener vor des Kaisers Majestät, derteil die Böglinge im Musiksaal zur Begrüßung ihre Instrumente stimmten und die Professoren, in großer Uniform, die Perücken neigten.

Der Graf von Falkenstein fand Freude an den jungen Kerls, die drauf los geigten, bliesen und trommelten, als gälte es, die Seelen am jüngsten Tage aufzuwecken. Er blieb eine halbe Stunde und horchte zu, mit leisem, verträumtem Lächeln. Karl Eugen strahlte und nickte ermunternd und strafend bald hierhin, bald dorthin, je nachdem er vermeinte, es könnte nicht schaden, Beifall oder Tadel zu zeigen.

Als der erlauchte Gast in die Unterrichtssäle trat, herrschte atemlose Stille. Seit Maximilian, war Joseph II. der erste Kaiser, der Stuttgart wieder mit seinem Besuche beehrte. Man zog alle Register der Festlichkeit. Professor Abel wurde vorgaloppiert, dann folgte im geistigen Parademarsch die Eliteschar der Böglinge. Alles ging prächtig! Der grüne

Arm mit dem roten Aufschlag hob sich und eine überlegene Stimme sprach: „Nun will ich selber fragen: nämlich die, die nichts wissen!“ Und schon stand der Kapf vor des Reiches Majestät und scheuerte verzweiflungsboll die Galahose mit den Händen, weil der Kopf versagte. Kirschbraun und wuschwarz war Karl Eugens Antlitz; wenn seine geballten Fäuste die Macht des Nürnberger Trichters besessen hätten, der Kapf wäre des Reiches erster Geist gewesen! So aber ging sehr langsam, wenn auch frech, auf der hindernisreichen Straße der Kameralien weiter.

Wie ein Laaki sprang Karl Eugen hinzu, als der Graf von Falkenstein winkte. „Ich bin zufrieden,“ sagte der lächelnd, „man erkennet die Vorteile einer Anstalt am besten daran, was die Rehrseite des Gewollten Gutes zeigt. Die Burschen sind kühn und wagen etwas. Wer mit so wenig Wissen über Staatswissenschaften redet, der getraut sich auch gegen Zeitmißstände und unnötige Fesseln der Menschheit loszugehn. Ihr ziehet revolutionäre Hirne; nur von solchen profitiert der Staat.“

Von des Scharffensteins Hand lief das Blut, so grub Friß Schiller dem Freunde die Nägel ein. In seinen Augen standen glückliche Tränen. „Sieheft du, sieheft du: Er ehret die Menschheit und ersehnet auch Freiheit für sie. Der Vater

von Teutonien ist der Schmuß der Prinzen, der Götter Liebling!"

"Schauet den Unfern an!" brummte Peterfen und orientierte die beiden mit hurtigen Rippenstößen. „Wie blöd er drein sieht!"

Karl Eugen lächelte bittersüß und devot, ihm wäre ein anderes Lob erwünschter gewesen. Doch Lob war Lob, sein Werk fand den Beifall des Kaisers; der herzogliche Schulmeister lächelte noch dankbarer und erfreuter, es galt die Gelegenheit zu nützen; er verneigte sich mit hängenden Armen. „Da darf ich wohl, in abzu-sehender Zeit, bei so schätzenswertem Urteile von Eurer Majestät, auf die ersehnte Ernennung zur hohen Schule rechnen?"

Die hellen Augen blitzten und die scharfen Lippen verbargen ein überlegenes Lächeln. „Da könnte man dann den ganzen Tag Doktors machen? Was?" Dumm und geblendet sah Karl Eugen in Kaiser Josephs durchdringenden Blick, der, wie ein Nar im hellsten Sonnenlicht, über dem kleinlichen Alttag stand. „Wir wollen sehen," begütigte schnell die angeborene Gutmütigkeit des Wiener, „ich send' den Rinsky her, damit ich noch genauern Einblick in die Gründe der Einrichtungen bekomme. Ich mein', es wird bald Stuttgarter Doktors geben."

Zwei Tage blieb der Freiheitskaiser und wieder musfizierten die Zöglinge, als er in seine

Rutsche stieg, um Marie Antoinette zu Paris aufzusuchen, woselbst sonderbare Blasen im Volke zu quirlen begannen. Friedrich Schiller meldete sich noch am gleichen Abende krank.

Er hatte nun keine Zeit für den Unterricht, er war übervoll und der Kiel flog im Marodenzimmer die ganze Nacht. Die Gedanken rannten aus dem Kopfe, wie Wasser aus zerbrochenem Sieb. Bald war hier noch ein Reiz dem Handlungstamm aufzupfropfen, bald verschob sich dort ein Stein im zwangbestimmten Gebäude und mußte versezt oder beiseite getan werden. Das neue Erlebnis gebirgt neuen Reichtum und reifte nie geahnte Saat: „. . . hat die Welt sich umgedreht, Bettler sind Könige, und Könige sind Bettler! — Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur des Gesalbten vertauschen. — Der Blick, mit dem er bettelt, das muß ein großer, ein königlicher Blick sein — ein Blick, der die Herrlichkeit, den Pomp, die Triumphe der Großen und Reichen zernichtet! . . .“

Als die Sonne über den Stuttgarter Nebenhügeln langsam und siegreich aufstieg, fand sie einen zerwühlten, zersonnenen Kopf, in dem stürmisches Wollen mit mangelnder Lebenserfahrung titanisch rang. Wie hatte doch Franziska von Hohenheim dreingesehen, damals, als er sie beim Arme nahm und der Herzog der

Schüler war? Ja, so verwundert, nein: verächtlich mußte Amalia den feilen Buhler Franz von sich stoßen, wenn er begehrend nach ihr griff. So, wie das Rhinele den Mund aufwarf, wenn Vater 'was Verbes aus dem Kriege erzählte, das ihr nicht in den Kram paßte! Das Heroische und Starke war ein Kinderspiel gegen die furchtbare Qual, das Weib zu gestalten, das er nicht kannte . . . Tritte kamen. Fritz Schiller riß die Decke zum Schutze über das Manuscript. Die Thür ging auf. Es war Scharffenstein, der glücklich lächelnd in die Krankenstube einzog, hinter sich den alten Wärter. Mit den Augen sprachen die Freunde. Der Wärter tats mit dem zahnlosen Mund und blies die qualmende Lampe aus.

„Herr Schiller! da hat der Herr Professor Abel für Sie a Büchle ab'gebe, das Sie fleißig nütze sollten, wenn's das Fieber verschtattet.“

„Hergegeben!!“

„Glei, glei! I hab' noch 'was auszurichte. Der Herr Professor hat g'sagt, es sei so 'was wie ein Räuber drinne, der auch net ohne sei; Sie sollet's durchschtudiere. Da habe Sie's Büchle. Wollet Sie keine Bille net nehme?“

— Fritz Schiller schüttelte wild den Kopf. —

„No, Sie werdet auch so g'sund; es fehlet Ihnen eh' nix!“ Das Faktotum, das von Abel reichlich mit Geld und Tabak bestochen wurde, wackelte

zur Thür. „Wenn i klopfe tu, dann kommt die Inspektzion!“ Karl Eugens lahmer Kettenhund verschwand.

Fritz Schiller schlug das Buch auf. „Cervantes — Don Quixote.“ Ein Brieflein lag vor ihm, er riß es auf und las:

„. . . Des spanischen Dichters Banditen hat auch erlittenes Unrecht dazu getrieben, die Rache zu seinem Gewerbe zu machen. Er erkennet das Vermessene seines Beginnens erst, als es zu spät ist. Avis au lecteur!! — — Sonst: gute Vesserung, Schwindelmeier! und der Petersen meint, die Stelle, wo die Stadt angebrannt und geplündert wird, wo der Pulverturm in die Luft knallt, derweil die Glocken brüllen und Kranke, Kindbettnerinnen und hochschwangere Weiber hingemordet werden, die sei — ebenso wie die Szene vom Cäcilienkloster! — entschieden zu stark und müßte weg! Ein Urtheil, dem sich von Herzen anschließet Ihr getreuer Abel.“

Fritz Schiller ballte so heftig die Faust, daß der Scharffenstein vergaß, in die krachende Bettlade zu steigen. „Gerade die Stelle ist wahr — über das Cäcilienkloster kann man nachdenken, an dem liegt mir nicht viel! — Scharffenstein, die Szene vom Stadtüberfall hat mir mein Vater in bitterer Stunde erzählt, die ist in Böhmen geschehen! Die Stelle bleibt! Das zuckerwässrige Publikum verträgt nicht die Wahrheit!

Aber ich will sie ihm um die Fresse hauen, daß es wimmert! Sie bleibt!" Das Buch flog unter die Decke: es hatte geklopft! Van Swietens Comentarien zu Boerhaves Werken lagen vor dem emsig studierenden Mediziner. Scharffenstein schnarchte.

Langsam schlich die Türe auf.

Karl Eugens Kopf sah prüfend und argwöhnisch ins Zimmer. Hinter ihm stand der diensthabende Hauptmann. Zufrieden nickte der Herzog. „Wenn Er nicht ruhen kann, so bild' Er den Geist. Recht so! Hat Er heut' Nacht nicht schlafen können? Er siehet elend aus. Habet ihr, Kerls, vielleicht wieder in Heimlichkeit 'was schlechtes gefressen? Geh? Was sind das mit einem Male für Fiebersachen mit Euch? Von morgen ab kommet der Foven auch herauf, und der Petersen klagt über Kopfschmerz; einstweilen glaub' ich's dem noch nicht! Dem Scharffenstein ist doch nicht schlechter; er ist mir heute früh zusammengefallen. — Krankenträger, wie geht es ihm jetzt?"

„O gut, herzogliche Gnad'," bezeugte der Alte mit gekrümmtem Rücken und betuernd in die Luft gestellter Hand, „er nehmet fleißig die Pille und schlafet. Ich mein', der wird die maladie bald übersieh'n."

„Schließ Er die Fenster, damit es den Herren nicht zieht; ich brauch' keine Todesfäll' in der An-

stalt! Bon jour! Morgen ist Burgiertag fürs Krankenzimmer!"

Als Karl Eugens Schritt verklungen war und auch der grinsende Wärter ging, sagte Scharffstein, in der inneren Erregung seiner Gewissensbisse: „Im Grunde ist es verdammenstwert, Schiller, daß wir die betrügen, die uns vertrauen.“

„Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte; weg denn von mir Sympathie und menschliche Schonung!“ Unbewußt waren die Worte geflossen, nun sah Fritz Schiller den neuen Schritt in seinem Werk. Mit strahlenden Augen griff er nach dem Kiel und schenkte den augenblickgeborenen Satz seinem erbitterten Karl Moor, der sich selbst belog. — „Scharffstein, widersprich mir oft!“ bat er glücklich. „Sei stets andrer Meinung; das löset stärkeres Denken in mir aus. Der Streit fordert mich zu schärferer Kopfarbeit heraus. Zu's!“

„Was bist du für ein Mensch! Mich brüdet dein Widerspruch nieder. Sag, Schiller; meinst du, dies sei ein Mantel bei mir?“

„Warte!“ Fritz Schiller grub hinter dem Kopfpolster, in seinem Papierversteck. „Ich lese dir 'was vor, ein Manuskript vom armen Schubarth, das mir sein Sohn gab. Da ist's! Höre!“ Mit falscher Betonung und mit in tiefster Erre-

gung kippender Stimme laß er, den Arm gestreckt,
als lade er die ganze Welt zu horden ein:

„Die Fürstengruft.

— Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmal's die Höhen dieser Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt! — — —
— An ihren Urnen weinen Marmorgeister,
Doch kalte Tränen nur, von Stein,
Und lachend grub vielleicht ein weltlicher Meister
Sie einst dem Marmor ein. — — —
— Sprechst Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nur Schmeichelei'n ins taube Ohr!
Veräuchert das durchlauchtigste Gerippe
Mit Weihrauch wie zuvor. — — —
— Er steht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Boten mehr,
Damit geschminkte Rosen ihn belächeln
Schamlos und geil, wie er.“

Fritz Schiller warf das Blatt von sich und riß
mit fahriger Hand das eigene Manuskript vor
die Augen, die Wangen brannten. „Horch' weiter
Scharffenstein! Wie ist das? Besteh' ich neben
ihm? „Menschen — Menschen! falsche, heuchle-
rische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser!
ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen!
Schwerter im Busen! Löwen und Leoparden
füttern ihre Zungen, Raben fischen ihren Kleinen
auf dem Nas, und Er, Er — Bosheit hab' ich dul-
den gelernt, Kann dazu lächeln, wenn mein er-

hoster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Blutliebe zur Verrätherin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird: o, so fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwildre zum Tiger, sanftmütiges Lamm! und jede Faser rede sich auf zu Grimm und Verderben!“ — Wie ist das? Geh! Sage! Bekenne! Beichte!“ Schillers Augen erflehten und befahlen Lob.

Kalte Schauer rannten über Scharffensteins Rücken, die trockene Kehle schluckte und war stumm.

„Sag! Scharffenstein! Vergleich uns beide! Schubart und ich! Wer kann mehr?“

Wie gelähmt saß Scharffenstein unter dem vehementen Sturz der anprallenden Leidenschaft. Leuchtenden, gläubigen Auges fand er endlich die Sprache wieder: „Ja, Schiller, ja! Das ist genialisch! Das brennt wie Lavaglut. O Gott, was bin ich dagegen; wie klein bin ich neben dir!“

„O Scharffenstein! Vergiß nicht: du bist mein Freund!“ Verloren sprach Friedrich Schiller diese Worte in die leere Luft, mit dem siegest stolzen Blicke triumphierend in seinen fernen, unsichtbaren Welten wandelnd. Krampfhaft und bange ging die Brust auf und nieder, vom Überschwang der Kraft umpreßt.

„Sag, Schiller, wie ist das mit mir; ich find mich nimmer . .“

„Scharffenstein, b i n i c h ein Künstler?“

„Du weißt, daß ich es stets sagte; auch dann, wenn du selbst zweifeltest. Aber jetzt höre einmal m i c h! Schiller! steig zu mir herunter; ich bin zerfahren und . .“

„Was bin i c h und was sind die andern!“

Zwischen den hellen Betten der zwei Menschen stand etwas düsteres, flügel Schlagendes auf! Es wehte kalte Schleier über sie und war Scharffensteins Menschenrecht, das wider Schillers gewaltige Herrschaft anzuspringen suchte. Noch einmal riß das stärkere Fühlen der verehrenden Freundesseele den zornigen Geier nieder. Noch einmal strömte in maßlosen Worten die Bewunderung und vergaß noch einmal das eigene Ich.

Doch die Lunte brannte und brannte; immer näher und näher schlich das Feuer dem Herzen. Solange die Krankenstube die beiden umgab, fehlte der glimmenden Flamme der nährende Sauerstoff. Der Rückhalt fehlte an die tausend Dinge der Welt, die hilfreich nahten, wenn ein Seelenpalast in Trümmer fiel. Als sie widerwillig, der bittern Ahnung voll, wieder in die Gänge und Säle des glänzenden Kerkers niedertauchen mußten, da brach lodernd und verheerend das Schadenfeuer aus.

Zumsteeg komponierte die Gesänge für Schillers brausende Symphonie gegen die kleinliche Menschenfagung, Abel und Petersen strichen, so-

viel ihnen der heftige Poet, im zügelfreien Begeisterungslauf des endlichen Erkennens, zugestand. Alles war Stolz und hilfbereite Begeisterung.

Auf einem Sonntagsspaziergang im Wopser-Wäldchen las Schiller einer kleinen Schar seiner Getreuen das Werk im Waldestrauch vor. Wie betrunken, taumelnd vom atemraubenden Gehlauf der Leidenschaft kamen sie heim, nur Voigeol schmälte und ließ sich nicht befehren, daß ein zweiter Goethe, da neben ihm, im gleichen Schlafsaal, erstanden wäre. Vergebens lohnte Hoven sein Lob aus; Voigeol schmälte. In der Sicherheit seines bezwingenden Reichthums trat Schiller zum Beweise an, er wußte ja, daß er „von feinerem Stoffe wäre als viele.“ Geschüttelt von heiligen Schauern, gepackt von der Wucht der eigenen Gottheit, fest entschlossen, auch den Zweifler niederzuringen, las Schiller noch einmal ein Stück seines Trauerspiels . .

Doch Voigeol lachte! Lachte! Und sein Mund zeigte den Zug des übermächtigen Reides, den er nicht fesseln konnte. „Das ist gemachte Empfindung, besoffene Stimmung! Bald bist du Shafespeare, bald Schubart, bald Reiseritz! Du redest dich in ein Fühlen hinein, das dir, dem kalten Egoisten, der nur die Ruhmsucht kennt, nicht innerlich ist. Das ist nichts! Ich bleib dabei!“

Verächtlich wehrte Schillers Mund die Anwürfe der gehässigen Kurzsichtigkeit ab. „Scharffenstein, sag' ihm, ob ich nicht so empfand! Schmeiß' ihm die Antwort ins milzfüchtige Antlitz und sein Gezeter fällt ab von mir, wie getrockneter Schmutz, der die Sonne lebend bedecken wollte.“

„Du hast nicht recht, Voigeol,“ sagte Scharffenstein mit einer Stimme, die nicht ihm gehörte; er fühlte, daß nun Schillers großer, fragender und entsehter Blick in sein Antlitz stach: „es ist wahr, der Schiller übertreibt manchmal! — Aber, Voigeol, du hast nicht recht! Er ist begabt!“

„Streng dich nicht an,“ sagte Voigeol, „frag den Elwert; dem hat er's gerade so gemacht: so lang' er ihn brauchen konnte, zu Ludwigsburg, war er ihm alles; jetzt hat er ihn nimmer nötig, drum beachtet er ihn nicht.“

„Voigeol,“ sagte Scharffenstein und war todtblaß, weil der schreckliche, erkennende Blick des zweifelnden Freundes nicht von ihm wich, „die Zeit verändert manches; bedenke das!“

„Streng dich nicht an, Scharffenstein; gestern, nach der Tanzstunde mit den kommandierten demoiselles, warst du aufrichtiger. Dich liebt er auch nur, weil er dich jetzt braucht, weil du gut zuzuhorchen verstehst.“

„Scharffenstein! Du hast mich verraten!! Ich seh's!“

„Ich hab bloß, Schiller, die Wahrheit geredet . .“

„Die Wahrheit? Hast du so viele im Lager-
raum? War das nicht Wahrheit, was wir die
langen Jahre sprachen?“

„Ich kann dich, Schiller, nicht immer loben.
ich darf es nicht! Du kannst viel, sehr viel,
aber du darfst dich nicht überheben!“

„Scharffenstein!!“

„Der Voigeol ist ein Neidkragen; das wissen
alle! Schiller, ich bin anders; verkenn' mich
nicht! Du mußt Kritik vertragen, du bist kein
Gott! Überheb dich nicht, Schiller, es muß ge-
sagt sein, sonst fällst du zu tief! Du bist auch
nicht im Leben gewesen, du k a n n st nicht mehr
Erfahrung haben als wir. Dein Wissen stammt
aus Büchern. Schiller, glaub mir, mein Herz ist
weh zum zerbrechen, ich hab unmenschlich gerun-
gen, bis ich zur Erkenntnis kam. Sie wuchs
nicht rein aus mir, aber jetzt ist sie rein geworden,
indem ich die Wahrheit ihres Wesens erkannte!
Glaub' mir! Es muß sein, sonst bin ich am
Boden. Und auch deinetwegen: Du hast Fehler
und mußt sie bekämpfen!“ Nun kam er ins
Stolpern, er spürte, unter des heißgeliebten
Freundes verächtlichem Blick, die Unfähigkeit, sein
Fühlen und Müssen formend mitzuteilen; klein-
lich lief er und hilflos mit der Rede in die Wirr-
nis ein: „Du meinst auch, du läsest gut und sieest

geboren zum Akteur; aber du schreiest, und deine Gebärden sind wild und gehen nicht mit dem Kopfe." Er brach ab, von sich selbst entsetzt.

"Scharffenstein! Ich hab dich verloren!"

"Schiller! — Schiller!!"

Der sah sich nimmerum und schritt hoherhoben Hauptes durch den Hof, in dem die Steine grinsten. Zutiefst erschrocken standen die andern. Auch Boigeol gelang das chynische Lachen nicht, das er sich vorgenommen hatte. Als Schiller im dunkeln Tore verschwand, rannte Hoven wider den Scharffenstein an und schrie: „Du bist ein Verbrecher!“ Und er spie aus vor dem Freunde und stand hiefertig mit geballten Fäusten.

„Laß ihn, Hoven!“ sagte Petersen, „er leidet ohnehin schwer.“ Scharffenstein begann dem beleidigten Freunde nachzueilen, Petersen fing ihn und hielt den Schluchzenden zurück. „Bleib, Scharffenstein!“

„Laß' mich!“

„Bleib, sage ich!“

„Er wird mir ewig zürnen, Petersen. In ein paar Monaten komm' ich zum Regiment und seh' ihn nimmer! Laß mich!“

„Nein! Ist er der, Scharffenstein, den wir in ihm vermeinen, verzeiht er dir und wird dankbar sein, denn: der Schmerz wird einst dir noch nützen, saget Ovid! Laßt uns zu Abel gehen.“

Und sie gingen, gesenkten Kopfes, der Tiefe dieser Stunde schwer bewußt.

Wie das waidwunde Tier sich im finstersten Walde verkriecht, so trug Frik Schiller seinen wehen Schmerz zum einsamen Mansardenfenster, ganz hoch oben, im letzten Stock und im hintersten Winkel.

Er riegelte sich ein.

Nun war er von der schönen Welt geschieden und durfte weinen und schluchzen. Wo war die Harmonie, nach der er heiß verlangte? Man hatte ihn verachtet! Sein Freund verriet ihn dem Feind! Weiter denn je klappte der Riß! Wie häßlich war die Welt! Immer mehr fiel ab von ihm, Stück um Stück hämmerte das Leben nieder. O, warum war er nicht als Kind gestorben? Gestorben? Die Nacht war in seiner Hand! Gott konnte ihn da nicht hindern; diese Freiheit konnte ihm niemand rauben! Es war wie Befreiung! Er wollte sterben! Er selbst war sein Himmel und seine Hölle! O, Absal der toten Sinne, des zerschmetterten Leibes; so entkam er der Lebensspeitsche, der klirrenden Kette der unerreichbaren Vollendung. Er sah durchs Fenster nieder. Dort würde er liegen, mit zerschelltem Haupte, mit fürchterlich klaffenden Wunden. Oder: er griff nach dem Strick? Mit schwarzgewürgtem Gesichte würden sie ihn finden, Vater und Mutter . . . Vater und

Mutter! Und Rhinele? Und die andern? Er hatte zwei Schwestern! Zeit und Ewigkeit durften sich noch nicht umarmen! Wie Karl Moor mußte er's vollenden! Er war nicht feig, aber sein Vater trug weiße Haare und er kannte seine Pflicht! — „Die Dual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden!“

Die schreibende Hand war das Szepter seines Menschentums; sie hatte ihm noch stets das Licht herbeigezaubert, nun rannte sie und legte blutige Sätze aufs Papier. „An Georg Friedrich Scharffenstein.

. . . . Du hast nichts auf mich gehalten, die Eigenschaften, die das Wesen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, du hast meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, dich darüber lustig gemacht und da es deine Freundschaftspflicht gewesen wäre, mir in Liebe und Kälte solche zu rügen, mir verhehlt, hast mir sie nur im Zorn vorgeworfen. Pfui! Pfui! Du hast den Weg verfehlt, Seelen zu bessern! — — So greift man's nicht an! Du hast nichts auf mich gehalten! . . . Du hast dich über meine Laster lustig gemacht! Du kanntest meine Eigenliebe — Du hast dich drüber lustig gemacht — du mein Freund vor den Leuten mich beschämt . . Ich bin nicht verlassen. Sieh ich hab eine Quelle gefunden, die mein Herze vollmacht und segnet,

einen großen, großen, herrlichen Freund, und darum vergebe ich dir — vergebe ich dir — vergebe ich dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Augenblick des Todes, vergebe ich dir alles, will dir Gutes thun für und für, aber ich werde mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Tränen zu verbergen! Ich sag noch mahl Ich vergebe dir! Denn ich hab einen großen herrlichen Freund gefunden für die Unsterblichkeit. Schiller."

Er sah auf und strich das bäumende Haar zurück. Weit unter ihm lag die Welt und ganz erfüllte ihn sein Werk. Wie sagte Karl Moor? „Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein ich will's erdulden." Mit festem Willen setzte Friedrich Schiller die erlebnisgeborenen Sätze ein, er goß sie in seines Helden Mund: „Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden!" . . .

So schafft sich dem Dichter die schwerste Bitternis zum Reichtum, indem sie ihn hart und einsam macht, indem sie ihn auf die eisige Höhe der Verlassenheit stellt, von der er sich ins Lebensthal des Glückes und der Zufriedenheit bloß zu sehnen vermag. Der belabene Alltag der Futterlacknöte für Kopf und Magen aber rollt mit blinden Augen anmaßend weiter und ahnt die Tragik seiner Überwinder erst Jahrhunderte später, mit dreister Geste und breitem Maul. Karl

Eugen prüfte, lobte und strafte, die Akademie ging ihren Trott und ein Großer zerrieb sich in läuternder Qual. — — — — —

*
*
*

Wenn Schiller einmal die Beine hob, tat Professor Abel dies zumindest dreimal, was in die Gemeinsamkeit der Bewegung eine stoßende Dissonanz brachte. So war es wenig Vergnügen, mit Professor Abel spazieren zu gehen. Doch der hatte es selbst gewollt. Vom Reuthaus klangen lärmende Rufe, im Jägerhaus prügelten sie die seidenen Gastbetten. Friedrich Schiller tat nicht den Mund auf, was eigentlich auch nicht nötig war, da Professor Abel den seinen absolut nicht schloß.

„ . . . Ja, ja, mein Bester! Sie gefallen mir seit langem nimmer! Und was ich vorhin sagte, Schiller, halte ich aufrecht, halte ich aufrecht!“ Professor Abel geriet jetzt oft ins Schillersche Pathos, „ich halte es aufrecht, daß es von selbstzerstörerischer Verbitterung zeige, wenn Sie neustens dem Karl Moor Ihren Stedbrief mit auf den Weg geben. Ich bin auch keine Schönheit und schicke mich geruhig darein, aber den Leuten ein Borgnon in die Hand drücken und schreien: da schauet her, so schau ich aus, und vor allem: so schau' ich innerlich aus — das haben Sie ge-

tan, mein lieber Schiller! — nein, bei Gott, das würde ich niemals, niemals unternehmen! Denn das ist Unnatur, Unnatur! Oder sind das nicht Sie?" Professor Abel blieb jäh stehen und warf wütend die schön gekräuselten Manschetten zurück. An den Fingern zählte er her: „Erstens: der lange Gänsehals, zweitens: die überwachsenden, buschigen Augenbrauen, drittens: die feuertwerfenden Augen, viertens: groß und hager! — Na, da ist doch nichts zu wollen! Das sind Sie!"

Aufgeregt rannte Professor Abel in die Zeile des großen Graben hinein, unbekümmert, ob ihm Schiller folgte. „Und wenn man dann, mit *I h r e m* Empfinden, die niedliche maitresse des Herzogs als holdes Himmelsbild — mag übrigens angehen, weil sie körperlich apart ist — oder als der ‚Mutter Würdigste‘ preist und als Vorbild oder als Musterbild, wie Sie gesagt haben: der Tugend! lobt, wenn Sie vor der Ihre Reverenz machen, dann soll doch das Donnerwet-ter dreinschlagen, männliche Gelassenheit verwildere zum Tiger . . . Zum Teufel hinein! Ich bin schon wieder in Ihrer verflucht-schönen Ausdrucksweise drinnen. Sehen Sie, was Sie aus Ihren Mitmenschen machen? Puppen und willenlose Söldner Ihres Geistes! Und da meinen Sie, keine Verpflichtung zu haben, da meinen Sie, cynisch sein zu dürfen? Cynisch! Das ist das richtige Wort! Cynisch wie Ihr Franz Moor!

Cynismus ist die Waffe des Haltlosen! Sie und cynisch. Das verbitte ich mir! Das verbitte ich mir ganz entschiedenst, denn das wäre das Ende." Und er schüttelte, stehenbleibend, rot vor Wut, die kleinen Fäuste in den Boden hinein, als säße dort der heimtückische Feind, der seinen Freund vergiftete. Gefaßter sah er auf. „Sagen Sie mir nur, in drei Teufels Namen, wo ist denn Ihr Wille hing geraten?"

„Armut und Entrechtung kann der stärkste Wille nicht besiegen! Ich muß folgen, sonst büße ich! Die Rede ist mir befohlen worden!"

„Die Maitresse hat bei der Einkerkelung des armen Schubart zugeesehen! Daran läßt sich nicht rütteln; seither ist sie für mich abgetan! Abgetan! Abgetan und begraben!" Abels Handbewegung legte Franziska von Hohenheim ins Grab. „Schiller! Schiller! Tun Sie mir das nimmer an! Melken Sie sich krank, wenn die Reihe zu loben wieder an Sie kommt, machen Sie, was Sie wollen, aber tun Sie mir das, um des Himmels Willen, nicht mehr an, sonst zweifle ich an Ihnen!"

Fritz Schiller warf so trotzig den Kopf zurück, daß der kleine Treppenhut fast zu Boden fiel. „Auch Sie loben wider Ihr Einsehen! Sie preisen den Herzog als Weisen und Menschenfreund, als Menschenbildner, und schmeicheln ihm, trotz-

dem er Sie schon wie einen Hund behandelt hat. Alle Menschen sind Kanakillen!"

"Ach, du lieber Gott; ach, du lieber Gott!" Wütend und reumütig schlug sich Abel auf die Brust, dann schrie er selbstanklägerisch: "Sie haben ganz Recht! Völlig recht!" Sein Antlitz verklärte sich plötzlich; er lächelte triumphierend:

"Aber: Erstens bin ich kein Friedrich Schiller! Und zweitens! Ja, zweitens . . ." Verzweifelt rollten wieder die wütenden Auglein im Kopfe herum. "Zweitens . . ."

"... ist's eine Sauzeit, in der wir leben müssen, ein Rastratenjahrhundert, eine Zeit, die den Ekel gebärt, ein papierenes Säfulum, das mit Tinte kleckst, statt mit Blut zu schreiben, das weggelegt gehörte, weil es die Natur mit Konventionen verrammelt und alles in Geseße zwingt, derweil es nur das Recht hätte, Geseße zu bauen, die nicht den inneren Verordnungen der Menschheit entgegenstehen."

Professor Abel sah verzückt seinen Schüler an. "Schiller!" sagte er mit leuchtenden Augen. "Das haben Sie prachtwoll gesagt! Prachtwoll! Ich gratuliere! Schreiben Sie das in den 'Verlorenen Sohn' hinein, oder heisset das Stück jetzt endgültig 'Die Räuber'? Das muß noch hinein, Schiller, das dürfen Sie nicht vergessen! Auf keinen Fall! Soll ich's Ihnen notieren?" Hastig

und dienstbereit griff er seine Taschen, auf der Suche von Nottermöglichkeiten, ab.

„Ich danke, Herr Professor; das merke ich mir von selbst; solche Sätze hab' ich zu tausenden!“

„Aber, mein lieber Schiller, jetzt habe ich Sie trotzdem beim Hemdzipfel!“, triumphierte Abel.

„Wenn Sie die Menschen hassen, warum wollen Sie dann, daß es keine Gesetze gegen die innern Verordnungen der Menschheit gäbe? Das müßte Ihnen doch ganz gleichgültig sein? Geh?“

„Weil der Menschheit Ziel ein Adlerflug gewesen wäre, hätten es die Gesetze nicht zum Schneckengang verdorben!“

Professor Abel mußte complimentierend den Gruß des Herrn Kammerexpeditionsrates erwidern; die Frau Geheimbdenrathsgattin zog mit ihren drei eheliebsten Töchtern, die sämtlich „Windfuchteln“ schlangen, näher, wie der Hai, der sein Opfer erspäht; in einem Wirtshausfenster lächelten eine gesulzte Spansau und ein Preßkopf so lieblich und verführerisch, daß Professor Abel die Flucht vor seinen menschlichen Schwächen ergriff; er hätte anders seine Gedanken nicht beisammen gehalten. Er zog Frik Schiller in verlorene, einsame Nebengassen, in denen der Klang der Schritte hurtig die nahen Mauern hinaufkief und über die steilen Dächer mit großen Sähen entsprang.

Der anziehende Lärm ihrer Mitmenschen ver-

fant. Im Band-Gäßle blieb Abel halten und mühte seinen kurzen Arm gar sehr, um die Hand auf des langen Bögling's Schulter zu bringen.

„Sie haben recht, Schiller,“ sagte er laut und wiederholte noch einmal sehr deutlich, fast streitsüchtig: „Sie haben recht!“ als säße in der Straßenrinne, inmitten des schlecht gepflasterten Gäßleins, der ungläubigste aller Widersprecher, den er zum Schweigen bringen mußte. „Sie haben recht! Aber, eben deswegen, müssen Sie 'raus aus der Akademie! Und das so schnell wie möglich!“

„Können Sie zaubern?“

„Die Kunst ist mir leider versagt, aber wir werden's auch anders zwingen. Beantworten Sie mir freundlichst jetzt ein paar Fragen. — Hat Ihr Herr Vater Kapitalien? Ich meine: ist Ihr Herr Vater vermögend? Das muß ich zuvor wissen.“

„Natürlich sind wir besitzend. Mein Vater hat jetzt, nach dreißigjähriger Ehe, noch ein neues Kind gekriegt! Jetzt sind wir wieder viere! Vielleicht aufs Jahr . . .“

„Zum Teufel . . . nein!“ bezwang sich Professor Abel und war sehr stolz auf seine Selbstbeherrschung. Ich werd' mich an Seinen erschrocklichen Ehnismuß nimmer kehren und reden als wäre nichts . . .“

„Herr Professor,“ sagte Schiller ganz leise

und zählte mit den Blicken krampfhaft die Steine, „verzeihen Sie mir, aber: ich kann nicht anders!“

„Wird schon werden, Schiller, wird schon werden! Wir werden Sie schon wieder auf die Beine stellen! Sie müssen vor allem den Glauben an die Menschheit wieder bekommen, dann läuft alles von selbst. Es geht nicht glatt im Leben; aber neben jedem bösen Menschen stehet auch ein guter; das übersehen Sie jetzt! Sie haben Lehrer und Freunde . .“

„Freunde? Lehrer, sagen Sie? Ich weiß kaum ihre Namen; Sie sind der einzige, der in meine Seele einzog. Wächter und Lehrer, die schwere Menge haben an mir herumgeschneit in den langen, traurigen Jahren, haben mich „erzogen“! Mein Aug und Ohr vergaß sie schon, als sie noch neben mir standen. Und Freunde! Ach Gott!“

„Tun Sie dem Scharffenstein nicht unrecht!“

„Er tritt bald aus; ich werde ihn dann nie mehr sehen!“

„Papperlapapp! Er wird Offizier und Sie werden Doktor, Arzt, Leibmedikus oder was weiß ich. Ihr werdet Euch noch oft genug in Stuttgart auf die Beine steigen. Wetten wir?“

„Wenn's dem Herzog gefällt!“

„Wird ihm schon gefallen!“

„Zwischen mir und dem Herzog gibt es keinen

Frieden, Herr Professor; täuschen Sie sich nicht! Wir sind Todfeinde vom Anfang der Dinge her."

"Schiller!!" mahnte mit leisem Entsetzen der Lehrer, „er ist Ihr Landesherr!"

„Jede Handlung des Menschen ist nur ein Glied in der Schicksalskette, die von Ammenlaunen oder schlechten Hofmeistern, vom väterlichen Temperamente und vom Blute der Mutter geschmiedet wurde. Warum lügen? Es gibt zwischen dem Herzog und mir keinen Kompromiß! Ich hab' es lange erkannt! Ich fühl's, wenn sich auch die Feigheit in mir noch oft nach solchem sehnet und sich gegen die Erkenntnis spreizt; es ist so! Er hat mich aus der Bahn geworfen und hat mich beschenkt, ohne daß ich etwas verlangte. Die gebende Hand ist stets in Gefahr, gebissen zu werden. Er selbst ist schuld daran, daß ich ihn nur mit Wut sehe. Er gibt mir als Gefangenem nicht die Distanz, ihn anders zu messen. Er herrscht mit der bewaffneten Macht und strengsten Gerichtsbarkeit, ich will auch herrschen! Mein Hirn ist meine Kaserne! Jeder Mensch muß ein Stücklein Welt haben, in dem er Gott ist. Jeder! Soll ich nur für ihn leben? Soll alles zuende sein, wenn meine Brust den letzten Odem zieht? Seinetwegen? Leb ich deshalb, um Ihm ein Steinchen auf dem Wege der Schöpfung zu sein, damit Er besser und trockeneren Fußes durch ihre herrlichen Gärten wandle? Keine Sekunde habe

ich, die mir gehört, alles ist eingeteilt, für Ihn! Wenn ich in mich hordchen will, muß ich lügen; die Freiheit für ein paar Stunden muß ich mit Betrug erkaufen. Muß ich mich zur Schlechtigkeit erziehen lassen? Wo ist mein Menschenrecht? Ich muß meine Gedanken töten, mein Hirn umspannen, wenn es ihm beliebt; mein Herzblut muß Sacht-Nacht stehen, wenn er es befiehlt. Das ist Mord, dessen Befehliger dort an den Galgen gehöret! Hören Sie noch nicht das Malefizglöcklein der Freiheit, ich hör' es klingen, es schreit, ich will es meinem Jahrhundert läuten . ."

"Schiller! Um des Himmels Willen seien Sie still! Wenn uns einer denunzieret, sind wir verloren!"

"Wenn Sie Angst haben, so verlassen Sie mich!"

"Schiller!" Wortwurfsvoll sah ihn der kleine Mann an. „Habe ich das verdient?“ Ehe er sich versah, saß ihm ein heißer, inbrünstiger Ruß auf der dicken Hand. Die Tränen standen nun klar in Schillers schmerzvollen Augen. „Aber, was sollen sich denn die Leute denken?“ sagte der kleine Mann verzweifelt und rieb verlegen den geküßten Handrücken. „Was sollen sich denn nur die Leute denken?“

"Der Menschheit Meinung hab ich stets verachtet!"

"Kommen Sie, kommen Sie!" Abel zog ihn

hastig am Herrenhaus vorbei, neben dem der Galgen und der Pranger untätig standen, hinein ins Bären-Gäßle. Nun, da Schillers Herz wieder die Oberhand hatte, wuchs Abels Ernte; er hielt die Überredungs-Sichel bereit zum Schnitt. Auf der Stifts-Kirche schlug die Uhr. Über dem weiten Plage drüben standen die Akademiegebäude und sahen neugierig herüber.

Endlich gelang Abel die geordnete Rede: „Schiller, Sie müssen heraus aus der Akademie! Was dem Durchschnitt frommt, paßt nicht für Sie. Sie müssen ein Probestück ausarbeiten, vielleicht bewilligt Ihnen das Professorenkollegium den Austritt zu früherem Zeitpunkt. Die Literatur muß einstweilen ruhen. Man beweiset auch die Willensstärke im Kampfe mit sich selbst! Ohne Selbstzucht kein Meister! Stellen Sie Ihr Können einmal in einer wissenschaftlichen Arbeit heraus und studieren Sie wie der Teufel, damit Sie zur Freiheit kommen! . .

„Wenn Sie Ihr eigener Herr sind, dann treiben Sie die Poesie gewiß bis ans Lebensende, das weiß ich sicher und das kommt, das Lebensende nämlich, hoffentlich erst sehr spät! Aber jetzt studieret und die Feinde mit den eigenen Waffen geschlagen! Ich werde Ihnen helfen! Sie dürfen nicht auf der Schulbank zerbrechen oder Schaden im Charakter leiden. Und wenn Sie Geld brauchen, so sagen Sie mir's; ich hab, Gott

sei Dank, etlichen Mammon auf der Seite. Schiller, befolgen Sie meinen Rat, beherzigen Sie ihn! Ich tu' es ja nicht für mich! Und glauben Sie wieder an Ihre Freunde. Rennen Sie nicht weiter allein, wie die letzten Wochen. Verbittern Sie sich nicht! Innerlich können Sie ja einsam sein, aber äußerlich verträgt das kein Mensch; er hat so kein Gegengewicht, mit dem er den innern Reichtum wägen kann und nur auf dem basiret die wirkliche Überlegenheit. Ihre Freunde gehen für Sie durchs Feuer! Lassen Sie ihnen aber auch das eigene Denken, Sie, unheimlicher Patron! Sie: Arme Leute kochen eben mit Wasser! Bedenken Sie das! Darf ich dem Petersen und den andern sagen, daß Sie sich besinnen wollten? Die haben eine Todesangst um Sie!" — Professor Abel räusperte sich verlegen und schuldbewußt. „Man ist nämlich an mich herangetreten!" Schillers argwöhnischer Blick brannte auf ihm. „Der Gedanke mit der Probearbeit aber, der ist von mir!" widerstand er stolz.

Jrgendwo kimperte ein Klavier, eine Mädchenstimme sang: „Blühe, liebes Weilchen!" Durchs Gßlinger Thor rollte eine Karosse. Ein Stutzer, im violetten Frack, mit Schönheitspflästerchen im Antlitz, promenierte vorbei. Er sah hochmütig Fritz Schiller an und dachte: „Giel! Was für ein häßliches Gebilde; der macht doch

sein Leben lang nicht Karriere! — Warme, gütige Luft glitt von den Nebenhügeln nieder und streichelte Schillers gequälte Stirn. Professor Abel zog an seinem Uhrband und zählte die Fenster des linken Akademietraktes. In Schillers Antlitz war Kampf und Rührung. Waren die Menschen doch am Ende gut?

Die geballten Fäuste entspannten sich, die Falten auf der Stirn und um den Mund wurden milder; Friß Schiller schlug die Augen auf. Sie leuchteten wieder hell und freudig, wie die Sonne nach stürmischem Wittertag.

„Ich will!“ sagte er und streckte Professor Abel warmblütig die Hand hin, „ich danke Ihnen! Sie haben der Menschheit heute einen Dienst erwiesen!“ — — —

Fritz Schiller stand vor dem herzoglichen Rektor, um dessen Urtheil über seine Probeschrift zu empfangen.

„ . . . Ja, wie gesagt, Schiller! Das medizinische Professorenkollegium hat mir Seine Arbeit als nicht vor den Druck ratsam erklärt, wenn auch unter Anerkennung Seines kühnen Willens, alles besser zu wissen, als es die gründlichste Wissenschaft an den Tag gebracht hat. Er hat zu blühenden, ausschweifenden Stil und Er hat auch zuviel geschimpfet! Jawohl! Er hat geschimpfet contre Haller, den ich sehr verehere, und dem auch Er vieles verdankt. Was heißt denn das! zum Beispiel: ‚Zuweilen macht auch der gute Haller sein Schläfchen,‘ oder: dem Bonnet wirft Er unverzeihlichen Leichtsinns eines französischen Gauflers vor, und vom Lavater saget Er: ‚Die Physiognomik organischer Teile dürfte wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte.‘ Hat Er schon ein Buch geschrieben? — Er weiß

doch, daß ich in jungen Jahren ein Verzeichniß aller Tugenden und Laster in Druck erscheinen ließ?"

Um Friedrich Schillers Mund verriet sich ein überlegener, spöttischer Zug, den er nicht meistern wollte. Der Herzog maß ihn und freute sich innerlich über des Bögling's Frechheit, die er in seinem Erbgottgefühl natürlich nicht auf sich bezog. Da hatte er den zopfigen Professoren, die doch eigentlich nur die Hausknechte seines Kopfes waren, ein Auktudsei ins Formelneß gelegt. Der Seelenerperimentator dachte an Kaiser Joseph's Worte und sagte wohlgefällig: „Mir gefällt ja eigentlich Sein Unbekümmertsein. Nur durch Ungeßüm kommt die Menschheit weiter; aber: Sein Feuer muß gedämpft werden und dazu wird — meine ich — ein Jahr genügen. Er bleibt also noch ein Jahr in der Akademie! Ich meine, Er kann mit seinem alles fressenden Geist — naturellement, wenn Er fortfährt, fleißig zu sein — späterhin ein recht großes Subjektum werden, nur: Er muß mehr Ruhe und Gelassenheit bekommen, dafür will ich übrigens schon sorgen! — Aber Er ist ein unordentlicher Schweinepelz! Weiß Er nicht, daß Er heute, am Festtag, nur drei Knöpfe der Weste zu schließen hat, damit der Busenstreif weiter ausliegt? Knöpf' Er sofort den einen Gilet-Knopf auf! Daß mir das nimmer vorkommt! — Ja, und was ich noch sagen

wollte: Hör Er nicht zuviel den Abel an; der ist ein Philosoph und verstehet nichts von der Medizin. Ich werd Ihm die Krankenrapporte zuschicken und die nächtlichen Revisionen in den Krankenstuben; so kann Er 'was ordentliches lernen, denn ich hab' tüchtiges mit Ihm vor. Sei Er froh, daß Er mich hat! Und heut abend, bei den Disputationen, halt' Er sich wacker, damit Er Preise bekommt und damit Er mich vor seinen Professoren nicht desabouieret. Ich hab ihnen gesagt, Er könnte trotz alledem 'was! Also: laß Er mich nicht im Stich und schlag Er sich tapfer!"

Eines Verzweifelten schärfste Wehr fühlten die Böglinge Karl Eugens, die befohlen und wortbewaffnet in die Arena traten, um den Beifall der Stuttgarter Spießbürger zu erkämpfen. Schillers Kralle hauste schredlich in manchem mühselig und sauber gezimmerten Gedankenhaag. Schillers Würgengel schmiß Verwirrnis um sich und gebär unerwarteten bläme. Wegwerfend blinzelten die Augen, der schimmernde Geist tat riposte auf riposte. Es waren Triumphe im Käfig, Siegesfahnen in Blut getaucht. Er gab Petersen und Elwert ein Feuerwerk seines Geistes zum Abschied. Wieder schuf der tiefste Schmerz in ihm neue Erkenntnis. Und dann ward der Bopf gesteckt, die Galamontur angelegt. Die Geistesgladiatoren des Herzogs marschirten in den festlichen, geschmückten Saal, in

dem die Preisverteilung stattfand. Wieder war ein Jahr zuende, wieder versanken Freunde, wieder mußte er bleiben und weiterhin neue Unfreiheit erdulden.

Die hohen Gäste standen vorne, neben dem Tisch, auf dem die Preise lagen und bekomplimentierten sich. Ein Sakai rannte durch die Reihen der Eleben und meldete atemlos dem Herzoge den Kammerpräsidenten Heribert von Dalberg aus Mannheim an. Doch Karl Eugen hatte diesmal erlauchte Gäste, der Kavaliere galt heute nichts. Mit flüchtiger Handbewegung ward er begrüßt. Er schloß sich stimmungsgewandt dem Kreise jener an, die auf dem erhöhten Podium um Franziska von Hohenheim standen oder saßen, derweil das „Volk“ den großen Saal und Saalhintergrund füllte und so mit Schnattern die Coulissen stellte zum herzoglichen Gottesdienst der Selbstberäucherung.

Schillers Blicke gingen die Reihen der Gäste entlang, denen heute sinnfällig die ersterbende Dankbarkeit der Akademisten vorgeführt werden sollte. Es war die Parade der Berschnetterung des eigenen Ichs. Karl Eugen strahlte: seine Schlußansprache hatte rauschenden Beifall geweckt; Professor Abel, der ungenannte Autor, hatte seine Aufgabe zu hoher Zufriedenheit gelöst.

Der Herzog dozierte eifrig in den jungen

Herrn zu seiner Rechten hinein, er floß über vor Höflichkeit. Baron von Wedel, der mit zwei andern Herren im Adler logierte und gestern reitend aus der Schweiz gekommen war, hörte etwas gelangweilt zu; er lachte öfter, wie es schien, mehr um sich selbst die Situation zu erheitern, als entzündet von einem herzoglichen Ausspruch. Tausend Teufel sprangen in seinem Gesichte herum, wenn er sich an den Herrn seiner Begleitung wandte, der links vom Herzog stand und mit ernster Höflichkeit und verbindlichem Lächeln seines Gefährten Liebenswürdigkeiten entgegennahm. Der junge Herr war schön gewachsen und sein Blick leuchtete hell und durchdringend, wenn er über die Akademistenchar hinweg schritt. Das gesundfarbige Antlitz zeichnete die weiße Puderlinie der Frisur scharf aus, was dem feurigen Gesicht, über dem wie eine Maske die Selbstherrschung lag, einen seltsamen Ausdruck verlieh. Wie eine neue, lebenheischende, ungeahnte Kraft, die aus alter Form wächst, erschien Schiller das vornehme Antlitz, das aus dem Puder des Rokoko blinkte. Gelangweilt streiften die flugbereiten Blicke die wechselnden gekrümmten Akademistenrücken, deren Arme demütig, mit Straßfüßen, die Preise aus des Herzogs Hand entgegennahmen.

„Schiller! Schauen Sie sich den Mann gut an,“ sagte Professor Abel leise und heiser von seltsamer Erregung; er prangte heute in Uniform

und fühlte ärgerlich, daß der Degen an seine Waden schlug. „Wissen Sie, wer der Herr zur Rechten des Herzogs ist? Er reiset incognito! Das ist der Herzog von Weimar! Und der andre, der schöne Mann, der so überlegen dreinsieht, das ist der Geheimrat G o e t h e!“

„Goethe!“ Wie eine Windhose, wie ein plötzlicher Laifun, bäumte das Blut in Schillers Adern auf. Goethe!

„Gestern hat er beim Herzog für Schubart gebeten.“

„Und?“

„Er hat leider die Erfüllung der Bitte verweigert.“

„Der Hund! Der Hund!“

„Schiller! Wollen Sie sich um den Hals reden!“ Professor Abel stieß in Todesangst seinen Freund mit den Fäusten. „Bedenken Sie doch, wo wir sind! Nehmen Sie Vernunft an! Sie sind manchmal zu fürchten! Hören Sie die Rede des Professor Consbruch? Was sagen Sie dazu? Er spricht von den Folgen der Wollust.“

Früh Schiller schob, in tiefstem Verachten, die Unterlippe vor.

Banal und sänftiglich, mit Büdlingen nach allen einflußreichen Seiten, trabten die üblichen Phrasen des Redners einher. Der breite Froschmund ging anmaßend auf und zu, die weißseidene,

goldgestickte Weste glänzte wie ein weißer Bauch. Nun wurde der Chapeau-bas unter dem Arm fester gefaßt, kein Zweifel: ein kühner Exkurs stand bevor. Und wirklich: „. . . O welch schöner Anblick in Gottes Schöpfung ist ein Jüngling, welcher durch Tugend und reine Sitten sich in seiner natürlichen Heiterkeit und Vollkräftigkeit erhält! Ihm verlischt das Feuer nicht zu früh im Auge, ihm verbleichen die Rosen der Wangen nicht schon am Morgen des Lebens; in seiner Miene herrscht Seelenruh und ein edler Geist atmet aus allen seinen Taten. Sehen Sie hingegen jene unglücklichen Opfer verderblicher Lüste an, wie sie am Altar des Lasters bluten . . .“

„Was haben Sie denn schon wieder, Schiller? Ich bitte Sie, beherrschen Sie sich!“ flüsterte Abel.

Schillers Blick funkelte Wut. „Weiß der Schulfuchs nicht, daß auch Werther so ein ‚unglückliches Opfer‘ war? Was soll Goethe von uns denken? Er ist e r r ö t e t! Errötet wegen diesem Vieh!“

Professor Abel stahl sich leise beiseite. Er schüttelte wehmütig den Kopf. Der junge Mensch wuchs über ihn. Ihm bangte. Mit schreckserfülltem Blick sah er kummervoll Schillers kühnes Profil. Unter dem Händeklatschen der Zöglinge und anderen Untertanen schloß die vom Herzog

befohlene Rede. Stolz verließen des Professors weißseidene Beine die Rednertribüne. Karl Eugen nahm wieder die Liste der Auszuzeichnenden in die Hand. Die Preisverteilung lief weiter. Die jährliche Schlußfeier war ein raffiniert ausgeflügelttes Potpourri von aufgetünchtem Ernst und muffiger Dankbarkeitsdressing . .

Der Name Johann Christoph Friedrich Schiller wurde gerufen. Alle Augen sahen auf ihn; der Durchschnitt witterte. Hoherhobenen Hauptes schritt die lange, militärisch aufgerichtete Gestalt durch die Reihen. Nun stand sie vor dem Herzog und das zur Demut gezüchtete Blut siegte über den widerwilligen Geist: Friß Schiller beugte den Rücken.

„Das ist nämlich ein erleuchtetes Subjektum!“ sagte Karl Eugen gewichtig zum Weimarer Herzog. Doch der blickte angelegentlich nach einer jungen Dame auf der Gallerie. Der Rektor wandte sich zornrot zu Goethe und sagte nochmals, fast drohend: „Das ist nämlich ein erleuchtetes Subjektum meines Landes!“

Eine Kopfneigung, die verbindliches Interesse markierte, folgte. Mit gleichgültiger Höflichkeit bemühten sich, für einen Augenblick, Goethes glänzende Augensterne, in das totenbleiche Akademistengesicht zu sehen, das mit tiefer Scham der Vorschrift genügte, die gütig anordnete, daß jeder Bürgerliche des Herzogs Rockzipfel

danke zu küssen hätte. Das kalte Licht stand in den hohen Fenstern und sah mit erbarmungsloser Neugier zu. Friß Schillers gemarterte Augen klammerten sich in Goethes Antlitz fest. Des Geheimrats Blick schwebte weiter. Er gab nicht viel auf Karl Eugens Empfehlung und sann eben allerhand spinnwebfeinen Dingen nach, spinnwebfeinen Dingen, die nicht zu einem armen, schweißnassen Schwabenantlitz paßten. Der herzogliche Pädagoge sprach noch immer: „Den Preis in deutscher Sprache und Schreibart hat Er für diesmal wohl an Elwert verloren. Doch Elwert tritt heute aus und Er kann die Scharte im kommenden Jahre noch ausweken! Halt Er sich nur weiter an der tête und ich will's Ihm nicht fehlen lassen, wenn Er ins Leben kommt!“

Wie im Taumel schritt Friß Schiller zurück, wie im Taumel stand er in den Reihen. „Er hat dich angesehen!“ flüsterte Hoven und schielte verlegen und schuldbewußt, weil er sein Gefühl nicht wortlos meistern konnte, weil er in des andern tiefste Andacht hineinsprach, wie in eine feierliche Kirchenstille, „wir haben's alle bemerkt!“

Was Friß Schiller bis heute eine begeisternde Buchstabenfolge, ein mystischer Klang gewesen war, was ihm eine prophetische Deuchte, ein Hoffnungslicht in finsterster Kerker Nacht gewesen, das stand dort fleischgeworden vor ihm.

Erhebend und erschütternd war die leibliche Wirklichkeit. Ein menschliches Wesen, gekleidet wie alle andern, hatte das Herrliche vollbracht. Ein Mensch war Goethe! Ein Mensch wie er! Wie groß, wie begnadet war doch das Menschengeschlecht! Und wie lächerlich war's, daß der Herzog von solchem Geiste die Reverenz verlangen durfte. Wie niederdrückend war die Erkenntnis, daß keine Leistung so hoch hob, wie die zufällige Zeugung im fürstlichen Bett. Wie verabscheuungswert, wie blind, wie ungerecht, wie tyrannisch dumm, war das Menschengeschlecht! Sie gafften die Fürsten an, sie betwunderten die schöne Maitresse. Und Goethe? Goethe! Nun ja, er war der Aufpuß der irdischen Macht, der gnädig bewillkommte Gast des kupplerischen Hofes, der nur dachte, wenn es seine Freuden galt. Der König im Reiche der Geister stand als geehrter, gütig geduldeter Bakai der ersten Kategorie neben Karl Eugens beleidigender Herablassung. Er, der die Geister in seinem Willen hielt, der sie heulend, jubelnd und röchelnd weinen lassen konnte, wie's seinen machtvollen Worten genehm war, der über Throne und Reiche verfügte in einem kurzen Augenblicke seines innern Erlebens, der die Weltgeschichte vorauslebte, er war in den Augen der Majestät, in den Trübsäugen dieses qualligen Untieres der Menge, eine Rarität, eine Absonder-

lichkeit, an deren hergebornen, hirngehämmer-ten Werken jeder Rärner anmaßend herumzog und seine kleinliche Meinung maß, wie vorhin der akademische Mistpantsher!

Aber er wollte sie zwingen! Bettelnd sollte die Meute vor ihm knien und um gnädigste Absolution flehen, die er ihnen vertweigern würde. Dreck sollten sie fressen und Staub sollte ihr Getränk sein, wenn sie auf der Folter seines rächenden Werkes lagen. Keine Demütigung durfte zu groß sein, wenn sie nur zum Ziele führte, wenn sie diesen Pöbel, der zu herrschen nicht berufen war, in ihrer Folge in den Abgrund donnerte! „O, meine Augenbrauen sollen über euch herhangen wie Gewitterwolken, mein herrischer Name schweben wie ein drohender Komet, meine Stirne soll euer Wetterglas sein! Ich will euch die zackigen Sporen ins Fleisch hauen und die scharfe Geißel versuchen. Die Wahrheit sollt ihr hüllenlos sehen, daß ihr zusammenbrecht! . .“

Gemächlich und faul würden sie auf ihren Stühlen sitzen und bequemes Verdauungsspiel erwarten. „Mort de ma vie,“ würde der Herr sagen, „daß heiß’ ich einen Schwung!“ — „Sch, sch“ würde die Kamfcell flüstern, „die coiffure der Amalia ist mir zu altmodisch!“ — „Sternhagelbataillon, den Kerl, den Räuberhauptmann, hättest du sehen sollen, wie er das Mädel

vor dem Hungerturm auf die Erde schmiß!" würde der Kutscher zum Lakaien sagen, „und dann hat er sie gar erstochen!" — „Sie fiel aber recht artig," würde die gnädige Tante sagen, „recht artig und gustös, sur mon bonheur!" Wenn sie so weit waren, wollte er mit den glühenden Eisen seiner Worte unter sie fahren! Kanaille, Natternbrut und Phänengezücht! — Und doch! Schön war es, zu leiden unter den nivellierenden, frisierenden Händen des kurzichtigen Alltags! Ja, ja! Schön war es trotz alledem! Schön! Warner und Mahner wollte er sein! In Goethes weltfernen, stolzleidenden Augen, im breiten Grinsen des geladenen Volkes war es Friedrich Schiller klar geworden, daß es nun Zeit wäre, sein Lebenswerk zu tun, seine Sendung restlos zu erfüllen.

Aufrichtig bedauernd entließ endlich die trostlose Anstalt ihr ungehorsames Kind, dessen Geist sie nicht brechen, dessen Feuer sie nicht dämpfen konnte. Des Herzogs Gnade glimmte wie schwelendes Licht, das nicht leuchten will; des Herzogs Gnade war ein Wortbruch am alternden Vater: Zum portepeelosen Medikus wurde Friedrich Schiller ernannt, bei einem Veteranen-Regiment, mit achtzehn Gulden Monatsgage! So hing der kühne Kenner im Joch des Alltags. Abhängig von der väterlichen Unterstützung, eingebunden in des despotischen Herzogs Machtbereich, so sah Friedrich Schiller sein Elternhaus wieder, das ihm die Zeit, die herzogliche Absicht und das Wachstum seines Kopfes in gleicher Weise entfremdet hatten . .

Hochaufgerichtet schritt er an seines Vaters Seite, mit den Blicken im hellen Ed des Winterhimmels verankert. Gesenkten Hauptes ging Kaspar Schiller und gebrauchte schwerfällig den Wanderstock. Mißliches Schweigen trennte sie, Kaspar Schiller durchbrach es.

„Der Frik von Hoven ist also auch vor würdig befunden worden?“ sagte er und sah nicht auf vom gefrorenen Boden, der häßlich und hart die Eisenzwinge des Stodes von sich stieß. „Sein Herr Vater hat mir die freudige Hoffnung angedeutet.“

„Er wird Hofmedikus zu Ludwigsburg. Sein Vater schickt ihn auf Reisen.“

„So, so — ja! Hofmedikus, das ist 'was Rares.“ Die Vaterhand zitterte und der Kopf blieb gesenkt. „Es ist mir aufrichtig leid, Frik, daß ich Ihm das nicht auch verschaffen kann, aber: Er weiß ja!“

„Wir sind nicht von Adel! Ich weiß!“

„Das und: es fehlten uns auch die Geldmittel, denn die drei Mädeln kosten viel Geld, Frik. Man sieht gar nicht aus, wohin das noch führen soll, wenn der Putz und alles, was drum und dran hängt, um gesellschaftlich zu gefallen, kein Ende nimmt. Das Leben ist streng; man kann nie wie man möchte! Die maman ist zu schwach; sie erlaubt den Mädeln alles!“ Wieder gingen sie ein paar Schritte nebeneinander, wie fremde Wanderer, die gleiches Tempo zufällig auf einer Straße zusammenhält. Der Atem rauchte zwei getrennte Fahnen in die kalte Luft. Kaspar Schiller raffte sich zu einem wohlgemeinten Klaps auf, durch den er wehmütig mit seinem losgetrennten Kinde

Fühlung suchte; er schlug ihn sachte auf die Schulter. „Kopf hoch, Friß! Es ist schwer zu ertragen, aber Gott hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen: auch ich trat mit einem dérangement ins Leben und bin doch weiter gekommen. Nicht?“

„Eine Demütigung ist kein dérangement!“

„Ich war in Seinem Alter auch nicht mehr als Er.“

„Sie haben nicht acht Jahre studiert! Sie kamen aus der Barbierstube! Sie durften nicht mehr verlangen! Ich muß die salutieren, die mit mir auf der gleichen Schulbank saßen.“

„Was soll das Räsonieren? Und das mit der Barbierstube brauchet Er jetzt nicht an die große Glocke zu hängen! Füg' Er sich, wie ich's getan hab' und wie's alle getan haben, die einmal ganz hoch oben 'naus wollten.“

„Haben Sie sich schon in der Jugend gefügt? Die traurigen Lehren, die das Leben gibt, sind, Gottlob, nicht vererbbar; jeder muß sie stets von neuem an sich erleben. Vater! Sind Sie, weil Sie sich gefügt hatten, den Frangipane-Husaren in die Bataille nachgelaufen?“

Kaspar Schiller blieb bedrückt und gepreßt atmend stehen, er suchte seines Sohnes Augen. Sie wurden ihm verweigert. Traurig schüttelte der Vater den Kopf und stieg mühsam weiter, dertweil die Landschaft ihn eifriger umfror. Als

ein paar schreiende Krähen sich schwerfällig vom Schneeweiß zur Höhe mühten, begann er von andern Dingen zu sprechen, scheu und gezwungen. Der entblätterte Wald stand ratlos auf der Höhe.

„Der Herr Wetter ist jetzt in England und will nach den Niederlanden, um dort eine Druckerei zu gründen.“

„Der „Herr Wetter“ ist ein leerer Sprudelkopf, der das Wollen, aber nicht das Können hat. Lassen Sie mich mit dem „Wetter“ in Frieden! Soll er mir vielleicht wieder zum Vorbild dienen?“

Blaurot war Kaspar Schillers Antlitz. Er widersprach nicht, weil er sich neben seinem Kinde wie schuldig fühlte; er sah angelegentlich die Straße voraus, ob denn die Mutter, mit den Töchtern, noch nicht zur Begrüßung käme. „Erzähl’ Er mir von Seinen Kollegen, so mit Ihm absolvieret haben,“ bat er.

„Muß denn immer geredet sein?“

„Die närrische Christophine hat uns von manchem Seiner Freunde vorgeschwärmt, aus Seinen Briefen heraus. Uns schrieb Er ja nicht solche Sachen.“

Wortlos ging Friedrich Schiller und starken Schrittes. Er spreizte die Arme weg von seiner neuen Uniform, die er haßte, und die ihn demütigte. Er trug sie wie ein ekles Totenkleid und blickte geradeaus in den Winterhimmel

hinein, als sähe er nicht die Welt, die um ihn war.

„Fritz! Gebe Er doch Antwort! Was ist mit den andern?“

„Die andern? Sie gehen ins Ausland. Der Herzog sendet sie nach Paris; der Danneder und Heideloff dürfen auch nach Paris. Der Plebs versteht nur die Kunst, die zu sehen und zu hören ist; für's andere brauchte das Herz erst Brillen und Hörrohr dazu.“

„Mit dem Stuttgarter Quartier, so ich Ihm aufgenommen hab', wird Er zufrieden sein. Die Frau Hauptmännin Wischer wird Ihm nichts abgehen lassen; ich habe ihren seligen Mann gut gekannt; er war Quartiermeister mit mir. Ihre Kinder werden Ihn, hoff' ich, nicht allzusehr stören, beim studieren. Er studieret doch weiter?!“

„Natürlich studiere ich weiter!“

„Und mit Seinem Stubengenossen, dem Leutnant Kappf, wird Er sich vertragen?“

„Natürlich! Wir waren doch zusammen in der Akademie! Was die wahre Liebe bindet, läßt nimmer von sich! . .“

„Gott sei Dank!“ sagte Kaspar Schiller verwirrt und hastig, „dort kommt die maman. Geh' Er ihr, schneller als ich, entgegen. Sie freuet sich sehr auf Ihn!“ Und er blieb erleichtert halten und sah mit dampfendem Antlitz dem Davon-

wandernden nach, dessen Schritte weit und heftig waren. Wie ein Alp wich es von ihm, als der fremde Sohn nicht mehr neben ihm war.

Friedrich Schiller umschlang die weinende Frau, die ihn geboren hatte, die stark und schweratmig in des Lebens Müttelsieb geworden war, und die ihn nun schluchzend befühlte, ob er auch ganz wieder zurück in ihre Hände käme. Sie küßte seine Stirn, die kühn, wie eine Bastion, in die Welt sprang und zeichnete ein Kreuz darauf. Der stolze Kopf neigte sich, die krampfartige Spannung in seinem Nacken ließ nach. Frau Schiller wandte sich und streckte fröhlich die Hände nach rückwärts. Sie rief mit heller Stimme, die plötzlich und eilig aus ferner Jugendzeit kam: „Fritze, da schau', was aus der Luise geworden ist!“ Und sie zog das verlegene Mädchen, das er als kleines Kind innig geliebt hatte, das er acht Jahre hindurch kaum angesehen hatte, wenn es im Besuchszimmer ängstlich an Mutters Rock hing, näher zum heimgekehrten Bruder heran.

„Du bist gewachsen,“ sagte Friedrich Schiller zur Schwester. Die Mutter erblaßte, das Wort war schal und leer; das hätte er früher nicht vermocht! Mehr sagte er nicht; drohenden, durchdringenden Blickes sah er die Gebäude der Solitüde vor sich; dort hatte seine Entrechtung ihren Anfang genommen . .

Das Rhinele gab ihm einen herzhaften Kuß; sie war ein starkes Mädchen geworden, das dem Vater nachgeriet. Sie verstand es, den Knoten der Stimmung zu lösen, weil sie ein Ahnen seines Willens in sich trug. „Was machen ‚die Räuber‘“, flüsterte sie und schielte nach dem herankommenden Vater. „Sag!“

Auf Schillers Stirn verschwanden die kantigen Faltenwälle, die seine Persönlichkeit vor der Todfeindschaft des ankriechenden Altags aufwarf. Schwärmerische Helligkeit glitt, wie Sonne über zerstörtes Land, über sein Antlitz. „Sie sind im Druck!“

„Ach!“ Sie stieß einen jähen Siegeschrei aus und gab sich gleich selber mahnend eine auf den Mund. Scheu und triumphierend sah sie den Vater an, der sie nicht gehört hatte. „Woher hast du das Geld zum Druck genommen?“

„Das hab' ich mir geliehen. Ein Hundsfott, der sich nichts zu wagen getraut! . .“

„Er ist groß geworden, nicht wahr?“ sagte bänglich Frau Schiller und bettelte um ein beruhigendes Wort aus ihres Mannes Mund. „Findest du nicht, daß er männlich geworden sei?“

„Um, ja!“ brummte Kaspar Schiller unmutig, „der Herzog hätt' ihn wahrlich zu mehr machen können! Das ist nicht die bessere Ver-

sorgung, die er meinem Sohne zugesaget hat. Jetzt kommt der Junge nicht weiter als der Vater. Wofür hab' ich mich denn geradert? Fast mein' ich selber, er hätte recht, wenn er sagt, wir lebten vergebens." Die Mutter sah mit einem Male die enge Uniform ihres Lieblings, in der er häßlich und edlig steckte, der frackartige dunkelblaue Rock wirkte wie ein Futteral, die plumpen weißen Gamaschen umstanden, wie schlechtbemessene Zylinder, die mageren Beine. Sie mußte weinen. . .

„Du, Rhinese," sagte Friedrich Schiller, „im Stäublin'schen Musenalmanach erscheint ein Verstäud von mir. Dafür bekomm' ich Honorar! Ich hab' auch schon neue Tragödienpläne in mir."

„Wenn du wieder 'was zu kopieren hast, schid' es mir. Was meine kleinen Kräfte zu deinem Ruhme und deiner Größe fügen können, das tue ich, wie du weißt, von ganzem Herzen! Hast du noch genug Papier? Sonst stehl' ich dir wieder herzogliches aus der Kanzlei von Papa — er merket nichts!"

„Du Gute!" Er streichelte ihr mit den Blicken das Haar zurück und fragte liebevoll: „Was machet der Leutnant von Miller?"

„Ach der!" Sie zog schmolend das Schürzenband, „ich möcht' ihn schon, aber: unser alter Herr krieget ja den Wutkoller, wenn man nur von dem schönen Menschen redet. Ich werd' schon

einen Aktuarius oder so einen verschimmelten Kerl zum Ehegesponsen bekommen." Sie warf trotzig die vollen Lippen auf.

"Phine!"

"Ach, laß doch, Fritz! Laß das!" Sie nahm des geliebten Bruders Kopf zwischen ihre Hände und sah tief in seine Augen, die sogar schöner waren als des Leutnant von Millers herziger Blick. "Was hat denn mein Schicksal für Bedeutung gegen deine Zukunft? Weißt du denn, Fritz, daß du ein ganz großer Mann wirst? Ein ganz Großer!"

Glücklich lächelte er und fand in ihrem Händedruck wieder das Vaterhaus. "Ja, Phinele; ich glaub' es selber!"

"Was habet ihr zwei so heimlich und lang zu beraten?" rief Kaspar Schiller streng, "ich fürchte sehr, es gehet wieder contra mich!" Stirnrunzelnd maß er das Geschwisterpaar. Friedrich Schillers Blick verließ die Erde und wanderte auf's neue den Wolken zu. Phinele aber machte einen schnippischen Knix, weil sie über ihres Bruders unveränderte Liebe glücklich war und sagte:

"Wir sprachen von den schönen Husaren, Herr Papa; von den wunderschönen Husaren!"

"Loses Ding, mißratenes!"

"Und vom Herzog haben wir auch geredet, der so gnädig zum Fritz war, durch Ihre Protek-

tion!" Kaspar Schiller erbleichte, denn sie schrie jetzt mit geballten Fäusten und in eiferndem Borne: „Er ist ein elender Lügner, der sein Wort nicht hält!“ — Wie ein mahnender Apostel, zu Stein verwandelt, stand der Vater und warnte mit schreckerstarrter Miene und gehobenem Stoch vor den beschneiten Büschen, deren dürre Blätter wie erregte Lauscher bebten. „Wollet ihr peinlich zu Tode gebracht werden?“

„Aufsch!“ schrie das Rhinele und begann zu laufen. „Mutterle,“ rief sie über die Schulter zurück, „ich schau schon nach dem welschen Festgodel, damit er nicht anbrennet!“ Mit fliegenden Rößen, wie ein junges, überkräftiges Fohlen, rannte sie den Rest des Weges zur Solitude hinauf. Kaspar Schiller kollerte und schimpfte über das Mädelgezücht im Allgemeinen und über seiner Tochter scharfes Mundwerk im besondern, das sie doch eigentlich von ihm ererbt hatte . .

„Fritz,“ sagte die Mutter und nahm ihn wieder bei den Schultern, ängstlich forschten ihre Augen. „Du glaubest doch noch an Gott?“

„Freilich, Mutter; er hat ja so mächtig viel aus mir gemacht!“

„Hat Er dich nicht gesund aus der Akademie entlassen? Und bist du nicht durch ihn ein Mann von starkem Wissen geworden?“

„Das Können hab' ich mir selbst verschafft!“

„Siehst du, Kaspar,“ sagte trostlos Frau

Dorothea und ließ die Arme fallen, „er ist ungläubig worden . .“

Stillschweigend gingen sie, gesenkten Hauptes. Was ihnen als neuer Lebensbeginn vorgezeichnet war, das zeigte sich nun auch bloß als Station im kämpfereichen Vormarsch zu düsterm Ziel. Die Luise trabte hinterher und ärgerte sich über den unhöflichen Bruder, vor dem sie sich ein klein wenig fürchtete.

„Ich hab' Ihm zwei Zivilröcke schneiden lassen,“ brach der Vater sachlich das böse, heimtückische Schweigen, „für Seine Zivilpraxis. Die Poesie wird Er jetzt doch sicherlich beiseite setzen, wo Er anders besser Geld verdienen kann?“

„Ich muß immer in Uniform gehen! Es ist direkter Befehl vom Herzog.“

Ratlos sah Frau Dorothea den Vatten an. „Jetzt ist das Geld umsonst in den Wind geworfen.“

„Da kaufest du den Fräuleins eben heuer nichts neues!“ knurrte Kaspar Schiller, dem der Herzog jetzt nicht hätte begegnen mögen. „Sie stolzieren so wie die städtischen Damen herum.“

„Herr Vater,“ sagte Friedrich Schiller hastig, „die zwei Zivilröcke nehm' ich heute abend nach Stuttgart mit; vielleicht kann ich sie brauchen.“

Vange sah ihn die Mutter an, er wich vor ihrem Blick zur Seite. Kaspar Schiller nickte.

„Vielleicht kann er die Röcke gut verkaufen!
Sehe er, dort kommt sein jüngstes Schwesterle,
daß er noch gar nicht kennet! die Hanne!“

Friedrich Schiller lief dem Kinde entgegen
und riß es an sich, daß es zu schreien begann. Tief
und erlöst atmete die Mutter auf. „Er hat doch
noch ein gutes Herz!“

Raspar Schiller fing die Hand seiner Frau.

• •
•

Wie eine reife Frucht, die vom Baume fiel, so
lag das geschaffene Werk; doch der erzitternde,
ruheloße Stamm blühte neues Fühlen und
Denken, das verlangend ins Dasein der Wirklich-
keit drängte. Fiesco entstand, wuchs und trieb
neben den Räubern, für die kein Verleger sein
Geld hatte wagen wollen.

Die frohnfreie Nacht ward dem Dichter zum
Arbeitstag. Verzweifeln rang der unterliegende
Leib mit dem Selbengeist, der ihn achtlos für
sein ewiges Werk als Wurzel und Handlanger
nützte und allzufrühe verdarb. Die Furien der
Begabung rasten, sie jagten den Sieggequälten in
Abels Zimmer. Sein Inneres warf formend die
Lavaglutten des Leides aus, das ihn, in der Ker-
kerhaft seines Müßens, zerkrallte:

„Tritt her, Maler! So trozig stehst du da,

weil du Leben auf toten Luchern heuchelst und große Taten mit kleinem Aufwand verewigst. Du prahlst mit Poetenhülze, der Phantasie marklosem Marionettenspiel, ohne Herz, ohne taten-erwärmende Kraft; stürzest Tyrannen auf Weinwand; — bist selbst ein elender Sklave! Machst Republiken mit einem Pinsel frei; — kannst deine eigenen Ketten nicht brechen! — Geh! Deine Arbeit ist Gaukelwerk — der Schein weiche der Tat! Ich habe getan, was du — nur maltest . .

„O, Herr Professor, einzigtreuer Freund, wann wird endlich die Freiheit für mich kommen, wann endlich werd' ich den Worten die Tat folgen lassen und die Ketten brechen, wann endlich werd' ich sagen können: ich hab' getan, was jetzt der Kiel bloß malte? Jetzt muß ich in die Kaserne und das Lazarett abtrampeln und dann ist Wachtparade!“

Lehrer und Freunde haben zu stützen, wenn ein Genie wankt, wenn es leidend sich zu neuen Kräften schwingt. Und doch! Wie klein, wie jämmerlich und erbärmlich klein ist das, was der Gehilfe, was ein Mensch dem andern zu tun vermag! Abel, Petersen und Scharffenstein gaben Geld, Streicher spielte ihm Klavier vor und die andern verkündeten lärmend Friedrich Schillers Ruhm den stuttgarter tauben Ohren. Doch die hörten bloß den Tratsch, der Schiller des Wein-

trinkens beizichtigte und mit Bedauern und Ent-
rüstung konstatierte, daß ein junger Mann, statt
zu schlafen, die ganze Nacht in seinem Zimmer
Lichter brennte. Bis das Buch kam und von
Hand zu Hand ging, bis das Ausland sein Wort
sprach, bis wie eine Revolte Schillers Worte
durch die Jugend rannten und vornehme Reise-
wagen eitler Stammbuchbettler vor Schillers
armem Quartier hielten, in dem er von Knack-
wurst, Salat und Begeisterung lebte. Da zog
man nachdenklich den Kopf von der einen Schul-
ter zur andern und legte die Spazierstockknöpfe
wägend an die Nasen. Sollte doch vielleicht an
dem zügellosen jungen Mann etwas dran sein?
Und Herrn Haugs Zeitschrift nannte gar das
Werk ein Phänomen, das größeres Aufsehen noch
machen werde? Und Herr Haug war Pro-
fessor!

In Brodhags Gasthaus „Zum Ochsen“, unter
Bauern und Fuhrknechten, war Friedrich Schil-
lers Hauptquartier. Dort lasen die Freunde
Herrn Wielands Brief, dort begossen sie mit
Landwein den kritischen Sieg ihrer „Räuber“ in
der Erfurter Gelehrten-Zeitung. Das Werk
began zu zünden. Friedrich Schiller ging
festen Willens seinen Gang, unentwegt rührig,
seinem Können zum Durchbruch zu verhelfen.

Zug und Trug der gespielten Gleichgültigkeit des „nur für sich schaffenden“ Künstlers kannte er nicht, nur vom Leben empfing er sein Können, nur im Leben bewies sich dessen Dasein. Er sandte sein Werk nach Mannheim und bat um Verwendung bei Herrn von Dalberg, dem Intendanten. In der Zwischenzeit, bis die Entscheidung kam, schuf er am Fiesco und stritt mit literarischen Regierungsratsföhnen, die des gesitteten Stuttgart vollste Unterstützung hatten. Er entfaltete sein Banner und zog allenthalben zu Feld. Fehlerbehaftet wie jeder Mensch, berechtigter aber durch sein flammendes Göttergehirn!

Dann war der große Tag: Hemdärmelig saßen sie im „Ochsen“ und spielten, wie immer, Manille. Der Leutnant Scharffenstein verlor, weil er nach der Türe schielte und mit dem Kopfe, statt beim Kartenspiel, bei Schiller war. Warum kam der heute so spät? Hatte ihn wieder die Mutlosigkeit heimtückisch überfallen? Die untätige Zeit des Wartens, die Hilflosigkeit dieser wichtigsten Entscheidung gegenüber, zerriß die Ruhe Schillers, der sich am liebsten selbst den Weg durchs Dickicht hieb. Das ging hier nicht.

Der Kapf sang ein wüstes Kriegslied, in dem von Hoffnungen, Siegen und frühem Tode kraus die Rede war. Der Petersen trieb eingehende Studien für sein epochemachendes Werk „Geschichte der deutschen National-Neigung zum

Trunke", die andern schrien, tranken und rauchten, daß die Stube wie der qualmende Vorhof der Hölle klang.

"Elf Uhr und der Schiller fehlet noch immer!"

"Gewißlich rennet er wieder im Ludwigsburger Forst herum und in seinem Kopf spuken die Eulen und das Räuzlein schreit."

"Lasset ihn nur allein; er kommt mächtig vorwärts im neuen Trauerspiel!"

"Er zerreibet sich im Denken und wird vorzeitig enden; werdet sehen!"

"Der alte Elwert saget, eine Ruß verstünde mehr von der Medizin als er. Er gäbe Dosen, daß die Grenadiere in e i n e m Tage gesund oder hin seien!"

"Schwarzbrod und Freiheit!"

"Freiheit im Tode ist besser als Zuckertwerk in der Gefangenschaft!"

"Bruderherz, tu die Füße vom Tisch, sonst hau' ich dir eine hinter die Ohren, daß dir schwindelt und die Sterne an allen Seiten tanzen. Weg! Du wirfst Schmutz auf meinen Schinken. Füße weg!"

"Wetten wir, er hocket bei der Wolzogen oder bei der Wischerin und läßt sich streicheln!"

"Die Wischerin beunruhigt dein Maulwerk, Papf; du redest mit Betonung immer wieder von ihr."

"Ich? Zum totlachen, Bruder, wenn's nicht

so hundsföttisch dumm wäre. Ich und die Wischerin! Wo ich jede haben kann? In jedem Finger zehne! Und dann: ich zieh doch aus!"

„Weg vom Schiller?"

„Warum?" sagte Scharffenstein streng.

„Wir vertragen uns nimmer; er ist jetzt fein geworden und bedacht, daß es mir auf die Nerven geht. Er schwärmt und nimmt an meinen Reden Anstoß; der Streicher hat mich verdrängt."

„Kauft ihr um die Wischerin? Geh?"

„Die Wischerin ist ein Luder, das nicht wert ist, mir die Schuhriemen aufzulösen!"

„Na, na, laß' gut sein!" Petersen zwinkerte ungläubig mit den Augen.

„Parole d'honneur! Den Schiller läßt sie nicht geruhig! Das stimmt! Hab' ich ‚Die Entzündung an Laura‘ geschrieben, oder: ‚Laura am Klavier?‘"

„Du hättest's nicht vermocht, Klapf!"

„Nasset das Wortestecken und sauft einen herzlichen Rundtrunk, ihr Kerls!" Petersen hämmerte auf den Tisch. „Brodhag, Ochsen-Wirt! Wein her! Aufschreiben! Wir zahlen alles zusammen, wenn wir mit den „Räubern" reüssieren. Zum Donner und Doria, Wein her! Meine Gurgel ist ein leerer Sack, der an der Sonne röstet."

Schwer schnaufend nahm der dicke Schank-

wirt des Herrn Unterbibliothekars Schoppenglas an sich. Er sagte schmunzelnd, mit fettiger Stimme: „Die Frau Hauptmännin, d' Wischerin, hat herg'schickt, warum der Herr Regimentsmedikus noch nicht daheim sei.“ Seine schwere Hand wischte, mit der schmutzigen Schürze, die Weinlachen vom gebadeteten Tisch, dertweil ein dröhnendes Gelächter zur niederen Decke quoll. „Sie hat hergeschickt?“ Kapf schmiß in wüster Wonne einen Teller an die Wand, daß die Splitter über die andern flogen. „Sie kann ihn nimmer erwarten!“ Unbändig lachend, warf er, weit in den Sessel zurückgelehnt, die Beine herum, als träte er Wasser.

„Es sei a Briefle komme aus Mannheim.“ Zäh stand der Lärm! Wie ein Länger, der im rasendsten Wirbel, das zweite Bein scheu zur Erde sinken läßt, weil ein Signal ihm sagte, daß er zur Unzeit seine Kunst geübt, so stand der Lärm! „Ein Brief aus Mannheim?“ fragte Scharffenstein und hob sich, mit blinkenden, bedeutenden Augen, vom Sessel. „Ein Brief vom Intendanten!“ sagte Petersen und vergaß seinen Durst, „man muß das Schreiben gleich herholen; der Buchhändler Schwan schrieb mir, daß er sich beim Dalberg für die „Räuber“ verwenden wollte. — Kapf! Hol das Briefle! Aber gleich! Es wird die Antwort sein! Hol's!“

„Ich? Hätt' sie's herg'schickt! Ich renn nicht

in der Dunkelheit unnütz herum; ich bin müd vom Exerzieren!"

"Ich gehe!" sagte Scharffenstein und griff hastig nach Hut und Degen, schon saß der enge Rock auf seinen Schultern. "Ich hole den Brief!"

"Soll der Streicher, das lyrische Gemüt gehen! Holet ihn! Der holet dem Schiller alltäglich auf der Bude und schläget Rad vor ihm. Wir sind ihm zu schlecht!"

"Halt's Maul, Knapf! Der Streicher ist ein braver Bursch, der für den Schiller stirbt."

"Warum kommet er dann nie zu uns? Geh? Ist nicht auch der Abel gekommen? Größere Leute sind gekommen! Wir sind ihm zu gering, oder: die Frau Mutter erlaubt's nicht!"

"Ein Musiker ist kein Kriegsmann!"

"Ach was, der Zumsteeg hätt' ihm den Schiller nicht vorstellen sollen!"

"Wenn er mich so beweglich drum gebeten hat? Da darfst ich nicht „nein“ sagen!"

"Ihm liefet der Schiller jetzt alles vor und uns fraget er nimmer! Das habet ihr davon!"

"Ein Genie wächst! Willst du es drum schelten?"

"Der Streicher ist des Schillers Sklav'; er liegt unmännlich vor ihm im Dreck!"

"Tun wir viel anders, Bruder?" Scharffenstein stand hochaufgerichtet, mit strahlend be-

kennenden Augen. „Nur die Art des Gottesdienstes ist bei uns anders!“

„Du bist ein Narr und der Hölle Schlund verschling' dich, Maßgezücht!“

„Du hast nicht einmal mehr eigene Worte; er spricht aus jedem deiner Säße, Kapf! Und du willst ihn verkleinern?“

„In den Turm mit ihm! In den Turm!“ brüllte Bumsteeg. „O ewiges Chaos! Die Gesetze der Welt sind Würfelspiel 'worden, das Band der Natur ist entzwei: Der Sohn will den Vater erschlagen, der Schüler den Lehrer.“

„Hurrah, er kommt!“ schrie Petersen, „gehet weg, Banditenbrut, auf daß ich ihn würdig begrüßen kann!“ Mit pathetischem Armschwung hob er dem Eintretenden den Krug entgegen, den Brodhag voll goldenen, unbezahlten Weines gebracht hatte. Er schrie: „Ich komm dir das Maß, Schiller! Saufs nach!“

„Wohin, Scharffenstein?“ Ehe Schiller den Freund greifen konnte, war der durch die Türe verschwunden. „Was hat er?“ Müde und bleichen Antlitzes sank Schiller vor dem Tische auf die Bank; er stützte den Kopf in die Hand und starrte zu Boden.

„Da sauf!“ sprach Petersen und rückte ihm gutmütig das Glas zu.

„Gegen's innere Verschmachten hilft dein Wein nichts!“ Erregt griff Schiller nach

Petersens Hand. „Ich hab mir's überlegt; ich laß das Buch noch einmal drucken. Ist's nicht gleich, ob ich um hundert Gulden mehr oder weniger Schulden hab? Der zweite Bogen muß heraus; er ist mir zu wüßt! Ich seh jetzt Härten und Rohheiten, die ich heute nimmer schriebe. Innerlich kommt man doch weiter; das kann der Karl Eugen am Ende nicht hindern! Hat der Hoven nicht Geld gesandt? Nein? Sie drängen mich mit Schuldscheinen, daß ich wie ein gehetztes Wild schnaufen muß. Wohin ist der Scharffenstein?“

„Ein Brief ist gekommen!“

„An mich — Kapf? An mich?“

„Ja! Aus Mannheim! Den holet er!“

Friedrich Schiller stierte, auf's tiefste erregt, zu Boden.

„Gefel,“ brummte Petersen dem Kapf zu, „was ist, wenn er uns jetzt zusammenknütt? Mußttest du's ihm sagen? Profobilvieh!“

Vorgebeugten Hauptes horchte Friedrich Schiller in die dunkle Hauptstätterstraße hinaus. Wie ein Gefesselter, der die Rettung erlauschen will; wie einer, der noch letzten Widerstand leistet, derweil schon die Verzweiflung neben ihm sitzt. Todstill war's im ehrbaren Stuttgart. Hier und da zog eine brennende Laterne hinter den kleinen Scheiben vorbei oder tönten von ferne der Feuerwächter rasselnde Eisenstäbe, die sie

patrouillierend über's Pflaster schleifen. Dann war's wieder dunkel und lautlos . .

Ein Schatten flog am Fenster vorbei.

Scharffenstein stand in der Thür.

Sie schwiegen und ihre Blicke ballten die Fäuste.

„Gib,“ sagte Schiller und streckte entschlossen die Hand; ein troziger, abweisender Zug war im beherrschten Antlitz. Er riß den Umschlag auf und ließ. Dunkelrot stieg das Herzblut in die bleichen Wangen. Kraftlos ließ er das Blatt zu Boden fallen und rannte schluchzend zur Türe hinaus.

Scharffenstein kriegte als erster den Brief zu fassen, Kopf griff daneben und rollte an die Wand. Petersen gab ihm einen Stoß, daß er zu Boden fiel. Von dort schrie er erregt: „Was ist?“

„Dies, Scharffenstein!“

„Kameraden! Kameraden! Das Lotto des Lebens warf einen Treffer aus! Sie werden zu Mannheim die „Räuber“ spielen! Umarmt mich!“

„Neidisches Jahrhundert, erzittere!“

„Brodhag! Burgunder-Bouteillen her! Sonst hau' ich Ihm die Fresse ein! Wir werden aufgeführt! Zu Mannheim! Wir!! Wir!!“

Briefe gingen und kamen, die übliche Tragikomödie der Bühnengerechtfamkeit begann: das Stück mußte verschlechtert werden, um der Eitelkeit des freiherrlichen Dramaturgen und der Bequemlichkeit der Schauspieler willen; man sagte, das Publikum verlangte es so! Böse Stimmungen fand der treue Streicher, wenn er kam. Und er kam täglich. Immer unwilliger wurde der tiefverehrte Freund.

„Wollen Sie mir nicht vorlesen, Schiller, was Sie heute schrieben? Ich bitte von Herzen darum!“

„Es ist schlecht; ich kann's nicht ändern; mitten drinnen mußte ich aufhören und ins Lazarett laufen, weil ein alter Kerl Kolik bekam. Und der Dalberg hat auch wieder geraunzet; das fährt stets dazwischen! Immer muß ich mich ducken und mit Schmeicheleien und tintigen Komplimenten seine anzüglichen Dummheiten, die er Erfahrung nennt, anhören und nach Möglichkeit reparieren. Es ist zum Ekeln, was man tun muß, ehe man zur Meute spricht. Ach, Streicher, manchmal bin ich ganz mutlos. Er ruiniret mir das Stück. Die Amalia soll sich selber töten, damit fehlt dem Karl Moor die erklärende Handlung, die ihn von der Bande löst. Doch das kümmert den Roullissenbaron nicht im mindesten. Sein Urtheil ist in keiner Weise durch Sachkenntnis getrübt.“

„Tun Sie ihm nicht Unrecht? Verzeihen Sie: aber ich meine, dies Bedenken äußern zu müssen. Er fand doch Ihr Genie im Buch!“

„Weil ihm der Schwan die Nase drauf stieß und weil er sich materielle Erfolge für die Nationalbühne versprach. Ein blindes Huhn hat ein goldenes Korn gefunden, Streicher, und verdauet nun schwer die ungewohnte Kost! Er hat Schund akzeptiert, daß mir in der Umgebung graut. Er verstehet nichts! Es ist traurig, seinen Erfolg unreiner Begeisterung danken zu müssen. Der Pfarrer Moser muß gestrichen werden, der Pater, des kurpfälzischen Hofes wegen, in eine Magistratsperson umgewandelt werden. Und die Zeit darf nicht die Gegenwart sein, den Ort darf nicht Deutschland bilden, denn: — nichtwahr und bei Gott! — so wie in den „Räubern“ gehet es doch — offiziell! — nicht in Deutschland, dem Lande der Ordnung und Menschenfreiheit, zu? Ich muß ins Stück Wegtaseln und Meilensteine setzen, die in die Epoche des unterdrückten Faustrechtes, in die Zeit Kaiser Maximilians, hinweisen. Zug und Trug verlangt man von dem, der die Wahrheit künden soll. .“

„Und Sie tun es? Sie bringen das schwere Opfer?“

„Streicher! Kein Mittel ist zu schlecht, das der Freiheit dient! Im Buche ist's niedergelegt für alle Zeiten, was mein Kopf erjann!“

„Am zehnten Jänner ist die Erstaufführung?
Ich freue mich für Sie!“

„Wir mußten sie verschieben. Ich darf hier
nicht am Geburtstage der herzoglichen Maitresse
fehlen! Ich muß ihr ja gratulieren! Fehlte ich,
es wäre Sakrileg!“

„Aber Sie werden Ihren Sieg persönlich
sehen?“

„Es wäre Verrat, stünde ich meinem Werke
nicht zur Seite! Und wenn Stuttgart zusam-
menfällt, ich fahre heimlich und ohne Urlaub!
Nur mein Obrist weiß es, doch ich trage die Ver-
antwortung.“

„Herr Petersen wird Sie begleiten?“ . .

„Ja; er kennet die Mannheimer Verhältnisse.“

„Und was wird die Folge sein, wenn man
Ihre heimliche Reise erfährt? Können Sie nicht
schwere Angelegenheiten bekommen? In den
Arrest geschickt werden?“

„Daran denke ich nicht, daran darf ich nicht
denken! Es soll ein Gottesurteil sein; wie die
Würfel rollen, so will ich's nehmen. Und wenn
sie mich morden, wenn mein weiterer Weg nur
Not und Elend ist, ich will ihn gehen, frei und
selbstbestimmt, ohne Lug und ohne trügerische
Verstellung. Ich will innerlich glücklich sein, das
andere wiegt wenig. Ich ertrag' es nicht, halb zu
sein; ich weiß, Streicher, daß ich vor der Entschei-
dung stehe; doch hier gilt nur zwangbiftirtes

Handeln; die Denkmachine hat nichts mehr zu tun, wenn das Schicksal rollt."

"Sie wissen, daß Sie auf mich und meine Kräfte, bei Tag und Nacht, rechnen können?"

"Treuer Freund; was wäre aus mir bis heute geworden, hätte ich nicht die Liebe einiger wahrer Menschen gefunden! Auch Frau von Wolzogen steht mir zur Seite. Ich danke Ihnen für Ihre unverdiente Hingebung."

"Ich stehe Ihnen jede Stunde zur Verfügung. Mir ist es gleich und das Musikstudium wird nicht geschädigt, ob ich jetzt oder im Frühjahr zu Emanuel Bach eile. Meine Mutter tut, was ich will. Sie müssen jemanden haben, der für Sie sorgt, wenn Sie reisen, der wacht, wenn Sie schlafen, der Ihnen die mißlichen Belästigungen ihrer Mitmenschen abnimmt. Der will ich mit tausend Freuden sein und mein Leben glücklich schätzen, wenn es dem Ihren dienen darf."

"Auch Sie denken an Flucht?"

"Sie müssen sich befreien, Schiller, und der Sonne ungefesselt zueilen!"

"Schweigen Sie, Streicher; greifen Sie dem Schicksal nicht vor. Ich habe hier Eltern und Geschwister wohnen." — — — — —

Aus breiter Basis, erst schwelend und gequält flackernd, brannte nun die Lebensflamme Friedrich Schillers steil zur Höhe und stand selbstsicher und spitz, wie ein Keil, mit ruhigem Lichte leuchtend. Die Entscheidung fiel:

Fast zu spät rasselte die unförmige Kutsche über Mannheims holpriges Pflaster. Ein bleiches Antlitz sah an den Straßenecken und Brunnenrohren die Bettel kleben. Flimmernde, scheue Augen lasen, was auf dem papiernen Pranger stand:

Sonntags den 13. Jänner 1782

wird

auf der hiesigen National-Bühne

aufgeführt

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Wegen Länge des Stücks wird heute präzis 5 Uhr angefangen.

Der

Verfasser an das Publikum.

Die Räuber — das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Gütrefflichen, und mit allen Gaben — verlorren — zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verdarben sein Herz, rißen ihn von

Lasten zu Lasten, bis er zuletzt an der Spitze einer Nordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung — doch erhaben und ehrwürdig, groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, zurückgeführt zum Fürtrefflichen. — Ein solchen Mann wird man im Räuber Moor betheuern und haßen, verab-scheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleichet — entlarvt und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzuschwacher, nachgeben-der Vater, Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft. Man wird auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschafft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewißenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und

den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.'

Ein magerer Arm wies aus dem Dunkel der Kutsche. „Petersen, sieh die vielen, vielen Wagen; sie alle trugen Atome meines Schicksals daher; die Rösse stampfen und der Würfel fällt.“ Der Arm sank ins Dunkel des kleinen Wagenfensters zurück.

Aus Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speyer, aus der ganzen Umgebung waren sie herbeigeeilt, im Sattel und auf dem Karossensitz, um das berühmte Stück zu sehen. Vor dem kleinen Schauspielhause drängten sich aufgeregte Menschen, die keinen Platz mehr bekamen; sie schimpften und gestikulierten und ließen den hageren Herrn nur unwillig passieren, der sich zum reservierten Sitze drängte und den Anzug trug, den Kaspar Schiller für seines Sohnes Privatpraxis hatte bauen lassen. Friedrich Schiller war eine Null in diesem Saal; sein Werk verdrängte ihn.

Seit Mittag hielten die Glücklichen, die den Eintritt erstritten hatten, ihre Plätze besetzt. „Schon!“ schrien sie andächtig und dankbar, als nach langen Stunden endlich der Vorhang aufrollte und Jffland, der große Mime, das erste Wort, augendrehend, in die Menge schob: „Aber ist Euch auch wohl, Vater! Ihr seht so blaß!“ . .

Friedrich Schiller wich dem drängenden Arm

des diäen Nachbars aus; er studierte, völlig entwurzelt, die Knöpfe am blauen Grad eines Herzenfabrikanten; er maß mit den verlorenen Blicken die Schritte des kurz gewachsenen Karl Moors, der seine Sache brav machte; er bebte in seiner Menschenverachtung vor der lauernden Menge, dem Vampyr, der vieläugig ihn umschloß und sich am heißen Worte nicht erwärmen wollte . .

„Es ist leichter morden, als lebendig machen . . . — Da steht der Knabe, schamrot und ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels, der sich anmaßte mit Jupiters Keule zu spielen . .“ Dies Wort erkannte er! Es war sein Werk, vor dem er saß, das er verließ, weil er sich feig an Kleinliche Zerstreungen hing, um die Angst zu besiegen! Da mußte es unterliegen! O nein, er war treu und hielt zu seinem Werk! Seine Blicke umflamten die Bühne! Er mußte, er wollte siegen! War's nicht die Frucht seines harten Lebens bis heute? Und gab der die Ernte auf, der sie mit tausend Qualen schuf? Was in Heimlichkeit und verschwiegeneu Korridoren, im lauschenden Kreise der Anhänger, in schweißigen Krankenzimmern, an der Leiche im Sezierraal, im Unterricht über das Drama der Griechen, allüberall, wo die Beobachtung und das Vergleichen Schwingungen seiner sehnennden Seele schuf, entstanden und schmerzlich geboren worden war, das

rang hier und stritt um die Palme. Verzweiflung preßte ihn durchs Ohr der verzagenden Verkleinerung seines Selbst. Voigeol fiel ihm ein. Verbitterung und Haß quollen breit aus seinem gequälten Herzen. Petersens Lippen sprachen; er glaubte wieder an sich! Sie verstanden ihn nicht! Sie folgten ihm nicht! Das war's! . .

Blöden Blickes saßen sie und wußten nicht, daß es um sein Leben ginge. Leer waren sie; es klang kein Widerhall in ihnen! Allein und unverstanden hing sein Wollen in der Menschheit, seine Anker rissen und saßen nicht Grund. Wofür? Wofür dann alles? Sein beleidigtes, verschmähtes Blut rauschte auf, zornig und ungestüm, es schrie in den Ohren und lärmte überlaut, wie die gepeinigte Menschheit am jüngsten Richttage, immer lauter und dröhnender, es drohte, ihn zu zersprengen — es war Beifall — lauter, dröhnender Beifall, der urplötzlich um ihn seine brandende Gischt peitschte und zischend in die offene Szene wogte, der die menschlichen Körper in begeisternden Schauern hin und widerriß. Wie eine Peitsche fiel die Erkenntnis der Welt-Tragödie über die arglos gekommene Menge, die sich in eignen Netzen fing. Der Gewissenswurm kroch aus der Larve . .

Wie Gewitterwolken hing Ifflands Spiel über den Lebenden. Die zädfigen Sporen der Schiller'schen Ründertwucht hieben ins Fleisch der

Zuhörer. Die glühenden Eisen der herzugehämerten Worte brannten unter ihnen. Unberührt sprang die ewige Menschenseele aus den alten Kostümen, die vergebens die Zeit und ihren Kampf umpappten. So lebten und litten sie alle! Mit jähem Riß setzte das lügnerische Dunkel vor ihren Augen entzwei; sie sahen klar und hell, für einen kurzen Augenblick, die Verknöcherung, die Vernichtung des Menschentums.

Wie eine heulende Woge, die unwillig entkräftet geht und wütend von neuem, mit neuer Kraft, anspringt, so brauste der nimmerstille Beifall. Sie schrien und weinten, sie jubelten und röchelten, sie trampelten mit den Füßen und rangen die Hände, derweil auf den Brettern unaufhaltsam das Schicksal seinen ehernen Schritt ging; starrend sahen sie das schreckliche Gleichmaß. Klar und bewußt, zum erstenmal in ihrem arglos kleinen Leben, fühlten sie, daß sie Fahnen in sich trügen, die nun im Windstoß seherischer Vergabung in gleicher Richtung wehten. Der Gewissenswurm krümmte sich, er verleugnete seine Dressur. Wild klopften die Herzen und sprangen wider die Fesseln an, es war ein „Erfolg“, wie ihn die Geschichte des deutschen Theaters nimmer sah.

„. . . Geht — kein Lebenswohl — dort sehen wir uns wieder — oder auch nicht wieder — fort! Schnell! Eh' ich weich werde.“

Friedrich Schiller umkrampfte das Holz, das seinen angespannten Körper stützte, er empfand seine Kraft und Macht, die Gewalt seines Herrschvermögens! Groß und gläubig hing sein Blick über der quirlenden Sturmflut der beifallrasenden Menge. Zum ersten Male fühlte er sich eins mit ihr! An ihrer Spitze! Doch unter ihnen! Er fühlte den Zug des gemeinsamen Fadens, der sie zusammenband, an dem er, der Seelenthron, gerissen hatte, und den sie nun hin und widerzogen, im Ringen der erweckten feindlichen Gewalten des Lebens, die sie, bis heute, nicht ahnend in sich getragen hatten! Die süße Güte saß neben der häßlichen Sünde, jeder Mensch war gut und häßlich und drum wahr und daher schön! Man mußte nur mit eisernem, nimmer nachgiebigem Knöchel an die versperrte Pforte lärmern, vor der Schutt und Moder lag, bis sie sich aufthat. Dieses Erkennen war ein voll und hart gelebtes Menschenleben wert!

„. Dem Manne kann geholfen werden!“ Der Vorhang fiel, der Beifall und der Atem stockten. Sie fühlten plötzlich, daß es Nacht um sie geworden wäre. Die Ewigkeit hielt still und bewegungslos die eisigen Hände über die besiegte Menge; sie segnete sie. Flämmchen zuckten auf, bald hier, bald dort. Kleine, zitternde Flämmchen züngelten aus jedem Herzen, sie hüpfen und sprangen zueinander, sie umarmten sich, sie um-

singen sich restlos. Stärker und greller wurde der Schein. Die leuchtende Flamme des Menschentums schoß kühn und hell zur Höhe. Sie brannte voll, und das Knattern und Krachen des flammenden Hoffens und menschlichen Sehns nach hörte sich an, wie Händeklatschen, Fußetampeln und Jubelschreie.

Friedrich Schiller hing an Petersens Brust; die dankbaren, heißliebenden Blicke umarmten die Menge, die sein Werk von ihm löste und in den Strom des Allgemeinbesitzes riß, die es als Saat im Herzen fort, in alle Gaue, trug, und einen neuen Hoffnungswimpel hakte: Das Gute wird belohnt und das Böse bestraft!

„Petersen! Mein Leben sei der Menschheit und ihrem Seelenrechte geweiht! Sie verdient es! Sie verdient es!“ — — — — —

Schillers Ruhm ging in die Welt; man begann zu Stuttgart ihn untertänigst zu grüßen. Karl Eugen sann Rache. Er erfuhr des Regimentsmedikus' heimliche Fahrt. Er sandte ihm ein Pferd aus Hohenheim, er möge unerbüßlich auf diesem Rücken zu ihm eilen. Er empfing ihn freundlich und verwickelte ihn in philosophische Gespräche, als hätte er lediglich deswegen Sehnsucht nach ihm empfunden. Plötzlich fuhr er ihn an:

„Er ist in Mannheim gewesen; ich weiß alles; ich sage, Sein Obrister weiß darum!“

„Mein Vergehen gestehe ich offen ein, herzogliche Durchlaucht; doch mein Herr Obrister wußte nichts davon; ich kann ihn nicht kompromittieren!“

„So war Er ohne Urlaub dort? Das ist wie Hochverrat und Desertation! Er ist ein unbesserlicher Kerl, dem ich aber doch Raison beibringen werde! Nicht genug, daß Er von größter Nachlässigkeit und ignorance in Seinem Dienste ist, stellet Er mich vor dem Auslande bloß. Jawohl! das tut Er! Er ist in seinem geschmacklosen Eitelkeitsgeschmiere noch unflätiger als der im „Göz“. Ein für allemal: ich untersage Ihm den Verkehr mit dem Auslande. Außer medizinischen Schriften hat Er nichts drucken zu lassen! Nehm Er doch Vernunft an! Die ganze Literatur, die ihr Deutschen machen wollt, ist Gaukelspiel! Binnen drei Monaten schreib Er mir Seine Doktor-dissertation! Ich will, daß auch meinen ehemaligen, vorher abgegangenen Zöglingen die Grade meiner Universität zugänglich seien! Das wird Ihm gegen's Dichten helfen! Widerstrebt Er mir weiter, stehet Seine Zukunft schief! Jetzt begeb' Er sich unverzüglich auf die Hauptwache, — das Pferd bleibt da; das Fußlaufen wird Ihm eine heilsame Entladung sein — auf der Hauptwache geb Er seinen Degen ab und meld Er sich für vierzehn Tage in Arrest! Bei Strafe der Kassation schreibt Er mir keine Komödie mehr! Adieu!“ . .

Den Körper konnte Karl Eugen einsperren und in Untätigkeit setzen, der Geist flog höhniſch lachend über die irdiſchen Bande hinweg. Er ſchuf leichter in der ſtillen Zelle als neben des alten Elwert Medikamentenſtram und Pillenzeug, er ſtürmte im Arreſt neues Blut in den „Fieſco“:

„Jetzt iſt es nicht mehr mit Murren und Verwünſchen getan. Alles zu retten, muß Alles gewagt werden. Ein verzweifelter Ubel will eine verwegene Arznei . . .“

Unaufhaltſam, fieberhaft, ſchuf Schiller am neuen Werk. Das war ſein Kapital, ſeine Streitmacht, ſein Vertrauen, ſeine einzige Hoffnung. Unabläſſig mobilisierte er Gedanken und übte ſie. Die Entſcheidung kam, ſie war ſchon unterwegs! Auf dem Hohen-Asperg ſaß auch einer, dem der Herzog das Feuer dämpfte, einer, dem er ſein reiches Menſchentum ſtahl.

Sie ſtiegen die rebenbepflanzte Höhe hinan, den finſtern Mauern und Baſtionen entgegen, die das herzogliche Staatsgefängniß umhegten. Der Wind begleitete ſie zaghaft.

„Ich dank dir, Hoven, daß du mir den Weg zu ihm ebnetest,“ ſagte Friedrich Schiller bewegt, „ich will klar ſehen, was meiner wartet, wenn ich dem Deſpoten weiter widerſtehe.“

„Zeig dem Nieger eine freundliche Miene und

füg' dich seinem krausen Denkprozeß. Er ist nicht klar im Kopfe, seit er die Jahre im unterirdischen Loche lag und nur die Bibel zum Gesellen hatte. Sag' ,ja' zu allem; die plumpeste Schmeichelei ist ihm gerade recht. Und halte dich auch dem Schubart gegenüber zurück, sonst fängt seine zusammengefallene Blut an dir wieder Feuer und er muß es die nächsten Tage hart büßen."

Sie traten durch das Festungstor und schritten dem floßigen Gebäude entgegen. „Dort läßt sich der Rieger zum Spaß Komödie vorspielen von den Soldaten und Gefangenen; das Stück und den Prolog hat jeweils der Schubart zu liefern, will er nicht fasten oder in schwere Ketten gehen. Beherrscht' dich, Schiller! Ich mußte dir das sagen!"

Ein Musketier führte sie in ein getäfeltes Zimmer und hieß sie warten. Eine Luft voll Beklemmung und hartherzigem Pietismus schlug ihnen entgegen. Es roch feucht und die Wände zeigten häßliche gelbe Flecke, als eiterten sie, als erbräche sich ihr Inhalt aus Efel.

„Er kommt!"

Schneetweiß war Riegers Haupthaar, in den tiefliegenden Augenhöhlen brannten irrlichternde Kohlen. „Willkommen im Namen Gottes, der die Herren zu mir führte. Ich freue mich, bei so gebildeten und studierten Männern Anerkennung

zu finden und des berühmten Dichters kühne Hand zu drücken, der überdies mein Patenkind ist. Es wird ein glorioser Spaß! Dem Schubart hab' ich gestern Befehl gegeben, eine Rezension der „Räuber“ zu verfassen; er hat sie fertig. Kommen Sie, kommen Sie; das heißt: wenn es den Herren genehm ist? Er hat keine Ahnung. .“

General Rieger ging voraus. Sie schritten durch lärmende, klingenbe Kerkergänge, Riegers Stimme hallte brutal aus jedem Winkel. „Passen Sie auf, wie gut der alte Schweinekerl schon zu beten vermag! Wenn ich den Stoß hebe, so fangt er an: Betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallt! Das Vater-Unser kann er von vorne und hinten sagen, in gleicher Schnelligkeit. Er besetzt sich zusehends durch Gottes Schuld. Nur hier und da kratzt er noch freche Poesien in die Wand.“ Er hob erläuternd und mit Würde die Hand. „Es ist nämlich wohlertogener herzoglicher Befehl, daß er weder Kiele noch Papier zu freiem Gebrauche erhält.“

„Sizet er gebunden, in Ketten?“ fragte Friedrich Schiller und hielt hastig den Rieger im Schreiten auf; es war Hoven, als wankte der Freund.

„Langsam sieht er ein, daß wir ihn bessern und seine Seele vom Teufel zurückerstreiten. Aber er hat, schmerzlicherweise, Rückfälle, die man streng kurieren muß; dann sizet er in Ketten!“

General Nieger blieb stehen und hantierte im dunkeln Gang, ein schreiender Riegel fiel, die schwere Bohlentür kreischte in den Angeln und schwang sich langsam und kummervoll auf. „Tretet ein!“ sagte der General ernst und hieß sie, mit den Blicken, vorangehen.

Sie standen in einem halbdunkeln, zellenartigen Raum, den eine kleine Luze karglich erleuchtete. Ein Strich hing von der Decke herab, an dem die kümmerliche Nahrung niederstieg, wenn Schubart, zur Strafe, ohne menschlichen Besuch, leiden mußte. Gewohnheitsmäßig sank die Türe zu und würgte das Licht, das spärlich durch die Spalte geschlichen war. In einem Winkel hob sich eine verschwimmende Gestalt. Knurrend, wie ein unwilliges Tier, das der Bändiger im Käfig aufstört, um seine Dressur zu zeigen. General Nigers Kerker Schlüssel rasselten.

Ein fahles, verfettetes Antlitz sah ihnen entgegen, wirr hing das Haar in die zerstörte Stirn; ein wehleidiger Zug schlich um den Friedhof des einst so vollen, kühnen Mundes. Trübes Wasser bebte in den starrenden Augen, Brackwasser der Seele. Langsam schob das Menschentier den deckenden Arm vors bleiche Gesicht; es wollte nichts sehen.

„Geh, hollah! Benehm' Er sich!“ schrie Nieger, „will Er sich vielleicht schon wieder verfrischen? Trohet Er für alle meine Liebesmüh?

Komm Er her! Die zwei Herren haben mich feinetwegen arriviert! Komm Er her und verneig' Er sich anständig! Auf der Stelle." Jedes Wort war ein drohender Stoßstreich.

"Was wollen Sie?" fragte lauernd eine hohlzittrige Stimme, „ich bin ein schlechtes Schauobjekt."

"Das ist Doktor Wischer und das Doktor von Hoven!" stellte Rieger vor.

Schubart versuchte schwerfällig eine zeremonielle Verbeugung aus seiner besten Zeit. Es war wie die Bewegung eines lahmen Hundes, der tänzeln will.

"Laß den Rieger gewähren," flüsterte Hoven dem Freunde zu.

"Herr Doktor Wischer kennet den Schiller.."

"Der die „Räuber" schrieb?"

"Ja wohl!" General Rieger wandte sich an seine Gäste: „Weil er brav war und zu meinem Geburtstag geziemend dichtete, hab ich ihm nämlich das Buch geliehen!" Mit jugendlicher Elastizität drehte er sich wieder seinem Seelenschüßling zu. „Freuet Er sich? Der Herr kann Ihm viel vom Schiller erzählen; Er muß ihm nachher auch Seine Rezension vorlesen!"

Blid und Hand tasteten unsicher näher. „Wie sieht der Bühne aus? Sagen Sie!"

Friedrich Schiller streckte dem Armen die Rechte entgegen; das würdelose Possenspiel ekelte

ihn, doch er getraute sich nicht, Herrn Riegers geschmackvollen festlichen Vorbereitungen vorzugreifen. Wie ein Christkind stand der Rieger, das böse Kind, in grenzenloser Güte, reich beschenkt.

„Wenn Sie den Schiller sehen, so sagen Sie ihm, daß er in mir den Glauben an die Existenz menschenwürdiger Kühnheit wacherhielt.“

„Alles kommt von Gott! Nichtwahr?“ ergrimierte Rieger, „wer am Menschen zweifelt, zweifelt an Gott! Vergeß Er das nicht immer! Wer den Nächsten haßt, haßt Gott!“

„Grüßen Sie den Schiller, küssen Sie ihn und sagen Sie, daß ich in meinem Elend froh sei, dies Werk erlebt zu haben, dies Selbstenwerk, in dem Deutschland der Spiegel vor die Peßstraße gehalten wird. Das Stück ist ein Sittenbild, das kein Leugnen hinwegzutwischen vermag!“

„Als Sittenbild die ‚Räuber‘ aufzufassen,“ sagte, strenge und mit befehlendem Kopfschütteln, Rieger, „wäre grundfalsch! Ich will das nicht noch einmal von Ihm hören!“ Er rollte böse die blutgefüllten Augen.

„Sizet da nicht, seit zwanzig Jahren, nebenan in der Zelle, Herr Scheidlein aus Augsburg? Haben den nicht seine Brüder dem Herzog ausgeliefert, damit er ihn vom leichtsinnigen Lebenswandel ablenkte, derweil sie seine Güter genießen? Es ist kein Recht in Deutschland, außer in

Preußen, beim großen Fritz!" Armselig baute Schubart die vernichteten Trümmer seines Körpers und seiner Stimme zur Höhe. „Jawohl, Herr General! des Dichters Aufgabe ist es, wahr zu sein, schärfer zu sehen und seinem Volke mahnend vorauszuweichen!"

In Riegers Augen war das Tigerfunkeln der Wut. „Halt Er sein Maul, sonst kommen die Ketten! Gott hat die Welt vollendet erschaffen! Alles geschieht nach seinem Willen und alles, was geschieht, ist daher gut!"

„Es gibt Ausnahmen, Herr General," sagte Schiller. „Bedenken Sie, daß auch Sie jahrelang unrecht leiden mußten!"

„Auch das kam vom allmächtigen und weisen Gott!" Riegers Stimme wurde, in der Erinnerung an die furchtbare Grausamkeit, die sein Ich zerstört hatte, leiser. Er krümmte demütig den Rücken. „Mir ist recht geschehen und der gütige Herr Herzog hat mich zum Heil gewiesen, durch wohlmeinende Strenge. Wollte des Allmächtigen Gnade geben, daß jeder seine Sünden so bedauerte wie ich und so Buße täte! Wer dem Nächsten gegen die Verdammnis hilft, hilft Gott!"

„Und wer den Nächsten quält und um sein Recht bestiehlt, bestiehlt Gott!"

„Meinen Sie?" brüllte zornrot Rieger, der keinen Widerspruch ertrug, „meinen Sie, Herr Schiller, Sie wüßten alles besser als ich?"

„Schiller?!“ schrie Schubart gleich einem Verschmachteten, der plötzlich helles Wasser sieht, „Sie sind Er? Göttlicher Jüngling, begnadeter Kollege, Korn der Schöpfung, aus dir spricht mein Wollen zur Tat!“ Schluchzend hielt er ihn umschlungen und wimmerte an seiner Brust.

Mißmutig kontrollierte Nieger, ob Herr Schubart heute auch ordentlich Staub gewischt hätte; er fuhr mit dem Finger prüfend die Leiste des Schemels entlang.

„Sie haben dem Armen große Freude bereitet, Herr General!“ sagte Hoven gewandt, um die Situation zu retten. „Sie haben ein gutes Samariterherz, das man achtungsvollst lieben muß!“

„Ach was, er hätte mir nicht widersprechen sollen!“ knirschte Karl Eugens trauriges Erzeugniß, „nun ist die Überraschung beim Teufel!“

„Neugierig bin ich nun, die freundlichst angeregte Rezension zu hören!“ blieb Hoven unverzagt höflich.

„Ach was; wenn's der Herzog erfährt, bekommt mir meine Schwäche schlecht! Schubart, laß' Er endlich den Herren los! Herr Schiller! Schluß gemacht! Wir gehen!“ Die Perkerschlüssel raffelten. Schubart fiel schluchzend aufs Stroh.

Müde und übernächtigt saß die Wischerin auf der grünen Bank und erwartete ihren Zimmerherrn.

Es war die ungestörteste und drum schönste Zeit zum plaisir, wenn der Regimentsmedikus frühmorgens vom nächtlichen Lazarett-dienst heimkam und die Kinder noch schliefen. Dann konnte man ‚dischurieren‘ nach Herzenslust.

Sie sah durchs Fenster in die sonnenhelle Gasse hinaus, auf der schon Hauben und würdige Dreispitze vorüber zogen. Das schmale Frauenzimmer mit den schmachtblauen Augen, die wenig von Wittwenentsagung erzählten, richtete das Häublein und reckte gähnend die Beine. So lange kam er nicht! Sie zählte melancholisch und doch in wohliger Erwartung gespannt, die leeren Weinflaschen, die auf dem Kartoffelhaufen in der Zimmerede, wie Leichen auf dem Schlachtfeld, lagen.

„Oh mei, oh mei,“ seufzte sie und sah sehnsüchtig nach dem Alkoven, in dem das mit Pferdebeden geschmückte Bett stand, „er kommt so spät heut; am End’ machet mir gar früher ’s Buble auf. Zum Streicher kann er doch nicht schon wieder sei, der verfluchten Musik wege? Er ist so gar nicht ruhsam! Ist nur das verfligte Schreibe daran schuld!“ Sie sah ärgerlich hinter den Ofen, nach dem Stoße der aufgeschichteten „Räuber“, deren oberste Blätter leise im Morgenwind zappelten, der durch das billige Logis mit den wackeligen Türen schlich.

Der Vischerin Antlitz verflärte sich. „3 mein’

gar, er kommt!" Sie hob das Lokette Köpflein und zupfte am Busentuch. Sie horchte und feuch- tete aufgeregt die Lippen. „Du liebs Herrgöttle," sagte sie enttäuscht, als statt Schillers, ein plum- per, blödpfiffiger Kerl mit arg geflickter Uniform schwerfällig hereinpolterte. „Der Kronenbitter! I hab' g'meinet, es sei sei Herr!"

„Des muß dann allerdings 'e düschtere Ent- täuschung g'wese sei!" grinste Schillers Bursche und bückte sich musternd zu dem Kartoffelhaufen nieder, bis er im Wirrwarr eine halbzerbrochene Tonpfeife fand, die er noch nützen konnte und hurtig, soweit es die angeborene Faulheit er- laubte, mit seines Herrn Tabak füllte. „Der Herr Regimentsmedikus kommt heut net so schnell. Er ischt nach Hohenheim zum Herzich be- fohle worden."

„Zum Herzog? Jetzt wird alles schlecht! I hab ihm wolle de heiße Kopf streichle, und er ist zum Herzog?"

„Kopf streichle?" Der Fourierschütze lehnte sich schwer an den wackeligen Tisch, auf dem Bücher, Papiere und Federkiele wüste Verbrüde- rung hielten, „hent Ge sei Weinle vor mich? Das ischt g'scheiter!"

„In aller Herrgottsfrüh wird net g'soffe!" Die Wischerin war ganz verzagt. „Er ist sicher zum Herzog g'ruse worden, wege dem Malefiz- brief vom Pfarrer aus Graubünden, der ihm

g'schriebe hat, er sollt widerrufen, daß sie in Graubünden Gauner seien. Wenn sie ihm nur jetzt nicht den Halsprozeß mache!"

"Mit sei'm Dichte ischt des a kuriose Sach!" meditierte Kronenbitter bedächtig und paffte in die Luft, „'s muß wie a Bieh im Menische drinne sei; er schtehet net schtill, wenn i ihm de Rod z'sammeflicke will; zweimal hab' i 'n g'schoche mit d'r Nadel, wo er sehr viel Weiner hat."

"Oh mei, oh mei, Kronenbitter," jammerte die besorgte Frau, „es gehet ihm an den Kragen zu Hohenheim; i muß jetzt zu meine Kindle! Flid' Er sei'm armen Herre zumindest de Rod z'samme; er hat'n beim Schreibe völlig durchg'wehet! Dort hangt 'r an der Wand." — — —

Zwei Stunden mußte Friedrich Schiller im Vorzimmer stehen, durch das die hochmütigen Lakaien liefen. Er zwang sein wildes Herz zu ruhigem Gang; die Entscheidung kam. Er wußte allzugut, wen Karl Eugen derart lange und verächtlich warten ließ! Das Bittern seiner geknechteten Kindheit befiel ihn wieder; die Umgebung erdrückte die Gegenwehr. Petersens Wort fiel ihm ein. Der hatte behauptet, daß Karl Eugen seit neuestem stets die Wiener Hofstellung annähme, die er dem Kaiser abgespielt hätte.

"Er soll eintreten!" sagte der Kammerhufar und maß ihn wegwerfend. „Wisch' Er sich vorerst die Füße ab!"

Wütend ging Karl Eugen auf ihn zu; seine Rede überfiel Schiller wie ein Wegelagerer.

„Er Schwein Er, vermaledeites! Kann Er mir bloß Inkommoditäten machen? Was glaubt Er denn eigentlich, daß Er sei? Aus dem Dreck hab ich Ihn gezogen, aufgefüttert hab ich Ihn, körperlich und geistig, und Er danket es mir durch Frechheiten? Er verwickelt mich mit dem Auslande in Händel? Warum hat Er in Seinem Luderstüdt, für das Ihm Unsere Bühne zu schlecht war, die Graubündner beleidiget? Er, Rokbursche, Er, der Er hinter den Ohren nicht trocken ist, benimmt sich, als hätt' Er das Recht, Seinen Herrn zu bemühen! Wie kann Er schreiben, daß Graubünden das Athen der Räuber sei? Widerruf Er! Seitdem sie dort die große Bande gehangen haben, ist Ruhe im Land. Gaunereien gibt's überall! Widerruf Er, kleinmütig und demütig, auf der Stelle! . .

„Der Garteninspektor aus Ludwigsburg, Seines Vaters Konkurrent, saget mir, daß er mit seinem Einflusse kaum die Kongressualversammlung von ernstern Schritten abhalten konnte! Und das jetzt, wo ich vermeinte, Geld im Graubündner-Lande aufzutreiben! Bin ich Sein domestique oder ist Er der meine?! Ich schmeiß Ihn aus dem Regiment, ich cassier Ihn infam, wenn Er noch eine Zeile schreibt! Ich setz Ihn auf die Festung, bis Er Raison annimmt, und wenn's

Sein ganzes Leben dauert! Vermalebeite Kreatur! Wer hindert mich, daß ich Ihm eine herunterhau? Steh Er gerade! Halt Er seinen Mund; ich hab keinerlei Lust, Sein Gewäsche anzuhören! Meine opinion weiß Er jezt! Seinem Vater hab ich zugewunken, der denket wie ich! Weggetreten! Petitionen und Bittbriefe werden nicht angenommen; Seinem General hab ich Weisung gegeben, daß er Ihn einsperrt, wenn Er noch einmal wagen sollte, mich zu belästigen! Weg! Er ist kein Mensch wie Wir, merk' Er sich das endlich!"

Die Thür hieb hinter Karl Eugens Wutschwall zu, der Ovalspiegel zitterte auf der seidenen Tapete, höhnisch grinsten die goldenen Schnörkel aus allen Ecken. — — — — —

Hügelab, hügel auf wanderte Schiller, in seinen Ohren brauste das beleidigte Blut. Ein wilder Reigen schlang sich in seinem Kopf: Lazarett, Herzog, Geldsorgen, Scharffenstein und Streicher. Überhob er sich nicht gegenüber dem ewigen Gesez? Schubart trat in den Herensabbath seiner Qualen ein. Traurig und mahnend sah er ihn an. Aus der Landschaft stieg drohend der Hohe-Asperg auf. Das Erlösungslicht brach aus Schillers Blick. Himmelwärts ging er und ließ die grünende Erde unter sich. Seine Knochen sollten nicht in Schwaben verfaulen!

Sein Schritt lief der Solitüde zu.

Der Vater war knurrig und hatte die Gicht, die Mutter weinte, nur die Rhine erschien stark und gefaßt. Sie sollte es als erste wissen. Sie nickte und küßte ihn auf die Stirn; schau sah sie nun ihr eigenes, kleines, einsames Leben herankriechen, nun, da ihr Hoffnungsstimmer von ihr ging. Doch kühner ist die Frau im Alltag, wenn es den Entschluß um innere Güter gilt. „Geh, Friß, geh! Werd' ein Mensch für die Ewigkeit; auch Vater lief dem dummen Schicksal davon, als er jung war; ihm gelang's nicht; dir wird es gelingen! Dem Streicher sag, daß ich ihm die Hände küssen möchte, er lebt sich durch sein Samariterwerk in die bleibende Weltgeschichte. Der Mutter will ich's schon melden; aber: Vater darf nichts wissen!“

„Nein, Rhine, der begriff mich nicht und: er muß rein vor dem Herzog stehen!“

Heiß brannte der Abschiedsruß . .

Mutterarme sind erdrückende Lasten, wenn sie zum Lebewohl auf Jünglingschultern ruhen. „Du bist mir alles, Friß, was ich vom Leben hab! Doch geh! Der Mensch ohne innere Zufriedenheit ist kein Mensch! Such dir neue Eltern — neue Geschwister — im — fremden Land . .“ haltlos weinte sie an seiner Brust, doch sie zwang die Worte weiter mit zerreißender Qual. „Sieh nicht zurück! Brüder und Schwestern sind die Menschen überall; dich werden sie hören!“

Lange hielt sie ihn umschlungen. — — „Geh', geh',“ die Thür fiel zu; die Mutter sank zu Boden und grüßte mit verlegen-schmerzlichem Lächeln, das ihn trösten wollte, den Schall seiner Tritte.

Der Vater fürchtete fürs tägliche Brot, wenn sein Sohn sich nicht fügte; er war von Sorgen und Mühen widerstandslos gehämmert und die kühnen, eigenen Gedanken standen nur mehr hier und da, weit draußen am Horizont seines Denkens, wie Wetterwolken, die niemals zur Entladung kamen. „Füg Er sich und denk' Er endlich auch an Seine Familie! Der Ludwigsburger Garteninspektor hat die ganze Sache nur angezettelt, um an meine Stelle zu rücken. Hinc illae lacrymae! Dieser' Er mich meinen Feinden nicht aus; ich hab noch Kinder zu versorgen! Bedenke Er, was wir vor Ihn für Opfer brachten! Alles könnte noch gut werden, wenn Er sein Hirn zur Ruhe schraubte. Gewiß ist Er ein kluger Kopf, aber: man muß sich nach der Decke strecken. Wir leben in unserer Zeit und können nicht drüber weg. Friß! Geb Er mir sein Ehrentwort, daß Er zu Stuttgart nimmer Literatur treiben wolle, daß Er als Medikus der Dichtkunst, die soviel Unglück über uns gebracht hat, valet sage.“

„Ja, Vater,“ antwortete Schiller fest und sah an der Stubendecke den schwingenden Her-

zenrahmen, um den die Fliegen spielten. „Ich geb Ihnen mein Ehrenwort!“

Das hatte Kaspar Schiller sich nicht einmal zu denken getraut. Seine Augen leuchteten froh und selig. „Er gibt mir Sein Wort?“ fragte er noch einmal mißtrauisch, „Sein Wort, daß Er zu Stuttgart nimmer Literatur treiben wolle und als Medikus der Dichterei entsagen wird?“

„Ja, Vater, das Wort kann ich Ihnen jetzt geben.“

Bitternd vor Freude und heißem Dankgefühl, das aus bedrängtem Herzen kam, küßte Kaspar Schiller seinen Sohn auf die Stirn. „Mutter! Mutter!“ rief er wohlgelaunt, weil alles so leicht gegangen war, viel leichter als er zu hoffen gewagt hatte. „Mutter, Rhine, Luise!“ Seine Stimme hallte durch die herzogliche Dienstwohnung; er schlug mit dem Stöße freudig lärmend auf den Tisch. „Bringet Wein! Der Frik ist vernünftig worden!“

Körperlose, blasser Stimmen meldeten von außen die Antwort und riefen: „Ja.“

„Die Weiber,“ lachte Kaspar Schiller und suchte das giftige Wein auf die Erde zu bringen. „Sie hatten Angst! Puh, das tut weh!“

Nun standen sie in der Tür und hatten noch die Augen naß. „Weg mit den Tränen!“ lachte Kaspar Schiller, „der Frik ist vernünftig worden und gibt das Schreiben auf. — Wir haben

uns doch leicht und gütig verständiget; nicht, Friß?"

„Ja, Vater!"

Der Wein rannte wie ausgerauchtes, körperloses Blut in die spiegelnden Gläser.

„Ich muß bald fort," sagte Friedrich Schiller, „ich muß sehen, daß ich nach Stuttgart komme, ehe sie mir die Tore sperren."

„Hast du Lazarettendienst?"

„Ja — das auch." — — — — —

Petersen und Professor Abel saßen im dunkeln Zimmer beisammen und horchten. Der nächtliche Wind schlich um die steilen Giebel, die Wetterfahnen knarrten. Bewegungslos lauschten sie der eintönigen Weltmusik. Der Nesenbach stank.

Es ging auf zehn Uhr.

Da sagte mit einemmale Petersens trockene Stimme: „Ich meine, ich hörte sie?"

Doch es war nur ein Gassenpatrouillist.

„Es wird eine böse Zeit," sagte Professor Abel und zog das Taschentuch; er schwihte vor Erregung, „bis wir wissen, daß er in Sicherheit sei. Dreiundzwanzig Gulden hat der Schiller, damit kommt er nicht weit! Von mir hat er kein Geld genommen. Petersen, wie wird's dem Armen ergehen? Wird der Dalberg alles erfüllen, was der Schiller erhofft?"

„Der Streicher verläßt ihn nicht!"

„Der treue Mensch ist wie Gold!"

„Sie kommen!“

Über das holprige Pflaster polterte eine zweispännige Kutsche. Zwei Koffer lagen auf dem umgitterten Dache festgebunden. Das fahle Licht der wenigen Sterne ließ im Wageninnern zwei blasser Flecke erkennen, die regungslos im rollenden Dunkel des Kutschschlages hielten, wie angsterstarrt. Der Wagen rumpelte gegen das Eßlinger-Thor.

Fragend und bleich sah Professor Abel seinen ehemaligen Schüler an. Der sagte heiser: „Sie machen den Umweg, weil der Scharffenstein dort die Wache hat. Der Beste im Lande muß fliehen! Sein „Fiesco“ wird ihn wieder bringen!

Sie reichten sich tiefbewegt die Hände. Schweigend hing die beklemmende Nacht über der Stadt. Das Wagenrollen versank; es lärmte noch einmal auf der steinernen Stadtgrabenbrücke und ward still.

— „Halt! Werda? Unteroffizier 'raus!“

Schillers Hand fuhr nach der Pistole.

„Wer sind die Herren? Wo wollen Sie hin?“

„Doktor Ritter und Doktor Wolf, beide nach Eßlingen reisend,“ sagte Streicher mit ruhiger Stimme; er sah fest in das Licht der entgegengehaltenen Laterne; die der Wächtposten prüfend zum Wagenfenster hob.

Der Soldat notierte alles auf dem Passantenzettel, noch ein Mal sah er herein. Der andere Herr

schien zu schlafen: weit stand die Unterlippe vor und die Augenbrauen schlossen sich eng aneinander; der Dreispiß saß tief in der Stirn.

„Passiert!“

Schwerfällig klappten die Torflügel auf. Es wetterleuchtete draußen in der dunkeln Weite. Die Pferde gingen langsam durch die Öffnung in der dicken Mauer. Wieder fiel hinter den fernen Bergen ein Blick. Im hellen Fenster der Wachtstube stand ein schlanker Offizier, hochaufgerichtet; er hob die Hand gegen die Augen. Grüßte er? Weinte er?

„Das war der Scharffenstein!“ Wie ein Wehschrei klang's.

Die Peitsche flog. Mit plötzlichem Aufzogen die Pferde an. Zäh ging es in die Nacht hinaus, in scharfer Wendung. Der Freiheit, dem Elend, der Ewigkeit zu!

Fern grollte der Donner . .

Des Schiller-Romans
zweiter Teil:

Im Titanenkampf

erscheint im Jahre 1913,

dritter Teil:

Den Sternen zu

erscheint im Jahre 1914.

Bei Schuster & Voeffler erschien von:

Walter von Molo

Wir Weibgesellen

Roman — Zweite Auflage

Brochüriert 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

Stefan Zweig („Leipziger Neueste Nachrichten“): ... Walter von Molo's Menschen stürmen mit ungeheuren Spannungen geladen, gegeneinander los, sie speien sich förmlich ihre Worte ins Gesicht und schwindelig saust die ganze Handlung mit ihnen in den Abgrund der Katastrophen hinunter. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als diesen heißen, ungedulbigen Dichter und unsere deutschen behäbigen Erzählungsschriftsteller, die jedes Detail mit japanischer Sorgfalt auspinseln, die Sätze wie Maschen an einem Netz sorgfältig aneinanderstricken und nur mit Mühe ihre schweren Menschen die Gebirge der Leidenschaft emporsteuchen lassen. Hier stürmt alles vorwärts. Walter von Molo läßt einen nicht inmitten seiner Bücher los, man denkt ebensowenig in ihrer Mitte das Buch wegzulegen, als aus einem fahrenden Expresszug herauszuspringen: Man muß eben mit. Auf der letzten Seite sieht man mit Staunen, durch wieviel fruchtbares Land man gesauft ist, wieviel Menschen und Städte, wieviel Geschehnisse und Schicksale man unterwegs gesehen hat und freut sich eines Dichters, der mit soviel Leidenschaft zugleich so starkes Gegenwartsgefühl aufbringt. Molo's Romane pressen immer durch einige scharf geschaute Figuren soviel des Allgemeinen in den Eingefall, daß man Perspektiven auf eine Stadt, auf das ganze Land und weit in unsere Zeit bekommt. In der

mutigen Art seines Zugreifens an schwerste, seelische Probleme ist etwas, das ihm auch für die äußersten Aufgaben Gelingen verspricht.

Hans Martin Elster („Rheinisch-Westfälische Zeitung“): Worte deuten nicht an, was an seelischem Gut Molo in die Handlung zusammengeballt hat und welche kulturelle Atmosphäre des modernen Industrieaufschwunges und Ideenstreites um das Ganze gelegt ist. Künstlerisch wird volle Einheit in Komposition wie in der Gestaltung erreicht. Das Buch bringt ernste und reife Menschen menschlich und künstlerisch ein Stück weiter...

„Breslauer Morgen-Zeitung“: ... Walter von Molo's neuer Roman ist ein wunderbares Buch. Keine Marktarbeit eines Schriftstellers, sondern ein aus heißem Ringen geborenes Werk eines Dichters. Die Handlung ist knapp, aber wie wird die Geschichte erzählt! In einer Sprache, die ein gewaltiger Rhythmus schwingen macht, der Bilder gelingen, vor deren tiefer Poesie, vor deren stark gefühlter Bucht wir bewundernd erschauern. Wie sind die Menschen gemeißelt! Dieses Buch ist hoher Genuß!

Rudolf Krauß („Liter. Echo“): ... Molo versteht menschliche Werte zu schaffen, die noch über den ästhetischen stehen.

„Berliner Lokal-Anzeiger“: .. Walter von Molo erweist sich hier von neuem als ein Stil-künstler ersten Ranges. Seine Erzählungsart ist meisterlich ...

Karl Wienenstein („Wiener Mitteilungen“): ... Molo's Schaffen wird ihn noch zu Höhen führen, welche die kleinen Dichtergeschlechter des Tages, mögen sie auch die Konjunktur noch so gut ausnützen, nie und nimmer erreichen werden.

In gleichem Verlage erschienen von:

Walter von Molo

Der gezähmte Gros

Roman — Zweite Auflage

Brochüriert 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

Fedor von Bobeltis („Literar. Echo“): ... Eine sehr einfache Geschichte, aber bei aller scheinbaren Skizzenhaftigkeit mit prachtvoller Plastik erzählt. Ein Wiener Roman aus kleinen Kreisen, aber ein Stückchen unverfälschten Lebens, mit hellen und klugen Augen gesehen und mit unbarmherziger Wahrheit wiedergegeben: ganz realistisch, doch mit Meisterhand gestaltet.

Man könnte meinen, die Handlung sei dürftig. Aber sie wächst unter der Feder des Autors. Das Alltägliche wird zu einem Spiegel der Zeit, und aus dem kleinen Jammer der Niedergebrochenen stöhnt uraltes Menschenleid. Die Kraft der Lebensgestaltung ist so groß, daß sich hinter der Einfachheit der Vorgänge eine ganze Welt aufzutun scheint: ein mystisches Dunkel, in dem Titanen ringen und aus dem verhaltene Schreie gellen. In der wunderbaren Knappheit der Sprache, die neue Bilder gibt, ohne in Gesuchtes zu verfallen, liegt ein eigener Zauber. Zuweilen meint man ein Drama zu lesen: mit den einfachsten Kunstmitteln werden Spannungseize von verblüffender Wucht erzielt. Und doch keine Großen; die feinen Fäden psychologischer Stidarbeit führen überall in die Tiefe.

„Der gezähmte Gros“ ist das zweite Buch Molos, das mir in die Hände kommt. Es zeigt mir von

neuem, daß der Verfasser auf dem Wege ist, sich eine führende Rolle in der modernen Romanliteratur zu erobern.

Carl Basse („*Veihagen & Klafings Monatshefte*“): . . . Ein kühner, scharfsäugiger, energischer Sohn des naturwissenschaftlichen Zeitalters, der merkwürdig früh fertig ist und das Leben eigenherrlich zwingt. Kein Zug, der bedeutungslos und überflüssig wäre, keine Szene, die man sich fortdenken könnte. Der Dialog meisterhaft, in aller schlagenden Kürze gleichzeitig die Person charakterisierend wie zusammenfassend und weiterführend. „*Der gezähmte Gros*“ füllt 200 Seiten, aber darin werden Schicksale ausgebreitet, die ein anderer in einem dickleibigen Wälzer nicht gebändigt hätte. Der Stil ist lebendig, eindringlich, vorwärtstürend; er kennt nur das Präsenz; es ist versetzte Dhrif, und konzentriert wie Verse ist dieses Erzählers Prosa oft. Ein ungewöhnlicher Mann, ein ungewöhnliches Buch!

Ernst Decseh („*Grazer Tagespost*“): . . . Ungetrübt genießt man die große anschauliche Kraft und Pracht der Moloischen Sprache, sein dichterisches Gestaltungsvermögen, das ebenso schöne eigenartige Naturbilder wie menschliche Charaktere gutage fördert. Zweifellos gehört „*Der gezähmte Gros*“ zu den anziehendsten Romanen der Gegenwart.

J. B. Widmann („*Der Bund*“): . . . Walter von Molo hat Wucht und den feinen Strich des dichtenden Künstlers. Hier gelang ihm so ein padendes, wertvolles Sittengemälde der Gesellschaft von großer Originalität.

In gleichem Verlage erschien von:

Walter von Molo

Die törichte Welt

Roman — Zweite Auflage

Broschiert 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

Karl Hans Strobl („Bohemia“):
Walter von Molo's Romane bedeuten in ihrem Ernst Kulturfaktoren, sie sind lebendige Werte, sie reden von Dingen, die uns alle angehen, über die wir uns einmal entscheiden müssen. Seine Menschen leben, alles ist Darstellung. Mit allem Mute der Überzeugung und der Wahrheit ist der Gedanke da. Wir lernen mit Molos klinischem Blick sehen. Seine Prosa ist hart und streng wie Diagnosen, von edlem Stilgefühl, angepaßt der Macht der Tatsachen, die da vor uns entstehen. Wir fühlen uns vor Molo wie vor einem großen Arzt. Ein männlicher Künstler offenbart sich, der seinem Gefühl keine Streiche gestattet, der ernst ist in seinen Themen und ernst in der Ausübung seiner Kunst

Leo Heller („Berliner Tageblatt“): . . .
Das Buch verrät den feinen Künstler. „Die törichte Welt“ beherbergt kluge und feine Worte, die von einer treffenden Beobachtungsgabe geboren und von dichterischem Klange erfüllt sind . . .

A. J. Nordmann („Münchener Neueste Nachrichten“): . . . Molos Meisterschaft zeigt sich in der scharfen Profilierung der Charaktere, das ist

vorzüglich. Seine Sprache ist in ihren selbstgeschmiedeten Wendungen überraschend glücklich . . .

Julius Hart („Der Tag“): . . . Walter von Moloß Epigonenroman ist ein kluges, ernstes und gehaltvolles Buch . . .

Hans Frank („Breslauer Zeitung“): . . . Ich freue mich, daß ich zu dem Können Walter von Moloß rückhaltlos „Ja“ sagen kann, daß ich, wo ich das Gewordene sehe, mich bewundernd vor ihm beugen kann, da sein Wesen Kraft ist

Eggard Ribben („Kunstwart“): . . . Dieser Dialog ist das Spannendste, was im Bereich des Künstlerischen überhaupt denkbar ist, denn er enthält außer einer scharfsichtigen Charakteristik der Neben- (und im Spiegel, der Verebeten) häufig auch den Fortgang der Handlung und den Ideegehalt der Bücher. Solchen Dialog zu versuchen ist eine Kraftprobe, und wem sie so gelingt wie Molo, der hat gezeigt, daß er des Wortes ungewöhnlich mächtig ist . . . Ein Kopf, voll von mitleidend angeschauten Bildern aus allen Bereichen des Menschenlebens und ein Wille, überall sehen zu lehren, zu helfen, zu trösten. Man könnte meinen, ein Arzt habe diese Bücher geschrieben . . .

Joseph Aug. Zug („Grenzboten“): Ich habe einen starken Eindruck davongetragen und freue mich über dieses hervorragende Werk des ernst strebenden Dichters

Karl Willh. Fritsch („Gegenwart“): . . . „Mit großer Wucht und gewaltigem Schildbertalent hat Molo die Tragikomödie des Epigonen dargestellt. In der feinen, diskreten Art, in welcher er den Vorwurf behandelt, erkennen wir den Meister. Wir haben ein Werk voll philosophischer Tiefe vor uns . . .

Im gleichen Verlage erschien von:

Walter von Molo

Die unerbittliche Liebe

Roman — Zweite Auflage

Broschiert 3 M., elegant gebunden 4 M.

Urteile der Presse:

Grete Maffé („Hamburger Correspondent“): „Walter von Molos Roman hat etwas Ehernes, Gewaltiges, wie das Leben selbst. Hart und konsequent führt Molo die Schicksale seiner Menschen durch, jede seiner Gestalten, wenn sie auch nur Nebenfigur ist, steht im vollen Lichte da und ist ein ganzer Mensch mit seinen Fehlern und Irrtümern und Hoffnungen und Leidenschaften. Man vergißt es nicht leicht, dieses Buch, das erfüllt ist von Lebensnot und Mächten und Kräften, die stark sind wie die schrecklichschöne Gottheit, die nach ihrem unbegreiflichen Willen Werden und Vergehen wirkt.“

Pater Expeditus Schmidt („Literar. Handweiser“): „... In diesem Werke finde ich Durchschnit, der einer libertinistischen Neigung dienstbar gemacht wird, die ob des in der faulen Wurzel liegenden Elendes so vieler heutiger Ehen die freie Liebe predigt, auch über das Eheband hinaus. Mich stößt das Buch ab und andere, die reinlich empfinden, unbedingt auch.“

Prof. Dr. A. Forel („Neue Generation“): „Das Buch steht sittlich hoch da! Die Heuchelei unserer konventionellen Moral wird unbarmherzig zerzaßt. Deshalb wurde das Buch Molos als „un-

fittlich“ gebrandmarkt. Man würde heutzutage auch Christus der Unfittlichkeit bezichtigen. Ich empfehle dringend die Lektüre dieses Buches!

Albert von Trentini („Innsbrucker Nachrichten“): Dieses Buch ist eine Oase im Wüstenand der unzähligen Roman-Vanalitäten. Durch und durch echt, von einem gottbegnadeten Menschenkenner und Könnner geschrieben, voll von Aussichten ins Freie. Wer tief und klar in die Physiognomie eines wahren Künstlers schauen will, der muß das Buch lesen!

Anselma Heine („Berliner Börsen-Courier“): „Ewiges Weltgeschehen! Das ist's, was Walter von Moles Roman überspannt wie ein hoher, heiterer Himmel, der seine sonnige Bläue hineingibt, eine gelassene Selbstverständlichkeit in Kleinlichkeit, Zerstörung und Schuld.“

Im gleichen Verlage erschien von:

Walter von Molo

Die Lebenswende

Roman — Vierte Auflage

Brochüriert 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

„Wiener Fremdenblatt“: Es ist ein ernstes Mahnwort in diesem Buche niedergelegt, das von seltener Beherrschung des Stoffes und der Sprache getragen wird. Ich möchte sagen: Walter v. Molo hat einen neuen Romanstil entdeckt: den dramatischen! Der Roman ist so spannend gebaut, so wuchtig in seiner Linienführung, daß aus jeder Zeile der spricht, den ein von Jahr zu Jahr größerer Kreis von Anhängern in Walter von Molo sucht — der Mann der Zukunft!

„Rhein- und Ruhr-Zeitung“: Der Stoff, den der Verfasser gewählt hat, ist nicht neu; schon viele Schriftsteller hat der Gegensatz der Anschauungen kaufmännischer und aristokratischer Kreise gereizt, aber nur wenige haben in der Unmittelbarkeit der Schilderung, in der straffen Führung und übersichtlichen Gestaltung der Ereignisse und in der angenehmen Schreibart die Höhe des Molo'schen Romans zu erreichen vermocht.

„Triester Zeitung“: Das Buch ist so fesselnd und wahrhaftig geschrieben, dabei von einer Feinheit in Form und Sprache, daß man sofort fühlt, man habe es mit einem Meister des Stils zu tun; möge es darum allen Lesern, die Wertvolles suchen, wärmstens empfohlen sein.

„Österreichische Volkszeitung“: Molo's Menschen sind mit voller Naturtreue erfaßt, sie

müssen ihrem Wesen nach so handeln und auch so sprechen, wie sie es tun. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, so echt, wie sie nur einer sehen und schildern kann, der Beobachter und Dichter ist. Die Technik des Erzählens, der Gruppierung und Folge der Ereignisse ist vollreif, nicht selten frappant geistvoll. Mit Betrachtungen allgemeiner Natur beschwert der Verfasser nur selten den epischen Gang der spannenden, ereignisreichen Erzählung, wo es aber geschieht, da schließen sich tiefe Perspektiven auf.

„Wiener Mitteilungen“: Dieser Roman liefert eine neue Probe der starken Begabung des Verfassers. Mit glücklicher Hand hat er die Gestalten gezeichnet und mit Vermeidung ausgedehnter Schilderungen die Vorgänge dem Leser vorgeführt. Wohlthuend wirkt auch der sittliche Ernst des Buches, der sich darin ohne moralisierende Absicht bekundet.

„Königsberger Hartung'sche Zeitung“: Das alles ist mit sicherer Hand aufgebaut, mit zwingendem Ernste entwickelt. Man folgt dem Roman mit größter innerer Spannung in allen seinen Phasen, der tiefethischen Tendenz aus vollem Herzen zustimmend.

„Hamburger Nachrichten“: Einzelne Kapitel des sehr empfehlenswerten Buches sind reich an Szenen von dramatischer Wucht und das Ganze ein Werk aus einem Guß, knapp und straff in der Anlage, zielsicher und einheitlich in der Durchführung. Alles in allem ein Kaufmannsroman von starker Wirkung, nicht ohne Streiflichter auf gewisse neuzeitliche Strömungen in diesem Stande, die in ihrer vortrefflichen Schilderung dem Buche einen über den Durchschnitt weit hinausgehenden Wert verleihen.

Im gleichen Verlage erschien von:

Walter von Molo

Wie sie das Leben zwangen

Roman — Vierte Auflage

Brochüriert 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

„**Neue Hamburger Zeitung**“: Mit diesem starken Kunstwerke tritt ein Talent vor uns, das ein Recht hat, gehört zu werden.

„**Neue freie Presse**“: Walter von Molo ist nicht allein ein Meister der Schilderung und Charaktergebung, er ist auch ein Meister der Selbstbeschränkung und künstlerischen Selbstzucht. Ich habe lange keinen so nachhaltigen Eindruck empfangen, wie von der Lektüre dieses starken Kunstwerkes.

„**Breslauer Zeitung**“: Er hat die rauhe Hand des ernststen Arbeiters, das schwere Blut eines mit den Nöten des Daseins von Kindheit auf Vertrauten; er steht einer Persönlichkeit wie J. J. David, der in dem Capua des Geistes wie ein ungefügiger, aber wuchtiger erratischer Block in einer lieblich heiteren Landschaft anmutete, näher als dem Wiener Ästhetentum. In passenden Schilderungen offenbart der Erzähler die volle Kraft des Talentes.

„**Hamburger Fremdenblatt**“: Die geradezu faszinierenden Bilder des Automobilrennens und der Theater-Aufführung legen Zeugnis davon ab, daß wir es in Walter von Molo mit einem ganz hervorragenden Erzähler zu tun haben, dem eine bedeutende Zukunft sicher ist.

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“:
Ein Buch, das von seltener Kraft und ergreifender
Gefühlswärme getragen wird.

„Münchener Neueste Nachrichten“:
Wir haben es mit einem Werke zu tun, das ein sehr
bedeutendes Talent verrät.

„Hamburger Korrespondent“: Nie
verließ uns beim Lesen das Gefühl, daß sich hier
eine außerordentliche Kraft eigenartig offenbart.

„Breslauer Morgenzeitung“: Es ist
alles wahr und echt, es kann nicht nur, sondern es
muß unter den gegebenen Verhältnissen so geschehen,
wie es geschieht.

„Globus“: Ich werte das Molo'sche Lebens-
bild höher als „Törn Uhl“ und „Stilligenlei“ zusam-
men! Möchte es doch deren „Glück“ haben.

89067089672



b89067089672a

Molo

Uma

X47Y
M726
u

89067089672



B89067089672A